Haruki
Murakami

Tanz mit dem Schafsmann

Roman

btb



Buch

Der Held in »Tanz mit dem Schafsmann« ist ein Großstadtnomade, dessen Leben aus der Spur geraten ist: vierunddreißig Jahre alt, geschieden, ein Freund gestorben, von einer Frau ohne Erklärung verlassen, vom Job als Journalist angeödet. Wiederkehrende Träume und die Erinnerungen an Kiki, seine frühere Geliebte, führen ihn ins Hotel Delfin, jenen Ort, wo er einst mit Kiki glücklich war. Aus der ehemals schäbig-schrillen Absteige ist ein glitzernder Luxuspalast aus Glas geworden. Und dennoch: Es gibt eine andere Welt hinter der Fassade, die Welt, wo der Schafsmann lebt, Schutzengel und Schatten des Erzählers. Seine Botschaft lautet: »Tanzen, immer weiter tanzen, solange die Musik spielt.«

Auf der Suche nach einem neuen Leben verliebt sich der Erzähler in die Rezeptionistin des Hotels, spürt einen ehemaligen Schulfreund auf, der inzwischen zum Filmstar avanciert und mit Kiki auf der Leinwand zu sehen ist - und wird in ominöse Mordfälle hineingezogen ...

Autor

Haruki Murakami, 1949 in Kyoto geboren, lebte über längere Zeit in Europa und in den USA. Murakami ist international gefeierter und mit den höchsten japanischen Literaturpreisen ausgezeichneter Autor zahlreicher Romane und Erzählungen. Er hat die Werke von Raymond Chandler, John Irving, Truman Capote und Raymond Carver ins Japanische übersetzt.

Haruki Murakami bei btb

Gefährliche Geliebte. Roman (72795)
Mister Aufziehvogel. Roman (72668) Naokos Lächeln. Roman (73050) Untergrundkrieg. Der Anschlag von Tokyo (73075)

Tanz mit dem Schafsmann

Haruki -Murakami

Roman

Aus dem japanischen von Sabine Mangold

Btb

Die japanische Originalausgabe erschien 1988 unter dem Titel »Dansu, dansu, dansu« bei Kodansha Ltd., Tokyo

Umwelthinweis: Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

3. Auflage
Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2003 Copyright © 1988 by Haruki Murakami
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002 by DuMont Literatur und Kunstverlag GmbH und Co. Kommanditgesellschaft, Köln
Umschlaggestaltung: Design Team München nach einer Idee von Groothuis & Consorten Umschlagfoto: Getty Images/Tony Garcia Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin KR . Herstellung: Augustin Wiesbeck Made in Germany
ISBN 3-442-73074-0
www.btb-verlag.de

I

Dieses e-book ist nicht zum Verkauf bestimmt.

Scanned by: ditab

1

Ich träume oft vom Hotel Delfin.

Im Traum bin ich *ein Teil davon.* Und zwar als eine Art Dauerzustand. Der Traum suggeriert das ganz deutlich. Das Hotel Delfin ist verzerrt und schmal wie ein Schlauch. Es wirkt eher wie eine lange, überdachte Brücke. Eine Brücke, die sich von uralten Zeiten bis in die Endzeit des Universums erstreckt, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und mittendrin bin ich. Jemand weint. Weint um mich.

Das Hotel umhüllt mich. Ich kann seinen Puls fühlen, seine Temperatur spüren. Im Traum bin ich ein Teil des Hotels.

Das ist mein Traum.

Ich wache auf. Wo bin ich? Ich denke es nicht nur, sondern stelle mir die Frage laut: »Wo bin ich?« Eine sinnlose Frage. Als wüsste ich es nicht: Ich bin hier. Mitten im Leben. In meinem Alltag, mit allen Dingen, die zu mir, einer realen Existenz, gehören. Nicht, dass ich mich daran erinnern könnte, all den Situationen und Ereignissen, bei denen ich eine Rolle gespielt habe, jemals zugestimmt zu haben. Hin und wieder ist da eine Frau, die neben mir schläft. Doch meistens bin ich allein. Es gibt lediglich die Autobahn direkt vor meinem Fenster, ein Glas - mit einem Restschluck Whiskey - an meinem Bett und das feindselige - oder vielleicht auch nur gleichgültige - diesige Morgenlicht. Manchmal regnet es. Dann bleibe ich im Bett und träume vor mich hin. Und kippe den Rest Whiskey. Ich schaue den Regentropfen zu, die von der Traufe rinnen, und denke dabei an das Hotel Delfin. Irgendwann räkele ich mich, langsam und wohlig. Das genügt mir, um mich zu vergewissern, dass ich einfach nur ich bin und *nicht Teil von etwas anderem.* Aber das Gefühl im Traum hat sich noch nicht verflüchtigt. Es ist so plastisch, dass ich meine Hand danach ausstrecken und es berühren könnte. Dann würde das gesamte Bild, in dem ich mich befinde, in Bewegung geraten. Wenn ich angestrengt lausche, kann ich hören, wie sich

langsam eine Reihe von Szenen abzuspielen beginnt. Eine nach der anderen, in Kaskaden. Ich lausche aufmerksam. Höre, wie jemand leise, kaum wahrnehmbar weint, ein Schluchzen irgendwoher aus dunkler Tiefe. Jemand weint um mich.

Das Hotel Delfin existiert wirklich. Es befindet sich in einem unscheinbaren Winkel von Sapporo. Vor einigen Jahren habe ich eine Woche dort übernachtet. Wenn ich mich recht entsinne, war es vor vier Jahren. Nein, vor viereinhalb, um genau zu sein. Ich war noch in den Zwanzigern. Die Woche dort verbrachte ich mit einem Mädchen. Sie war es, die das Hotel ausgesucht hatte. *Da übernachten wir.* Sie hatte darauf bestanden. Sonst wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, in einem solchen Kasten abzusteigen. Das Hotel war eine schäbige Bruchbude. Während unseres gesamten Aufenthalts haben wir, soweit ich mich erinnere, keinen anderen Gast gesehen. Ein paar Figuren lungerten zwar in der Lobby herum, aber wer weiß, ob sie tatsächlich Gäste waren. Es fehlten immer einige Schlüssel an der Rezeption, was die Vermutung nahe legte, dass außer uns noch andere hier logierten. Falls überhaupt, konnten es nicht viele sein. Wenn irgendwo in der Großstadt ein Schild mit der Aufschrift *Hotel* aushängt und die Telefonnummer im Branchenbuch steht, sollte man eigentlich davon ausgehen können, dass sich Gäste einfinden. Doch falls es noch andere außer uns gab, dann mussten sie extrem schüchtern und leise sein. Man hörte weder den geringsten Mucks, noch gab es irgendein sichtbares Zeichen ihrer Anwesenheit - außer der täglich wechselnden Anordnung der Schlüssel am Bord. Vielleicht waren es Schattengestalten, die mit angehaltenem Atem an den Korridorwänden entlangschlichen. Gelegentlich hörten wir das quietschende Rumpeln des Aufzugs, doch sobald er stoppte, herrschte wieder bleierne Stille.

Ein ziemlich skurriles Hotel.

Es kam mir vor wie eine Sackgasse der Evolution, wie ein genetischer Rückschritt. Eine Missgeburt der Natur, die einige Organismen irreversibel auf die falsche Fährte gebracht hatte. Der evolutionäre Vektor war aufgehoben. Verwaiste Lebensformen kauerten im Dämmerlicht der

Geschichte, im Tal der ertrunkenen Zeit. Und niemand war dafür verantwortlich. Keiner trug die Schuld, keiner würde sie erlösen.

Man hätte das Hotel niemals an diese Stelle bauen dürfen. Das war der Kardinalfehler, der alles Weitere zum Scheitern verurteilte. Wie ein von oben falsch geknöpftes Hemd. Jeder Versuch, die Dinge ins Lot zu bringen, führt lediglich zu einer feinen, aber nicht unbedingt eleganten Unordnung. Alles wirkt leicht verzerrt, sodass man seinen Kopf jedes Mal um einige Grade zur Seite neigen muss, will man irgendwas anschauen. Die Verrenkung geht nie so weit, dass man ernstlich Schaden nehmen oder komisch wirken würde. Aber wer weiß? Wenn man lange genug hier zubrächte, würde man sich vielleicht daran gewöhnen. Eine ganz unauffällige Anomalie. Nur wird man die normale Welt dann nie wieder betrachten können, ohne den Kopf zu verdrehen.

Das also war das Hotel Delfin. Von Normalität keine Spur. Eine Konfusion jagte die nächste, bis der Sättigungsgrad erreicht war, um bald darauf vom Strudel der Zeit mitgerissen zu werden. Ein Blick genügte, und man war im Bilde. Ein erbärmliches Hotel. Erbärmlich wie ein dreibeiniger schwarzer Hund, der triefend im Dezemberregen steht. Heruntergekommene Hotels gibt es überall, ohne Frage, aber das Delfin stellte eine Klasse für sich dar. Dieses Hotel war von Grund auf erbärmlich. Es übertraf sich selbst.

Außer jenen arglosen Menschenseelen, die sich dorthin verirrten, würde natürlich niemand freiwillig dort absteigen. Doch zwischen seinem Namen (ich würde *zu DELFIN* eher ein schneeweißes Kurhotel im Zuckerbäckerstil an der Ägäis assoziieren) und dem tatsächlichen Eindruck, den es vermittelt, klaffte ein himmelweiter Unterschied. Ohne das Schild draußen am Portal wäre kein Mensch auf die Idee gekommen, dass es sich um ein Hotel handelte. Und auch mit dem Schild sah es kaum danach aus. Es wirkte eigentlich mehr wie ein Museum. Ein Kuriositätenkabinett, in das sich Leute mit skurrilen Vorlieben hineinstehlen, um sonderbare Ausstellungsstücke zu betrachten.

Dieser Vergleich, der sich einem bei seinem Anblick aufdrängen mochte, war keinesfalls so abwegig. Ein Teil des Hotels ähnelte tatsächlich einem Museum. Ich frage mich allerdings, wer freiwillig in solch einem Loch absteigen würde, das ein Sammelsurium von Dingen beherbergt: ausgestopfte Schafe und muffige Felle in düsteren Korridoren, schimmlige Akten und verblichene Fotografien. Ein Hotel voll unerfüllter Träume, die wie verkrusteter Schlamm in den Ecken klebten.

Sämtliche Möbel waren verschlissen, jeder Tisch wackelte, kein Schloss funktionierte. Abgewetzte Korridore in trüber Beleuchtung. Die Stöpsel in den Waschbecken so verzogen, dass das Wasser im Nu durchsickerte. Das Zimmermädchen, eine Tonne, die auf Elefantenbeinen durch die Korridore walzte und unheilvoll hustete. Dann der traurig blickende Besitzer mittleren Alters, dem zwei Finger fehlten und der seinen Platz an der Rezeption nie zu verlassen schien. Ein Typ, dem man sofort ansah, dass ihm immer alles schief ging. Ein Musterexemplar seiner Gattung: nach einem Tag Einweichen in verdünnter blauer Tinte hervorgezogen, in seiner Existenz stigmatisiert von Misserfolg, Versagen, Niederlagen. Man könnte ihn in eine Vitrine mit der Aufschrift *Homo nihilsuccessus* sperren und in einer Naturkundeklasse ausstellen. So ziemlich jeden würde der Anblick dieser Kreatur mehr oder weniger bedrücken, wenn nicht gar empören. Man könnte auch regelrecht zornig werden. Wer also würde schon freiwillig in einem solchen Hotel absteigen?

Nun, wir hatten uns dort einquartiert. Da übernachten wir, hatte sie gesagt. Und auf einmal war sie verschwunden. Hatte mich einfach sitzen lassen. Es war der Schafsmann, der mir die Nachricht überbrachte. Sie ist weg, hatte er mir gesagt. Ihm war bekannt, dass sie wegmusste. Inzwischen ist mir das auch klar. Sie hatte mich absichtlich hierhergelotst. Als wäre es ihr Ziel, ihre Bestimmung gewesen. So wie die Moldau ins Meer fließt. Die Assoziation kam mir beim Anblick der Regentraufe. Schicksal.

Als ich anfing, vom Hotel Delfin zu träumen, kam sie mir als Erstes in den Sinn. Sie sucht nach mir, dachte ich unwillkürlich. Weshalb sollte ich sonst diesen Traum haben, immer und immer wieder?

Sie. Ich kenne nicht einmal ihren Namen. Obwohl wir monatelang zusammengelebt hatten. Ich weiß eigentlich überhaupt nichts von ihr, außer dass sie zum Personal eines exklusiven Callgirlclubs gehörte. Eines Etablissements nur für Mitglieder, Personen mit untadeligem Ruf. Sie war eine Edelnutte. Nebenbei hatte sie noch eine Reihe anderer Jobs. Während der normalen Geschäftszeiten arbeitete sie als Korrektorin bei einem kleinen Verlag und war außerdem Ohren-Fachmodell für Werbefotos. Mit anderen Worten, sie führte ein ziemlich geschäftiges Leben. Natürlich hatte sie auch einen Namen, wohl sogar eine ganze Reihe. Und deshalb wiederum keinen richtigen. Was immer sie bei sich hatte - und das war so gut wie nichts -, es stand kein Name darauf. Sie hatte weder einen Bahnausweis noch einen Führerschein oder eine Kreditkarte. Lediglich ein kleines Notizbuch, in das jedoch nur unleserliche Hieroglyphen hineingekritzelt waren. Es gab keinen Anhaltspunkt für ihre Identität. Nutten mögen Namen haben, aber sie leben in einer Welt, die davon nichts zu wissen braucht.

Ich wusste jedenfalls so gut wie nichts über sie. Weder ihren Geburtsort noch ihr wahres Alter oder ihren Geburtstag. Auch nichts über ihren schulischen und familiären Hintergrund. Null. Unvorhersehbar wie ein Regenschauer war sie aufgetaucht und wieder verschwunden, nur um Erinnerungen zurückzulassen.

Doch jetzt nimmt die Erinnerung an sie eine neue Wirklichkeit an. Eine fühlbare Wirklichkeit, die wachgerufen wird durch das Hotel Delfin. Ja, sie hält erneut nach mir Ausschau, verlangt nach mir. Und nur indem ich noch einmal ein Bestandteil des Hotels Delfin werde, kann ich ihr wieder begegnen. Offensichtlich ist sie es, die um mich weint.

Während ich die Regentropfen beobachte, denke ich darüber nach, dass ich in etwas enthalten sein soll. Und auch darüber, dass jemand um mich weint. In einer Welt, die schrecklich weit entfernt liegt. Als handelte es sich um Ereignisse auf dem Mond. Letztendlich war es ein Traum. Egal, wie weit ich meine Hand ausstrecke, egal wie schnell ich laufe, ich werde wohl nie dort ankommen.

Weshalb sollte jemand um mich weinen?

Dennoch, sie verlangt nach mir. Irgendwo im Hotel Delfin. Und in einem Winkel meines Herzens wünsche ich es mir ja selbst, Teil dieses Orts zu werden, Teil dieses skurrilen, verhängnisvollen Schauplatzes.

Es ist allerdings nicht so leicht, wieder ins Hotel Delfin zu gelangen. Einfach nur telefonisch ein Zimmer zu bestellen, in ein Flugzeug zu steigen und nach Sapporo zu fliegen - damit ist es nicht getan. Das Hotel ist eben nicht nur ein Ort, sondern zugleich ein Zustand. Ein Zustand in Form eines Hotels. Dorthin zurückzukehren bedeutet, sich erneut mit den Schatten der Vergangenheit zu konfrontieren. Allein die Aussicht darauf deprimiert mich. Ich habe in den letzten vier Jahren alles getan, um diesen schaurigen, düsteren Schatten loszuwerden, ihm zu entkommen. Die Rückkehr zum Hotel Delfin heißt, alles im Stich zu lassen, was ich in diesem Zeitraum gehortet habe. Nicht dass ich Großartiges erreicht hätte, um Himmels willen. Wie man es auch betrachtet, das meiste davon ist ohnehin nur provisorischer, der Bequemlichkeit dienender Kram. Nun gut, ich habe für mich das Beste daraus gemacht. Mit etwas Gerümpel habe ich es geschafft, auf geschickte Weise eine Verbindung zur Realität herzustellen und mir ein neues Leben aufzubauen, das auf ganz anspruchslosen Wertvorstellungen meinerseits beruht. Sollte ich das alles zum Fenster hinausschmeißen? Und tatsächlich noch einmal bei null anfangen?

Doch letzten Endes hat alles dort begonnen. Das ist mir inzwischen klar geworden. Also muss die Geschichte wieder dort beginnen.

Ich rollte mich auf den Rücken, starrte an die Decke und seufzte. Ach, gib's auf, dachte ich. Gib's auf, grübeln hilft nicht. Es liegt nicht in deiner Hand, mein Junge. Was immer du dir zusammenspinnst, du musst dort wieder anfangen. Es ist bereits besiegelt. Unausweichlich.

Ich möchte etwas über mich erzählen.

Mich vorstellen, sozusagen.

Das war früher in der Schule so Brauch. Wenn sich eine neue Klasse formierte, bin ich, sobald ich an der Reihe war, brav nach vorne gegangen und habe vor der versammelten Mannschaft so allerlei über mich

preisgegeben. Ich hasste das. Außerdem sah ich überhaupt keinen Sinn darin. Was wusste ich schon über mich? War jenes Ich, das mir über mein Bewusstsein zugänglich war, mein wirkliches Ich? War mein Selbstbild nicht nach eigenem Gutdünken zurechtgestutzt und völlig verzerrt wahrgenommen? Genauso unecht wie der Klang der eigenen Stimme bei einer Tonbandaufnahme? Es war mir immer suspekt gewesen. Jedes Mal wenn ich mich vorstellen, den anderen etwas über mich erzählen sollte, kam es mir vor, als würde ich mein eigenes Zeugnis nach Belieben ummodeln. Ich war meiner selbst nie sicher gewesen. Deshalb hatte ich stets darauf geachtet, nur objektive Fakten, die keiner Erläuterung und Sinngebung bedurften, zu berichten. (Ich habe einen Hund. Ich schwimme. Ich mag keinen Käse. Und so weiter.) Dabei hatte ich immer das Gefühl, fiktiven Menschen fingiertes Zeug zu erzählen. Und wenn ich mir die Geschichten von andern anhörte, erschien es mir, als würde jeder über eine fremde Person sprechen. Wir erhalten uns am Leben, indem wir in einer eingebildeten Welt eingebildete Luft atmen.

Trotzdem werde ich etwas über mich erzählen. Alles beginnt damit, dass ich etwas über mich erzähle. Der erste Schritt sozusagen. Ob es stimmt oder nicht, darüber kann man später befinden. Entweder ich oder jemand anders. Jedenfalls ist es jetzt an der Zeit, etwas über mich zu erzählen. Außerdem muss ich das üben.

Inzwischen schmeckt mir Käse. Ich weiß nicht, seit wann, aber irgendwann war es eben so. Mein Hund war in dem Jahr, als ich auf die Mittelschule kam, an einer Lungenentzündung, die er sich im Regen geholt hatte, gestorben. Seitdem habe ich keinen mehr. Schwimmen tue ich immer noch gern.

Das wär's.

Doch so einfach ist die Angelegenheit nicht erledigt. Wenn man etwas vom Leben verlangt (gibt es überhaupt Menschen, die nichts fordern?), verlangt das Leben auch weitere Fakten von einem selbst. Um eine klare Figur zeichnen zu können, braucht man viel mehr Anhaltspunkte. Sonst bekommt man kein Feedback.

Wegen unvollständiger Angaben nicht zu beantworten. Bitte drücken Sie die Löschtaste!

Ich drücke die Löschtaste. Der Bildschirm ist leer. Im Klassenzimmer schmeißen sie Sachen nach mir. Los, erzähl! Wir wollen mehr hören. Raus mit der Sprache! Der Lehrer runzelt die Stirn. Mir fehlen die Worte. Wie versteinert stehe ich am Pult.

Also erzähle ich. Sonst kann nichts beginnen. Und auch noch möglichst lang und breit. Ob es stimmt oder nicht, darüber kann man sich später den Kopf zerbrechen.

Manchmal hat sie bei mir übernachtet. Morgens haben wir gemeinsam gefrühstückt. Dann ist sie zur Arbeit gefahren. Auch sie hat eigentlich keinen Namen. Was einfach daran liegt, dass sie in dieser Geschichte keine Hauptfigur ist. Sie wird gleich wieder verschwinden. Um also keine Verwirrung zu stiften, lasse ich ihren Namen fort. Dennoch liegt es mir fern, ihre Existenz zu entwerten. Ich habe sie sehr gemocht und tue es noch immer, auch nachdem sie fort ist.

Wir waren sozusagen befreundet. Zumindest hielt ich es bei ihr für möglich, sie als die einzige Vertraute zu betrachten. Außer mir gab es noch einen anderen, einen richtigen Liebhaber. Sie war beim Fernmeldeamt beschäftigt, wo sie per Computer Telefonrechnungen erstellte. Ich habe mich nie ausführlich nach ihrer Tätigkeit erkundigt, und auch sie hat nicht weiter davon gesprochen, aber im Großen und Ganzen war das ihr Job. Für jeden Privatanschluss die anfallenden Telefongebühren ermitteln und Rechnungen erstellen. Deshalb hatte ich jedes Mal, wenn ich die monatliche Abrechnung im Briefkasten fand, das Gefühl, einen persönlichen Brief zu erhalten. Sie hatte damit aber nichts zu tun. Sie schlief mit mir. Etwa zwei, drei Mal im Monat. Sie hielt mich für einen Mondmenschen. »Na, willst du nicht zum Mond zurück?«, neckte sie mich kichernd, wenn wir nackt im Bett kuschelten und sie ihre Brüste an meinen Bauch schmiegte. Oft haben wir bis in die Morgenstunden so herumgealbert. Draußen toste unentwegt die Autobahn. Im Radio lief ein monotones Stück von Human League.

Human League. Idiotischer Name! Wer denkt sich bloß so einen Schwachsinn aus. Früher haben sich die Bands seriösere Namen gegeben: Imperials, Supremes, Flamingos, Impressions, Doors, Four Seasons, Beach Boys.

Sie lachte mich dann immer aus. Ich würde mich schon ändern. Fragt sich nur, in welcher Hinsicht. Ich selbst hielt mich für einen ganz manierlichen Menschen mit ganz manierlichen Ansichten.

Human League.

»Ich mag dich«, sagte sie. »Manchmal bin ich richtig verrückt nach dir. Zum Beispiel wenn ich bei der Arbeit bin.« »Hm«, sage ich.

»Na ja, *manchmal«,* betont sie nachträglich. Eine halbe Minute später ist der Human-League-Song zu Ende. Es folgt ein Stück von einer Gruppe, deren Name mir nichts sagt.

»Das ist genau dein Schwachpunkt«, fährt sie fort. »Ich verbringe gerne Zeit mit dir, aber ich kann mir nicht vorstellen, jeden Tag von morgens bis abends mit dir zusammenzuleben. Weshalb wohl?«

»Hm«, mache ich.

»Ich will nicht sagen, dass ich es beklemmend finde, mit dir zusammen zu sein. Aber manchmal, weißt du, habe ich das Gefühl, dass die Luft immer dünner wird. Wie auf dem Mond.«

»Das sind eben die ersten Schrittchen ...«

»Hör mal, ich sage das nicht aus Spaß.« Sie richtet sich auf und schaut mich an. »Ich sage es dir zuliebe. Gibt es sonst noch jemanden, der etwas dir zuliebe sagt? Na? Sag schon, gibt es jemanden?«

»Nein«, erwidere ich aufrichtig. Es gibt niemanden.

Sie legt sich wieder hin und drückt ihre Brüste sanft an meine Seite. Ich streichele ihren Rücken. »Jedenfalls wird die Luft manchmal dünn wie auf dem Mond, wenn ich mit dir zusammen bin.«

»Die Luft auf dem Mond ist nicht dünn«, erkläre ich ihr. »Auf der Mondoberfläche existiert überhaupt keine Luft. Deshalb ...«

»Sie ist aber dünn«, sagt sie leise. Ich bin mir nicht sicher, ob sie meine Bemerkung ignoriert oder einfach nicht gehört hat. Ihre leise Stimme macht

mich nervös. Ich weiß nicht, wieso, aber etwas darin irritiert mich. »Manchmal wird sie plötzlich dünn. Als ob du eine ganz andere Luft atmest als ich. Ich merke das.«

»Die Angaben sind unvollständig«, sage ich.

»Willst du damit sagen, ich wüsste nichts über dich?«

»Ich weiß ja nicht mal selbst gut über mich Bescheid«, erwidere ich. »Ehrlich! Das meine ich jetzt nicht im philosophischen Sinne, eher praktisch. Insgesamt sind die Angaben unvollständig.«

»Aber du bist doch schon dreiunddreißig, oder?«, entgegnet sie. Sie selbst ist sechsundzwanzig.

»Vierunddreißig«, verbessere ich. »Vierunddreißig Jahre und zwei Monate.«

Sie schüttelt den Kopf. Dann steht sie auf, geht zum Fenster und zieht die Vorhänge auf. Draußen ist die Autobahn zu sehen. Über der Straße taucht weiß wie ein Knochen der morgendliche Sechs-Uhr-Mond auf. Sie trägt einen Pyjama von mir.

»Kehr auf deinen Mond zurück«, sagt sie und deutet zum Himmel.

»Ein bisschen kalt, was?«, sage ich.

»Kalt? Auf dem Mond?«

»Nein, dir. Es ist Februar.« Sie lehnt sich aus dem offenen Fenster und haucht ihren weißen Atem hinaus. Als ich sie darauf aufmerksam mache, beginnt sie sichtlich zu frieren.

Sie kriecht schnell ins Bett zurück. Ich nehme sie in die Arme. Der Pyjama fühlt sich eiskalt an. Sie presst ihre Nasenspitze gegen meinen Hals. Auch die ist eiskalt. »Ich mag dich sehr«, sagt sie.

Ich möchte antworten, finde jedoch nicht die richtigen Worte. Ich empfinde Zuneigung für sie. Im Bett kann ich wundervolle Stunden mit ihr verbringen. Mir gefällt es, ihren Körper zu wärmen und über ihr Haar zu streichen. Ihren sanften Atem beim Schlafen zu hören und sie morgens zu verabschieden, wenn sie zur Arbeit geht. Die von ihr - wie ich glaube - erstellte Telefonrechnung zu erhalten und sie in meinem großen Pyjama zu sehen. Doch wenn es darauf ankommt, etwas zu sagen, fehlen mir die

passenden Worte.

Natürlich kann ich nicht sagen: Ich liebe dich. Und genauso wenig: Ich mag dich.

Wie soll ich es also ausdrücken?

Jedenfalls bringe ich kein Wort über die Lippen. Mir fällt einfach nichts Passendes ein. Ich merke, dass es sie verletzt, wenn ich nichts sage. Sie versucht es zwar zu verbergen, aber ich merke es. Merke, wie es über ihre samtene Haut, über ihr Rückgrat läuft. Ganz deutlich. Wir liegen eine Weile eng umschlungen und schweigen. Hören Songs, deren Titel wir nicht kennen. Sie legt verstohlen ihre Hand auf meinen Schoß.

»Du solltest eine Frau vom Mond heiraten und hübsche Mondkinder mit ihr zeugen«, sagt sie zärtlich. »Das wäre das Beste für dich.«

Durch das offen stehende Fenster kann man den Mond sehen. Während ich sie umarme, blicke ich ihn unverwandt an. Hin und wieder donnert ein schwer beladener Fernlaster über die Autobahn. Es dröhnt unheilvoll wie eine berstende Eisscholle. Was transportieren die nur?, frage ich mich.

»Gibt's was zum Frühstück?«, erkundigt sie sich.

»Das Übliche. Schinken, Eier, Toast. Außerdem gibt es noch einen Rest Kartoffelsalat von gestern Mittag. Und natürlich Kaffee. Ich mache dir Milch warm, für Café au lait«, sage ich.

»Au prima!«, sagt sie lächelnd. »Du machst Eier mit Schinken, Kaffee und Toast für mich?«

»Natürlich. Mit Vergnügen.«

»Weißt du, was ich am liebsten mag?«, fragt sie mich. »Ehrlich gesagt, nein. Keine Ahnung.«

»Also am liebsten mag ich Folgendes«, sagt sie und schaut mir dabei in die Augen. »Kalte Wintermorgen sind mir ein Greuel. Ich will dann gar nicht aus den Federn. Aber wenn ich den Kaffeeduft und die brutzelnden Eier mit Schinken rieche und das Schnappen des Toasters höre, bin ich nicht mehr zu bremsen und schwuppdiwupp aus dem Bett.«

»Na schön. Probieren wir's aus«, sage ich lachend.

Ich bin kein verschrobener Typ.

Da bin ich mir ganz sicher.

Vielleicht kann man mich nicht gerade als durchschnittlich bezeichnen, aber verschroben bin ich nicht.

Eigentlich bin ich ein grundanständiger Kerl. Extrem geradlinig. Geradlinig wie ein Pfeil. Mein Dasein ist notwendig und äußerst natürlich. Eine selbstverständliche Tatsache, wenn man so will. Es kümmert mich wenig, wie andere meine Existenz empfinden. Was andere von mir halten, ist ein Problem, das nichts mit mir zu tun hat. Es ist vielmehr *deren* Problem, nicht *meines*.

Manche halten mich für einfältiger, als ich wirklich bin. Andere wiederum für berechnender. Doch das ist mir egal. Der Komparativ *als ich wirklich bin* bezeichnet lediglich eine Nuance meines Selbstbildes. Für gewisse Leute bin ich möglicherweise wirklich einfältig oder wirklich berechnend. Mir ist das ziemlich egal. Das ist nicht weltbewegend. Es gibt meines Erachtens keine Missverständnisse. Nur unterschiedliche Auffassungen.

Auf der anderen Seite kenne ich aber auch Personen - Männer und Frauen -, die sich von meiner Redlichkeit angezogen fühlen. Es sind äußerst wenige, aber es gibt sie. Zweifellos. Wie Planeten kreisen wir im dunklen All, naturgemäß voneinander angezogen, um dann wieder auseinander zu driften. Sie kommen zu mir, gehen eine Beziehung mit mir ein, bis sie mich eines Tages wieder verlassen. Sie werden Freunde, Geliebte und vielleicht sogar Ehepartner. Manchmal werden sie auch zu Gegnern. Aber was immer sie sind, irgendwann gehen sie fort. Sie sind resigniert, verzweifelt oder stumm (selbst wenn man den Hahn aufdreht, kommt nichts heraus), und dann gehen sie fort. In meinem Zimmer gibt es zwei Türen. Einen Eingang und einen Ausgang. Sie sind nicht austauschbar. Durch den Eingang kann man nicht hinaus, durch den Ausgang nicht hinein. Das ist so festgelegt. Die Leute kommen durch den Eingang herein und gehen durch den Ausgang hinaus. Es gibt viele Arten zu kommen und zu gehen. Dennoch, irgendwann verlassen mich alle. Manche gehen, um neue Möglichkeiten auszuprobieren, andere, um Zeit zu sparen. Manche sind gestorben. Keiner ist dageblieben. Es gibt niemanden hier im Zimmer. Außer mir. Ich nehme permanent ihre

Abwesenheit wahr. Von allen, die mich verlassen haben. Ihre gesprochenen Worte, ihre Atemzüge, ihre gesummten Lieder schweben durchs Zimmer wie Staubflocken in den Ecken.

Ich habe das Gefühl, dass ihr Bild von meiner Person doch ziemlich präzise war. Eben deshalb kamen sie geradewegs zu mir, um mich schließlich wieder zu verlassen. Sie erkannten meine Anständigkeit, erkannten meine typische Aufrichtigkeit - ein anderer Ausdruck fällt mir leider nicht ein -, mit der ich meine Anständigkeit zu bewahren suchte. Sie wollten mir etwas sagen, mein Herz öffnen. Es waren meist sehr warmherzige Menschen. Doch ich konnte ihnen nichts geben. Und selbst wenn, dann reichte das nicht aus. Ich habe mich immer bemüht, ihnen mein Möglichstes zu geben. Was ich konnte, habe ich getan. Ich habe auch an sie Erwartungen gestellt. Und am Ende ist es doch schief gelaufen. Sie haben mich verlassen. Das war natürlich bitter.

Aber noch bitterer war, dass sie beim Hinausgehen viel trauriger aussahen als beim Hereinkommen. Das ist mir nicht entgangen. Es mag komisch klingen, doch sie wirkten oft weitaus kaputter als ich. Wieso eigentlich? Und weshalb bleibe ich immer übrig? Mit dem Schatten eines Geschädigten. Schwer zu sagen, woran es lag.

Die Angaben sind unvollständig.

Deshalb kommt nie eine Antwort zurück.

Etwas fehlt.

Als ich eines Tages nach einem Geschäftstermin nach Hause kam, fand ich eine Postkarte in meinem Briefkasten. Abgebildet war ein Astronaut, der in einem Weltraumanzug auf dem Mond umherspazierte. Es stand zwar kein Absender darauf, aber ich wusste sofort, von wem die Karte stammte.

»Wir sollten uns besser nicht mehr sehen«, schrieb sie. »Ich werde wahrscheinlich in Kürze einen Erdbewohner heiraten.« Ich hörte, wie die Tür ins Schloss fiel.

Wegen unvollständiger Angaben nicht zu beantworten. Bitte drücken Sie die Löschtaste!

Der Bildschirm ist leer.

Wie lange soll das noch so weitergehen? Ich bin bereits vierunddreißig. Wie lange noch? Ich war traurig. Es war ganz klar meine Schuld. Dass sie sich von mir trennen würde, war gewissermaßen vorprogrammiert. Das war mir von Anfang an klar. Sie wusste es, ich wusste es. Und trotzdem hatten wir offenbar ein kleines Wunder erwartet. In der Hoffnung, dass sich bei der geringsten Gelegenheit eine grundlegende Wandlung vollziehen würde. Was natürlich nicht geschehen ist. Und dann ging sie fort. Ich fühlte mich zwar einsam, nachdem sie aus meinem Leben verschwunden war, doch es war die gleiche Einsamkeit, die ich auch schon vorher erlebt hatte. Ich konnte sicher sein, dass ich diese Einsamkeit gut überstehen würde.

Ich gewöhne mich allmählich daran.

Dieser Gedanke bereitete mir Unbehagen. Als würde aus meinen Eingeweiden eine schwarze Flüssigkeit bis zur Kehle hochquellen. Ich trat vor den Badezimmerspiegel. Das da also bin ich. Das bist du. Du hast dich selbst ruiniert. Du hast dich weit mehr kaputtgemacht, als du glaubst.

Ich wirkte viel schmuddeliger und älter als sonst. Ich wusch mir gründlich das Gesicht und rieb es mit einer Lotion ein. Ebenso gründlich schrubbte ich meine Hände, nahm ein frisches Handtuch und trocknete mich ab. Anschließend ging ich in die Küche, trank ein Bier und räumte dabei den Kühlschrank auf. Schmiss verschrumpelte Tomaten weg, stellte die Bierdosen ordentlich nebeneinander und die Behälter um und machte eine Einkaufsliste.

Als es bereits dämmerte, betrachtete ich gedankenverloren den Mond und fragte mich, wie lange es noch so weitergehen sollte. Irgendwann würde ich wieder zufällig einer neuen Frau begegnen. Wir würden einander anziehen, naturgemäß, wie Planeten. Vergeblich Wunder erwarten, die Zeit verschlingen, uns gegenseitig seelisch zermürben und dann auseinander gehen.

Wie lange sollte das so weitergehen?

2

Eine Woche, nachdem ich ihre Postkarte mit der Mondlandschaft erhalten hatte, musste ich beruflich nach Hokkaido. Wie üblich nichts Berauschendes, aber in meiner Situation konnte ich es mir nicht erlauben, wählerisch zu sein. Die Aufträge, die ich bekomme, unterscheiden sich sowieso nur geringfügig. Glücklicherweise - oder auch nicht - ist es ja im Allgemeinen so. Je weiter am Rande man sich befindet, umso weniger fallen Qualitätsunterschiede auf. Genau wie bei Frequenzen: Von einem bestimmten Punkt an lässt sich kaum noch sagen, welcher von zwei benachbarten Tönen höher klingt. Bis man sie nicht mehr auseinander halten und schließlich überhaupt nicht mehr hören kann.

Mein Auftrag war ein Artikel für ein Frauenmagazin: Feinschmecker-Restaurants in Hakodate. Zusammen mit einem Fotografen sollte ich ein paar Lokale abklappern. Ich war für die Story zuständig, er lieferte die Aufnahmen. Der gesamte Beitrag sollte fünf Seiten füllen. Das Frauenmagazin wollte einen solchen Artikel, und irgendjemand musste ihn eben schreiben. Genauso wie Müll oder Schnee beseitigt werden müssen. Egal, ob einem das gefällt oder nicht. Dreieinhalb Jahre lang habe ich triviale Kulturarbeit dieser Art geleistet. Kulturelles Schneeschaufeln, sozusagen.

Nachdem ich mich aus gewissen Gründen von meinem Geschäftspartner, mit dem ich eine Zwei-Mann-Agentur betrieb, getrennt hatte, ließ ich mich ein halbes Jahr nur treiben. Ich verspürte überhaupt keine Motivation, etwas zu tun. Im Herbst des Vorjahres war allerhand passiert in meinem Leben. Ich hatte mich scheiden lassen. Ein Freund war gestorben, unter merkwürdigen Umständen. Eine Frau hatte mich verlassen, ohne Erklärung. Ich begegnete eigenartigen Typen, fand mich in seltsame Ereignisse verwickelt. Und als alles vorbei war, umgab mich eine tiefe Stille, tiefer, als ich es je erlebt hatte. Eine gähnende Leere machte sich in meinem Apartment breit. Abwesenheit im kondensierten Zustand. Sechs Monate lang igelte ich mich zu Hause ein. Tagsüber verließ ich so gut wie nie die Wohnung, es sei

denn, um das absolute Minimum an Einkäufen zu erledigen, die zum Überleben nötig waren. Mit dem ersten Morgengrauen wagte ich mich nach draußen und streunte ziellos durch das menschenleere Viertel. Sobald es belebter wurde auf den Straßen, zog ich mich in meine Behausung zurück und legte mich schlafen. Spätabends stand ich auf, bereitete mir einen Imbiss, fütterte den Kater. Dann setzte ich mich auf den Boden und grübelte zum x-ten Male über all das nach, was mir passiert war, versuchte es zu ordnen. Ich variierte die Reihenfolge der Ereignisse, erwog sämtliche Alternativen, überlegte, was ich richtig und was ich falsch gemacht hatte. Das zog sich bis zum Morgengrauen hin, bis ich dann wieder die Wohnung verließ, um durch die ausgestorbenen Straßen zu irren.

Ein halbes Jahr lang war das mein täglicher Trott gewesen. Von Januar bis Juni 1979. Ich hatte kein einziges Buch gelesen, nicht eine Zeitung aufgeschlagen. Ich hörte keine Musik. Sah nicht fern, schaltete kein Radio an. Sah niemanden, sprach mit niemandem. Ich trank kaum. Mir stand einfach nicht der Sinn danach. Ich hatte keine Ahnung, was draußen in der Welt vor sich ging, wer berühmt geworden war, wer gestorben war. Nicht etwa, dass ich Informationen kategorisch ablehnte, ich hatte einfach nur kein Bedürfnis, irgendetwas zu erfahren. Obgleich ich natürlich merkte, dass die Welt sich weiterdrehte. Auch wenn ich reglos in meinem Apartment hockte, spürte ich es auf der Haut. Wie eine lautlose Brise, die an mir vorbeiwehte. Auf dem Boden sitzend, beschwor ich im Geiste die Vergangenheit herauf. Es klingt komisch, aber ich tat nichts anderes, Tag für Tag für Tag, ein halbes Jahr lang. Und dennoch empfand ich dabei weder Überdruss noch Langeweile. All das, womit ich fertig werden musste, schien mir so gewaltig, so komplex zu sein. Gewaltig, aber vor allem wirklich. Zum Anfassen real. Wie ein nächtlich angestrahltes Monument. Ein Monument, das einzig und allein für mich da stand. Ich untersuchte das gesamte Geschehen unter allen möglichen Blickwinkeln. Die Ereignisse hatten mir natürlich ziemlich übel mitgespielt. Es war kein geringer Schaden. Viel Blut war geflossen, lautlos. Mit der Zeit ließen einige Qualen nach, andere kamen erst später hoch. Und dennoch hatte ich mich dieses

halbe Jahr nicht verkrochen, um meine Wunden zulecken. Es war auch keine autistische Ablehnung der Außenwelt. Ich brauchte einfach Zeit. Ich brauchte ein halbes Jahr, um all das, was mit den Ereignissen zusammenhing, konkret - im praktischen Sinne - auf die Reihe zu kriegen. Um es zu überprüfen. Nein, es war keine autistische Anwandlung, keine strikte Absage an die Welt. Einfach nur eine Frage der Zeit. Ich brauchte pure, physische Zeit, um wieder auf die Beine zu kommen.

Welchen Sinn es hatte, mich wieder aufzubauen, und welche Richtung ich danach ansteuern sollte, so weit dachte ich gar nicht. Das war ein völlig anderes Thema. Darüber konnte ich mir später den Kopf zerbrechen. Zunächst ging es nur darum, mein Gleichgewicht wiederherzustellen.

Sogar mit meinem Kater sprach ich kaum ein Wort.

Ein paarmal klingelte das Telefon. Ich ließ es klingeln.

Wenn jemand an die Tür klopfte, machte ich nicht auf.

Es kamen auch einige Briefe. Mein Expartner schrieb mir, er mache sich Sorgen um mich, da er nicht wisse, wo ich steckte, was ich tat. Deshalb versuche er, mich erst einmal über diese Anschrift zu erreichen. Ob er irgendetwas für mich tun könne? Sein Geschäft liefe ganz gut. Er erwähnte Neuigkeiten über gemeinsame Freunde. Ich musste den Brief mehrmals lesen, bis ich begriff, was darin stand. Bestimmt vier, fünf Mal. Dann legte ich ihn in die Schreibtischschublade.

Meine Exfrau schrieb mir ebenfalls. Es ging um irgendwelche konkreten Dinge. Auch ihr Ton war ganz und gar pragmatisch. Am Schluss erwähnte sie, dass sie wieder heiraten würde. Jemanden, den du nicht kennst, schrieb sie. Und vermutlich auch nie kennen lernen wirst, hätten ihre schroffen Zeilen weiter lauten können. Was übrigens bedeutete, dass sie sich von dem Typen getrennt hatte, mit dem sie zum Zeitpunkt unserer Scheidung zusammen gewesen war. Na ja, kein Wunder, dachte ich. Ich kannte ihn recht gut, eine Kanone war er nicht gerade. Er spielte Jazzgitarre, war jedoch nicht sonderlich begabt. Auch als Mensch war er ziemlich fade. Mir war schleierhaft, was sie an ihm fand - aber das war schließlich deren Problem. Um mich mache sie sich keine Sorgen, schrieb sie. Sie sei

überzeugt, es würde mir gut gehen, egal, was ich anpackte. Sie spare sich die Sorgen lieber für diejenigen auf, die zukünftig in meinen Bannkreis gerieten. Darüber mache sie sich in letzter Zeit ziemlich viele Gedanken.

Ich las den Brief mehrmals und legte ihn dann ebenfalls in die Schublade.

So floss die Zeit dahin.

Finanziell gab es keine Probleme. Ich hatte genug Ersparnisse, um ein halbes Jahr davon zu leben, und über später zerbrach ich mir jetzt nicht den Kopf. Der Winter war vorbei, der Frühling hielt Einzug. Ein warmes, friedliches Licht durchflutete mein Zimmer. An dem Einfallswinkel der Sonnenstrahlen konnte ich ablesen, wie der Sonnenstand sich allmählich veränderte. Der Frühling weckte alte Erinnerungen. An Menschen, die mich verlassen hatten oder gestorben waren. Ich dachte an die Zwillinge. Ich hatte mit den beiden Frauen eine Weile zusammengelebt. 1973, glaube ich. Damals wohnte ich neben einem Golfplatz. Bei Sonnenuntergang sind wir immer über den Zaun geklettert, um auf dem Gelände umherzuschweifen und liegen gelassene Golfbälle aufzulesen. Die Abenddämmerung im Frühling erinnerte mich an solche Szenen. Wohin sind sie alle entschwunden?

Eingang und Ausgang.

Mir fiel die Bar ein, in der ich früher mit dem inzwischen verstorbenen Freund verkehrt hatte. Wir sind dort oft versackt. Im Nachhinein betrachtet, war es die substantiellste Zeit meines bisherigen Lebens gewesen. Komisch. Ich erinnere mich auch an die Musik von damals. Wir waren noch Studenten. Haben dort Bier getrunken, Zigaretten geraucht. Wir brauchten diesen Ort. Um Gespräche zu führen. Worüber wir uns unterhalten haben, weiß ich nicht mehr. Nur noch, dass wir reichlich Gesprächsstoff hatten.

Und nun ist er tot.

Er hatte sich viel aufgehalst und ist dann gestorben. Eingang und Ausgang.

Der Frühling machte sich deutlich bemerkbar. Der Wind roch anders. Sogar die nächtliche Dunkelheit änderte ihre Nuance. Geräusche wechselten ihre Klangfarbe. Der Frühsommer kündigte sich bereits an.

Ende Mai starb mein Kater. Plötzlich und unerwartet, ohne Vorzeichen. Ich wachte eines Tages auf und fand ihn zusammengekauert in der Küchenecke, tot. Vermutlich hatte er nicht viel gemerkt. Der Kadaver war starr wie ein kaltes Brathähnchen, das Fell wirkte noch schmutziger als zu Lebzeiten. Sein Name war Sardine. Er konnte nicht gerade von sich behaupten, ein glückliches Leben hinter sich zu haben. Von niemandem wirklich geliebt, hatte auch er vermutlich niemanden wirklich geliebt. Wie resigniert er einen immer angeschaut hatte, als wollte er sagen: Was habe ich noch zu verlieren? Solch einen Blick findet man wohl selten bei Katzen. Na ja, nun war er tot. Einmal tot, hat man wenigstens nichts mehr zu verlieren. Das ist der Vorzug am Totsein.

Ich stopfte den Kadaver in eine SEIBU-Papiertüte, die ich auf dem Rücksitz meines Wagens verstaute, und fuhr zu einer Eisenwarenhandlung, um eine Schaufel zu besorgen. Nach langer Zeit schaltete ich wieder einmal das Radio ein und hörte Rock, während ich westwärts fuhr. Es lief hauptsächlich öde Popmusik: Fleetwood Mac, ABBA, Melissa Manchester, Bee Gees, KC and the Sunshine Band, Donna Summer, Eagles, Boston, Commodores, John Denver, Chicago, Kenny Loggins ... Eine Musik wie Schaum, die sich aufplusterte und wieder verschwand. Der reinste Schrott! Müllreife Massenware, um Teenagern ihr bisschen Kleingeld aus der Tasche zu ziehen.

Plötzlich verspürte ich Wehmut.

Die Zeiten haben sich eben geändert. Nicht mehr und nicht weniger.

Ich versuchte mich an hohles Zeug zu erinnern, das wir als Teenager gehört hatten: Nancy Sinatra. Schrott. The Monkees - oh Graus. Selbst Elvis hatte eine Menge Schund fabriziert. Wen gab's noch? Trini Lopez. Pat Boone. Die meisten Stücke von ihm erinnerten mich an Gesichtsseife. Fabian, Bobby Rydall, Annette. Und nicht zu vergessen: Herman's Hermits. Eine echte Katastrophe.

Alles, was mir in den Sinn kam, waren schwachsinnige englische Bands, die wie Pilze aus dem Boden geschossen waren.

Lange Mähnen und ausgeflippte Klamotten. Welche fallen mir denn noch

ein? Honeycombs, Dave Clarc Five, Gerry & The Pacemakers, Freddy & The Dreamers und so weiter und so fort.

Jefferson Airplane - steife Leichen. Tom Jones - wenn ich nur den Namen höre, werde ich starr vor Entsetzen. Engelbert Humperdinck, der hässliche Klon von Tom Jones. Herp Albert & The Tijuana Brass, bei denen jedes Stück nach Kaufhausgedudel klingt. Simon & Garfunkel, die beiden Scheinheiligen. Und Jackson Five, voll neurotisch.

Alles Mist.

Es hat sich nichts geändert. Immer und immer wieder das Gleiche. Nur die Jahreszahlen wechseln, und die Interpreten werden ausgetauscht. Solch schwachsinnige Wegwerfmusik gab es zu allen Zeiten und wird es immer geben. So sicher wie der Mond die Gezeiten bestimmt. Völlig gedankenverloren hatte ich bereits eine ziemliche Strecke zurückgelegt. Irgendwann lief *Brown Sugar* von den Stones. Ich musste lächeln. Supersong. Die Musik taugte was. *Brown Sugar*-wenn mich nicht alles täuscht, war der Song 1971 in den Hitparaden gewesen. Aber ganz sicher war ich mir da nicht. Könnte auch 1972 gewesen sein. Na ja, ist ja auch egal. Warum versuche ich mich überhaupt so pedantisch an die Jahreszahlen zu erinnern? Spielt doch sowieso keine Rolle.

Etwas weiter in den Bergen fuhr ich von der Autobahn runter und suchte ein geeignetes Wäldchen für das Begräbnis. In geraumem Abstand zur Straße buddelte ich ein Loch von einem Meter Tiefe, in dem ich die SEIBU-Papiertüte mit Sardine vergrub. Ich warf Erde auf das Grab. Tut mir Leid, so läuft das nun einmal bei uns, verabschiedete ich mich von dem kleinen Kerl. Während ich ihn beerdigte, zwitscherten die ganze Zeit Vögelchen. Wie das obere Register eines Flötenkonzerts.

Nachdem ich das Grab zugeschüttet hatte, warf ich die Schaufel in den Kofferraum und fuhr zurück auf die Autobahn. Ich dachte an nichts, lauschte nur der Musik. Rod Stuart ... J. Geils Band. Dann kündigte der DJ einen Oldie an: *Born to lose* von Ray Charles. Ein melancholischer Song: *Born to lose ... and now I'm losing you.* Das Lied machte mich richtig traurig. Mir war zum Heulen zumute. Manchmal reicht eine Kleinigkeit, um

einen an der empfindlichsten Stelle im Herzen zu treffen. Ich hielt an einer Raststätte und schaltete das Radio aus. Nachdem ich im Restaurant ein Gurkensandwich und Kaffee bestellt hatte, ging ich erst mal auf die Toilette, um mir den Dreck von den Händen zu waschen. Ich nahm nur einen lustlosen Bissen von dem Sandwich, trank jedoch zwei Tassen Kaffee.

Was mochte der Kater wohl gerade in diesem Moment tun? Da unten im Dunkeln. Das Aufklatschen der Erde auf der Papiertüte hallte noch in meinem Kopf. Doch das ist der Gang der Dinge. Für mich nicht anders als für dich, Kumpel.

Ich brachte etwa eine Stunde in dem Restaurant zu und starrte gedankenverloren auf mein Sandwich. Bis eine Kellnerin im violetten Dress kam und mich zaghaft fragte, ob sie abräumen könne.

Na dann, dachte ich. Höchste Zeit für mich, ins wirkliche Leben zurückzukehren.

3

Es bedarf keiner großen Anstrengung, um in dem riesigen Ameisenhaufen einer hochkapitalistischen Gesellschaft Arbeit zu finden. Sofern man nicht allzu anspruchsvoll ist.

Als ich noch mein eigenes Büro besaß, war ich mit editorischer Arbeit beschäftigt, schrieb aber auch selbst allerhand. Dabei lernte ich einige Leute aus dieser Branche kennen. Als freischaffender Autor meinen Lebensunterhalt zu verdienen war nicht so schwierig. Ich war ohnehin ein bescheidener Mensch.

Ich kramte mein Adressbuch hervor und telefonierte umher, um mich direkt nach Aufträgen zu erkundigen. Ich erzählte, dass ich aus bestimmten Gründen eine Weile pausiert hätte, jetzt aber wieder Arbeit annähme. Prompt bekam ich einige Angebote, wenn auch nicht besonders interessante. Meistens handelte es sich um Lückenfüller für PR-Magazine und Firmenbroschüren. Ganz vorsichtig ausgedrückt, war die Hälfte der von mir verfassten Manuskripte ohne Sinn und Zweck, wertloses Zeug, das niemandem etwas nützte. Die reinste Verschwendung von Papier und Tinte. Aber ich erledigte die Arbeit gewissenhaft, beinahe mechanisch, ohne nachzudenken. Zuerst war die Arbeitsbelastung geringfügig, nur ein paar Stunden am Tag. Anschließend schlenderte ich draußen herum oder sah mir einen Film an. Ich habe eine Menge Filme gesehen. In den ersten drei Monaten nahm ich das alles sehr gelassen hin. Ich war erleichtert, mich langsam wieder in der Gesellschaft eingefunden zu haben.

Zu Anfang des Herbstes begann sich die Situation auf einmal zu ändern. Die Aufträge nahmen schlagartig zu. Das Telefon klingelte unentwegt, mein Briefkasten quoll über. Ich musste andauernd zu Besprechungen oder zu irgendwelchen Geschäftsessen. Man behandelte mich zuvorkommend und versprach mir noch mehr Arbeit.

Das hatte einen einfachen Grund. Ich war nie sehr wählerisch bei dem, was ich tat. Ich war mit allem einverstanden, hielt meine Termine ein, beklagte mich nie, schrieb lesbar. Kurzum, ich war ein gewissenhafter

Mensch. Wo andere Kollegen schluderten, leistete ich manierliche Arbeit. Ich verzog nie eine Miene, auch nicht, wenn das Honorar niedrig war. Wenn nachts um halb drei ein Anruf kam, ob ich bis sechs Uhr morgens zwanzig Seiten (zum Thema *Vorteile analoger Uhren* oder *Der Charme von Frauen in den Vierzigern* oder *Die Schönheit von Helsinki, wo* ich natürlich nie gewesen bin) abliefern könne, war ich schon um halb sechs damit fertig. Und wenn sie mich um eine Überarbeitung baten, hatte ich das bis sechs Uhr erledigt. Kein Wunder, dass ich einen guten Ruf hatte.

Es war wie Schneeschaufeln.

Wenn es schneite, leistete ich hocheffiziente Räumarbeit.

Ohne ein Fünkchen Ehrgeiz, ohne die geringste Erwartung. Es ging mir lediglich darum, Dinge systematisch zu erledigen, eins nach dem anderen. Manchmal fragte ich mich natürlich, ob ich mein Leben nicht damit verplemperte. Aber abgesehen davon, so lautete dann mein Fazit, hatte ich kein Recht, mich darüber aufzuregen, dass Papier und Tinte verschwendet wurden. Wir leben schließlich in einer hochkapitalistischen Gesellschaft. Verschwendung gilt hier als höchste Tugend. Politiker nennen es »Verfeinerung des einheimischen Konsums«. Ich hingegen nenne es sinnlose Verschwendung. Die Auffassungen unterscheiden sich eben. Doch trotz dieser Differenzen ist es nun einmal die Gesellschaft, in der wir leben. Wenn mir das nicht passt, kann ich ja auswandern, nach Bangladesch oder in den Sudan.

Ich brannte nicht gerade darauf, in Bangladesch oder im Sudan zu leben.

Also erledigte ich stillschweigend meine Arbeit.

Inzwischen ging es nicht mehr nur um Werbetexte, sondern ich bekam auch Aufträge von Zeitschriften. Komischerweise meist von Frauenmagazinen. Ich führte Interviews, verfasste unbedeutende Reportagen. Verglichen mit der PR-Arbeit war das hier noch unbefriedigender. Die Art der Magazine brachte es mit sich, dass meine Interviewpartner meistens Leute aus dem Showbusiness waren. Egal was ich sie fragte, ich erhielt nur stereotype Antworten. Man wusste schon im Voraus, was kam. Im schlimmsten Fall bestand der Manager darauf, die

Fragen vorgelegt zu bekommen. Also kam ich grundsätzlich mit einem geschriebenen Konzept. Als ich eine siebzehnjährige Sängerin etwas fragte, das nicht auf der Liste stand, schaltete sich der Manager sogleich entrüstet ein: »Das war nicht vereinbart, sie muss darauf nicht antworten.« Na toll. Das war ja richtig besorgniserregend. Ich fragte mich, ob das Mädchen ohne den Beistand ihres Managers wohl sagen durfte, welcher Monat auf Oktober folgt. Und so was nannte sich nun Interview. Ich tat jedenfalls mein Bestes. Für jedes Gespräch bereitete ich mich gründlich vor, sondierte Quellen und überlegte mir Fragen, die sonst niemand stellen würde. Ich gab mir Mühe, den Artikel geschickt aufzubauen. Nicht etwa, dass diese Anstrengungen besondere Beachtung fanden, ein Wort des Lobes hörte ich eigentlich nie. Ich legte mich einzig und allein so ins Zeug, um mir selbst eine Freude zu machen. Reine Selbstdisziplin. Um meine aus der Übung gekommenen Finger und meinen Kopf mit praktischen - und nach Möglichkeit harmlosen -Arbeiten zu trainieren.

Soziale Rehabilitation.

Ich war so beschäftigt wie nie zuvor im Leben. Nicht nur mit doppelten und dreifachen Mengen an regulärer Arbeit, sondern häufig auch mit Überraschungsaufträgen. Unfehlbar erreichten mich all die unbequemen Jobs, für die sich sonst niemand fand. Meine Rolle in dieser Gesellschaft ähnelte einem Schrottplatz am Rande der Stadt. Alles, was irgendwie Unannehmlichkeiten bereitete, wurde bei mir abgeladen. In tiefster Nacht, wenn alles fest schlief. So wiesen meine Bankkonten bald astronomische Summen auf, zumal ich keine Zeit hatte, das Geld auszugeben. Als ein Bekannter mir ein billiges Angebot machte, entledigte ich mich meiner alten Karre, die mir ohnehin nur Probleme bereitete, und kaufte seinen Subaru Leone, das vorletzte Modell. Er hatte nur wenige Kilometer auf dem Tacho, besaß eine Stereoanlage und Air-Conditioning. Das erste Mal in meinem Leben, dass ich einen solchen Wagen fuhr. Außerdem nahm ich mir ein Apartment in Shibuya, näher zur Innenstadt. Es war ein bisschen laut - die Autobahn führte direkt an meinem Fenster vorbei -, aber man gewöhnte sich daran. Ansonsten war es ganz akzeptabel.

Ich schlief mit ein paar Frauen, die ich über die Arbeit kennen gelernt hatte.

Soziale Rehabilitation.

Ich wusste genau, mit welchen Mädchen ich schlafen sollte. Auch, mit welchen ich schlafen konnte. Vielleicht sogar, welche ich unbedingt meiden sollte. Mit zunehmendem Alter entwickelte ich dafür einen Instinkt. Ich wusste auch, wann die Zeit reif war, Schluss zu machen. Sodass man im Guten auseinander ging. Ganz reibungslos. Niemand war gekränkt, auch ich nicht. Das Einzige, was mir dann fehlte, war das Herzflimmern.

Die intensivste Beziehung hatte ich zu jener Frau, die beim Fernmeldeamt arbeitete. Ich hatte sie auf einer Silvesterparty kennen gelernt. Wir waren beide ziemlich beschwipst, flirteten miteinander, verstanden uns gut und landeten dann in meinem Apartment. Sie war intelligent und hatte tolle Beine. Mit meinem neuen Gebrauchtwagen machten wir allerlei Ausflüge. Sie rief an, wenn sie Lust hatte, vorbeizukommen und die Nacht mit mir zu verbringen. Sie war die Einzige, auf die ich mich jemals eingelassen hatte. Wir wussten beide, dass diese Art von Beziehung zu nichts führte. Es war wie eine Art Gnadenfrist des Lebens, die wir miteinander teilten. Seit langer Zeit kehrte wieder Frieden in meine Seele ein. Wir schmusten und wisperten miteinander. Ich kochte für sie, wir tauschten Geburtstagsgeschenke aus. Wir gingen in Jazzclubs und tranken Cocktails. Wir stritten nicht, kein einziges Mal. Jeder wusste genau, was er von dem anderen wollte. Und so endete es auch. Eines Tages hörte es ganz plötzlich auf, wie ein Film, der von der Spule hopst.

Ich empfand eine unerwartete Leere, nachdem sie fortgegangen war. Eine Weile fühlte ich mich ganz hohl. Denn schließlich war es nie ich, der fortging, sondern es waren stets die anderen. Immer wieder werde ich verlassen, um mit einer verlängerten Galgenfrist zurückzubleiben. Ein unwirkliches Leben, das dennoch real ist.

Doch das war nicht der Hauptgrund für mein Gefühl der Leere.

Das eigentliche Problem war, dass ich sie nicht wirklich begehrt hatte. Ich mochte sie, war gern mit ihr zusammen. Wenn sie bei mir war, verbrachten

wir eine angenehme Zeit. Sie weckte in mir zärtliche Gefühle. Doch der springende Punkt war, *ich begehrte sie nicht.* Schon drei Tage, nachdem sie fortgegangen war, war mir das endgültig klar. Letztendlich befand ich mich tatsächlich auf dem Mond, wenn ich mit ihr zusammen war. Während ich ihre Brüste an meinem Körper spürte, sehnte ich mich in Wirklichkeit nach etwas anderem.

Es dauerte vier Jahre, bis ich mein inneres Gleichgewicht wiederfand. Gewissenhaft erledigte ich jeden einzelnen Auftrag, und die Leute fassten Vertrauen zu mir. Nicht viele, aber einige fanden mich sogar sympathisch. Das reichte natürlich nicht aus. Nicht im Geringsten. Im Grunde hatte ich meine ganze Zeit damit verbracht, am Ende doch wieder am Ausgangspunkt zu landen.

Na schön, dachte ich, vierunddreißig und alles fängt wieder bei null an. Wie sollte ich es denn sonst anstellen? Was sollte ich als Nächstes tun?

Es erforderte nicht viel Überlegung. Ich wusste es bereits. Die Antwort schwebte über meinem Haupt wie eine düstere, schwere Wolke. Ich musste endlich zur Tat schreiten, anstatt die Sache Tag für Tag aufzuschieben. Ich musste zum Hotel Delfin. Wo alles begonnen hatte.

Vor allem musste ich *sie* dort treffen. Die Frau, die mich zum ersten Mal dorthin lotste, jenes exklusive Callgirl. Denn Kiki verlangte das jetzt von mir. (Anmerkung für den Leser: Einen Namen muss ich ihr schließlich geben, wenn auch nur einen vorläufigen. Sie heißt also Kiki - KIKI in Katakana-Schrift. Dass sie so heißt, erfuhr ich übrigens erst hinterher. Die näheren Umstände hierzu werde ich später erläutern, der Name sei jedoch jetzt schon verraten: Kiki. Zumindest war das der Name, den sie in ihrem bizarren Gewerbe trug.) Kiki besaß den Schlüssel für den Anlasser. Ich musste sie noch einmal zurückrufen. In dieses Zimmer, wohin niemand zurückgekehrt ist. Ich wusste nicht, ob es klappen würde. Aber auf keinen Fall konnte ich es unversucht lassen. Denn dort würde ein neuer Zyklus beginnen.

Ich packte meine Sachen, erledigte meine restliche Arbeit mit doppelter Geschwindigkeit und sagte weitere Aufträge ab, die ich mir im

Terminkalender für den nächsten Monat vorgemerkt hatte. Am Telefon erklärte ich allen, ich müsse Tokyo für einen Monat aus familiären Gründen verlassen. Ein paar Redakteure regten sich auf, doch schließlich war es das erste Mal, dass ich sie hängen ließ. Außerdem hatte ich ihnen zum Umdisponieren genügend Zeit gelassen. Am Ende waren alle einverstanden. In einem Monat sei ich ja wieder da, versprach ich ihnen. Dann flog ich nach Hokkaido. Das war Anfang März 1983. Es wurde natürlich nichts daraus, dass ich nach einem Monat vom Kriegsschauplatz heimkehrte.

4

Ich mietete für zwei Tage ein Taxi und fuhr mit dem Fotografen durch das verschneite Hakodate, wo wir ein Restaurant nach dem anderen inspizierten.

Meine Recherchen waren stets systematisch und effizient. Das Wichtigste bei diesem Job sind die Vorarbeiten und ein genau festgelegter Zeitplan. Damit ist quasi alles getan. Für Leute wie mich, die das Material im Vorfeld gründlich sichten, gibt es Organisationen, die einem die Recherche abnehmen. Eine Mitgliedschaft mit Jahresbeitrag reicht aus, und sie besorgen einem fast alles. Für eine Studie über Restaurants in Hakodate zum Beispiel können sie eine Menge Informationen beisteuern; sie benutzen Großrechner und holen sich aus dem Informationslabyrinth die notwendigen Details. Die Ausdrucke werden einem dann sortiert ins Haus geliefert. Zugegeben, das kostet eine Stange Geld, aber die Zeitersparnis ist den Preis wert.

Zusätzlich suche ich noch selbst nach Informationen. Es gibt Fachbüchereien mit Schwerpunkt Reiseliteratur sowie Bibliotheken, die lokale Zeitungen und regionale Veröffentlichungen archivieren. Aus dieser Materialflut suche ich mir die vielversprechendsten Objekte heraus und erkundige mich telefonisch nach den Öffnungszeiten und Ruhetagen. Allein durch diese Vorbereitung erspare ich mir eine Menge Theater vor Ort. Dann zeichne ich eine Kalendertabelle in mein Notizbuch und trage die Termine für unsere täglichen Vorhaben ein. Auf dem Stadtplan markiere ich die Route. Unwägbarkeiten werden so auf ein Minimum reduziert.

Sofort nach unserer Ankunft in Hakodate klappern wir die Restaurants der Reihe nach ab. Es sind etwa dreißig. Wir nehmen stets nur ein paar Bissen zu uns, gerade so viel, um den Geschmack zu kosten, und lassen den Rest auf dem Teller. Verfeinerung des Konsums. In dieser Phase arbeiten wir noch inkognito, machen also keine Fotos. Erst nachdem wir das Lokal verlassen haben, sprechen wir über das Essen und beurteilen es auf einer Skala von eins bis zehn. Wenn das Restaurant gut ist, bleibt es auf der Liste, sonst wird es gestrichen. Wir rechnen damit, dass mindestens die Hälfte

ausscheidet. Parallel dazu nehmen wir Kontakt zu Lokalblättchen auf und ergänzen unsere Liste mit deren Vorschlägen. Nachdem wir auch diese geprüft haben, sieben wir aus und wählen unsere Favoriten. Ich rufe dort an, nenne den Namen des Magazins und vereinbare einen Termin für eine Fotoreportage. Dazu brauchen wir insgesamt zwei Tage. Nachts im Hotelzimmer schreibe ich bereits den größten Teil des Artikels.

Am nächsten Tag spreche ich, während der Fotograf Aufnahmen von den Speisen und gedeckten Tischen macht, mit dem Wirt. Aber nur kurz. In drei Tagen ist alles unter Dach und Fach. Natürlich gibt es Kollegen, die noch flotter sind, aber sie machen keine Recherchen. Sie wählen eine Hand voll renommierter Lokale aus, klappern sie ab, oft sogar ohne einen Bissen zu kosten, und schreiben daraufhin ihren Kommentar. So kann man es natürlich auch machen. Offen gesagt, glaube ich nicht, dass es viele Leute gibt, die es so genau nehmen wie ich. Wenn man es zu ernst nimmt, artet es in reinste Knochenarbeit aus, und wenn man zu lax damit umgeht, ist es Schluderei. Aber ob man sich nun Mühe gibt oder nicht, im Endeffekt bemerkt kaum jemand den Unterschied. Zumindest oberflächlich betrachtet. Bei genauerem Hinsehen entdeckt man die feinen Nuancen schon.

Es ist nicht meine Absicht, damit zu prahlen.

Ich wollte lediglich einen groben Eindruck von meinem Job vermitteln, von der Art Verschwendung, mit der ich zu tun habe.

Ich hatte mit dem Fotografen schon öfter zusammengearbeitet und kam gut mit ihm klar. Wir sind ein gutes Team. Richtige Profis. Unsere Aufträge erledigen wir flink und effizient wie Leichenbestatter in weißen Handschuhen, großem Hygienemundschutz und makellosen Tennisschuhen. Ohne überflüssige Worte respektieren wir uns gegenseitig. Wobei wir uns durchaus darüber im Klaren sind, dass unser Tun bedeutungslos ist und nur dem Broterwerb dient. Dennoch leisten wir manierliche Arbeit, egal worum es geht. In diesem Sinne sind wir echte Profis. Bereits in der dritten Nacht stellte ich das Manuskript fertig. Der vierte Tag war freigehalten, für alle Fälle.

Da die Arbeit nun beendet war und wir nichts mehr zu tun hatten, mieteten

wir ein Auto und fuhren ins Umland zum Skilaufen. Am Abend saßen wir über einem köchelnden Eintopf und tranken gemütlich Sake. Einen Tag ausspannen. Ich übergab dem Fotografen mein Manuskript, und das war's. Meine Arbeit war damit erledigt, von jetzt an mussten sich andere damit befassen. Bevor ich mich schlafen legte, rief ich noch die Auskunft in Sapporo an und erkundigte mich nach der Nummer vom Hotel Delfin. Und schon hatte ich sie. Ich saß auf dem Bett und seufzte. Es existierte also noch, hatte sich nicht unterkriegen lassen. Welche Erleichterung! Das Gegenteil hätte mich keineswegs überrascht, bei einem derart skurrilen Hotel. Ich holte tief Luft, wählte die Nummer - und sofort hob jemand ab. Als ob man auf dieses Klingeln gewartet hätte. Ich war perplex. Das ging mir ein bisschen zu glatt.

»Dolphin Hotel, hallo?«, meldete sich eine sanfte Stimme.

Es war die Stimme einer Frau. Eine Frau? Wieso das? Soweit ich mich erinnern konnte, hatte ich an der Rezeption nie ein weibliches Wesen erblickt. Sicherheitshalber überprüfte ich die Adresse. Ja, es war die altbekannte Anschrift. Vielleicht hatte man eine junge Frau eingestellt, die Nichte des Direktors oder so. Also nichts Ungewöhnliches. Ich sagte ihr, dass ich gern ein Zimmer reservieren würde.

»Vielen Dank«, sagte sie patent. »Einen Moment bitte, ich verbinde Sie mit unserer Zimmerreservierung.«

Unsere Zimmerreservierung? Jetzt war ich völlig platt. Das überstieg mein Fassungsvermögen. Was zum Teufel war mit dem alten Laden geschehen?

»Zimmerreservierung. Tut mir Leid, dass Sie warten mussten. Was kann ich für Sie tun?« Diesmal meldete sich ein junger Mann. Die flinke, zuvorkommende Stimme eines professionellen Hotelangestellten. Komisch, komisch. Ich reservierte ein Zimmer für drei Nächte, nannte meinen Namen und meine Tokyoter Telefonnummer.

»Geht in Ordnung. Für drei Nächte, ab morgen. Ein Einzelzimmer steht für Sie bereit«, bestätigte er.

Mir fiel nichts anderes ein, als mich zu bedanken. Irritiert legte ich auf. Jetzt verstand ich überhaupt nichts mehr. Wie hypnotisiert starrte ich auf das

Telefon. Als wartete ich darauf, dass gleich jemand zurückriefe, um mich aufzuklären. Aber nichts dergleichen geschah. Ach, es wird sich schon alles zeigen, beruhigte ich mich. Sobald ich an Ort und Stelle wäre. Ich musste nur hingehen. Jedenfalls konnte ich mich nicht davor drücken. Denn eine Alternative gab es nicht.

Ich rief die Hotelrezeption an und erkundigte mich nach dem Zugfahrplan nach Sapporo. Es gab einen Express am Vormittag, der mir sehr gelegen kam. Dann bestellte ich beim Zimmerservice eine kleine Flasche Whiskey mit Wasser. Ich schaltete den Fernseher ein und schaute mir noch einen Film im Spätprogramm an. Es lief ein Western mit Clint Eastwood. Clint lächelte nicht ein einziges Mal. Auch kein verlegenes Grinsen. Einige Male versuchte ich, ihm eins zu entlocken, indem ich ihm zulächelte, doch er blieb eisern und verzog keine Miene. Als der Film zu Ende war, hatte ich meine Ration Whiskey intus. Ich löschte das Licht und schlief durch bis zum Morgen. Traumlos.

Ich schaute aus dem Zugfenster und sah nur Schnee. Es war ein klarer, sonniger Tag. Das grelle Weiß blendete mich. Von den Mitreisenden schaute sonst niemand aus dem Fenster. Sie wussten alle, dass es draußen nur Schnee zu sehen gab.

Da ich noch nicht gefrühstückt hatte, ging ich kurz vor Mittag in den Speisewagen. Ich bestellte ein Bier und ein Omelett. Mir gegenüber saß ein Mann in den Fünfzigern in Anzug und Krawatte, der ebenfalls Bier trank und dazu ein Schinkensandwich aß. Er sah aus wie ein Maschinenbauingenieur und war auch einer, wie sich herausstellte. Er sprach mich zuerst an und erzählte mir, dass er Flugzeuge der Selbstverteidigungsstreitkräfte wartete. Dann erläuterte er mir ausführlich, wie sowjetische Kampfmaschinen und Bomber illegal in unseren Luftraum eindringen, was ihn jedoch nicht sonderlich zu bekümmern schien. Schon eher besorgt zeigte er sich über die Wirtschaftlichkeit von F4-Phantomjets. Er beklagte sich darüber, welche Unmengen an Treibstoff sie bei einem Manöver fraßen. Die reinste Verschwendung. »Wenn die Japaner sie hergestellt

hätten, wären sie weitaus wirtschaftlicher. Und genauso leistungsfähig wie die F4. Wir könnten ohne weiteres Kosten sparende Kampfflugzeuge bauen, auf der Stelle.«

Daraufhin belehrte ich ihn, dass besagte Verschwendung eine Errungenschaft der hochkapitalistischen Gesellschaft sei. Die Tatsache, dass Japan von den USA Phantomjets kaufe und Unmengen an Treibstoff bei Manövern vergeude, gebe der Weltwirtschaft doch einen zusätzlichen Impuls, wodurch der Kapitalismus wiederum einen höheren Grad erreiche. Würde man der Verschwendung Einhalt gebieten, wäre eine Wirtschaftskrise die Folge, und die globale Ökonomie würde zusammenbrechen. Verschwendung ist der Treibstoff, der Widersprüche erzeugt, und Widersprüche kurbeln die Wirtschaft an, und eine angekurbelte Wirtschaft führt wiederum zu mehr Verschwendung.

Mag schon sein, räumte der Ingenieur ein, aber da er als Kriegskind eine Zeit extremer Entbehrungen habe durchmachen müssen, könne er die neue soziale Struktur nur schwer begreifen. »Unsere Generation ist aus einem anderen Holz geschnitzt als ihr jungen Leute. Wir sind solche komplizierten Gedankengänge nicht gewohnt«, sagte er mit gequältem Lächeln. Ich konnte auch von mir nicht behaupten, dass mir diese Dinge geläufig waren, aber da ich befürchtete, die Konversation könnte sich noch weiter so hinschleppen, hielt ich vorsichtshalber den Mund. Nein, ich war nicht vertraut mit diesen Dingen. Ich war lediglich in der Lage, sie zu begreifen, zu akzeptieren. Zwischen diesen beiden Auffassungen gab es einen entscheidenden Unterschied. Doch ich ließ es dabei bewenden, aß mein Omelett auf und verabschiedete mich von dem Herrn.

Ich döste ein, und als ich nach einer halben Stunde wieder aufwachte, las ich während der restlichen Zugfahrt in der Jack-London-Biographie, die ich in einem Buchladen am Bahnhof in Hakodate erstanden hatte. Verglichen mit dem bewegten Leben dieses Schriftstellers wirkte meines verschlafen wie das eines Eichhörnchens, das in einer hohlen Eiche auf einer Walnuss dösend auf den Frühling wartete. Zumindest zeitweilig kam es mir so vor. Aber so sind Biographien nun einmal. Wer wäre denn auch am friedvollen

Leben und Streben eines gewöhnlichen Angestellten der Stadtbücherei von Kawasaki interessiert? Kurzum, wir brauchen etwas zum Kompensieren.

In Sapporo angekommen, beschloss ich, einen gemütlichen Spaziergang zum Hotel zu machen. Es war ein windstiller, ruhiger Nachmittag, und ich hatte nur eine Schultertasche zu tragen. Die Luft war klirrend kalt. Am Straßenrand türmten sich schmuddelige Schneehaufen. Die Fußgänger kämpften sich durch den vereisten Matsch und achteten darauf, wo sie hintraten. Ein Schwarm Oberschülerinnen mit rosigen Wangen kam schnatternd vorbei; sie stießen Atemwölkchen aus, wie Sprechblasen. Ich schlenderte weiter und schaute mir das bunte Treiben an. Es war viereinhalb Jahre her, seit ich das letzte Mal in Sapporo gewesen war. Mir kam es viel länger vor.

Unterwegs machte ich Halt in einem Café und bestellte mir einen heißen, starken Kaffee mit Brandy. Alle Leute um mich herum gingen völlig selbstverständlich ihren Tätigkeiten nach, wie es sich in einer Stadt gehört. Liebespaare flüsterten miteinander, zwei Geschäftsmänner saßen über Zahlenkolonnen gebeugt, Studenten planten ihre nächsten Skiferien und diskutierten über das neue Police-Album. Wir hätten in irgendeiner japanischen Stadt sein können. Verlegte man diese Cafe-Szene nach Yokohama oder Fukuoka, es würde gar nicht auffallen. Trotzdem - oder gerade weil es überall gleich wirkte - fühlte ich mich schrecklich einsam, als ich in diesem Café vor meinem Getränk hockte. Ich war der einzige Außenseiter. Weder gehörte ich zu dieser Stadt noch zu diesem normalen Alltag.

Genauso wenig hatte ich natürlich in irgendeinem Cafe in Tokyo etwas verloren, aber dort fühlte ich mich nie so abgekapselt wie hier. Ich konnte meinen Kaffee trinken, ein Buch lesen, ganz normal meine Zeit verbringen, weil ich einfach, ohne groß nachdenken zu müssen, ein Teil des alltäglichen Lebens war.

Hier in Sapporo hingegen fühlte ich mich, wie gesagt, schrecklich isoliert. Ausgesetzt auf einer Polarinsel. Die Szenerie ist identisch. Egal wo ich bin,

immer das gleiche Bild. Aber wenn ich unter die Oberfläche schaue, hat dieses Fleckchen Erde hier keine Verbindung zu anderen Orten, die ich kenne. So kommt es mir zumindest vor. Ähnlich, und doch ganz anders. Wie ein fremder Planet. Sprache, Kleidung, Mimik sind zwar wie bei uns, und doch stimmt etwas nicht. Ein Ort, an dem bestimmte Funktionen und Mechanismen überhaupt nicht gelten. Man muss sich praktisch jedes Mal aufs Neue vergewissern, welche nun Gültigkeit besitzen und welche nicht. Bei dem geringsten Fauxpas würde sofort jeder merken, dass ich von einem anderen Stern komme. Sie würden sich erheben und mit dem Finger auf mich zeigen: *Du bist anders. Dubistanders dubistandersdubistanders.*

Gedankenverloren nippte ich an meinem Kaffee. Hirngespinste. Es stimmte allerdings - ich war einsam. Mit niemandem verbunden. Das ist mein Problem. Ich gewinne mich mehr und mehr zurück. Aber ich bin mit niemandem verbunden.

Wann habe ich zuletzt ernsthaft einen Menschen geliebt?

Vor einer Ewigkeit. Zwischen einer Eiszeit und der nächsten. In einer fernen Vergangenheit. Vielleicht in der Jura-Periode. So lange mag das her sein. Und alles ist untergegangen. Dinosaurier, Mammuts, Säbelzahntiger. Auch die im Miyashita-Park detonierte Gasbombe. Dann schlug die Stunde der hochkapitalistischen Gesellschaft. Und in der bin ich mutterseelenallein zurückgeblieben.

Ich zahlte und ging. Ohne weiter nachzudenken, steuerte ich das Hotel an. Ich kannte den Weg nicht mehr so genau und hatte die leise Befürchtung, ich könnte es verfehlen. Doch meine Besorgnis war umsonst. Ich entdeckte es augenblicklich. Es hatte sich in einen sechsundzwanzigstöckigen, glitzernden Wolkenkratzer verwandelt: eine stromlinienförmige Symphonie aus Glas und Stahl im Bauhaus-Stil. Mit flatternden Fahnen aller Nationen entlang der Auffahrt. Taxis herbeiwinkende Türsteher in adretten Uniformen und ein gläserner Fahrstuhl, der zu einem Dachrestaurant hochglitt ... Wem hätte das entgehen können? Auf den Marmorsäulen, die den Eingang flankierten, war das Bild eines Delfins eingraviert, unter dem die Inschrift stand: *DOLPHIN HOTEL.*

Ich stand wie angewurzelt davor und starrte mit offenem Mund an der Fassade hinauf. Als ich die Fassung wiedergewonnen hatte, stieß ich einen tiefen, langen Seufzer aus, der gut bis zum Mond hätte reichen können. Zu sagen, »ich war maßlos überrascht«, wäre maßlos untertrieben.

5

Ich konnte nicht ewig hier herumstehen und die Fassade anglotzen. Was immer das für ein Gebäude war, die Adresse stimmte, der Name ebenfalls. Außerdem hatte ich ein Zimmer reserviert. Also nichts wie rein.

Ich ging die leicht geschwungene Auffahrt hoch und trat durch die funkelnde Drehtür ein. Das Foyer war geräumig wie eine Turnhalle, die Decke schwebte hoch über dem Treppenhaus. Durch eine Glaswand, so hoch wie der Raum, flutete Sonnenlicht herein. In der Halle standen protzige Designersofas, zwischen denen großzügig Kübel mit Zimmerpflanzen verteilt waren. Ganz hinten befand sich ein nobles Café. Vermutlich eins von der Sorte, wo sie einem, wenn man ein Sandwich bestellt, vier Häppchen auf einem Silbertablett servieren. Angeordnet wie Visitenkarten und künstlerisch garniert mit Kartoffelchips und Delikatessgürkchen. Noch einen Kaffee dazu, und man bezahlt so viel wie für ein bescheidenes Mittagsmahl, von dem eine vierköpfige Familie satt werden würde. An der Wand prangte ein riesiger Ölschinken, mindestens drei Tatamimatten groß. Das Bild sollte offenbar eine Sumpflandschaft in Hokkaido darstellen. Imposant, schon allein wegen des Formats.

In der Halle herrschte Gedränge. Es bahnte sich offensichtlich eine Feier an. Elegant gekleidete Männer mittleren Alters belagerten die Sofas, nickend und großmütig lächelnd. Alle hatten auf gleiche Weise die Kinnlade vorgeschoben und die Beine übereinander geschlagen. Womöglich eine Zusammenkunft von Ärzten oder Hochschulprofessoren, überlegte ich. Abseits davon - oder vielleicht gehörten sie ja auch dazu - eine Gruppe formell gekleideter junger Frauen, die Hälfte davon im Kimono, die anderen im Kleid. Ein paar Ausländer mengten sich auch darunter. Ein typischer Geschäftsmann in dunklem Anzug, mit dezenter Krawatte und Aktenkoffer in der Hand, schien auf jemanden zu warten.

Kurzum, das Geschäft florierte im neuen Dolphin Hotel.

Es handelte sich eindeutig um ein Hotel, das mit ansehnlichem Kapital errichtet worden war und sich nun ebenso ansehnlicher Einnahmen erfreute.

Ich weiß, wie solch ein Hotel geplant und gebaut wird. Da ich einmal an einer Werbebroschüre für eine Hotelkette mitgearbeitet habe, kenne ich den Ablauf. Bevor man ein Hotel dieser Größenordnung baut, wird zunächst das gesamte Vorhaben bis ins kleinste Detail kalkuliert. Berater werden hinzugezogen, die sämtliche Informationen in ihre Computer speisen, um eine gründliche Simulation durchzuführen. Alles wird berechnet, bis hin zum Einkaufspreis und Verbrauch von Toilettenpapier. Außerdem schickt man studentische Hilfskräfte auf die Straße, um die Anzahl der jungen Männer und Frauen im heiratsfähigen Alter zu ermitteln, damit man weiß, wie viele Hochzeiten anstehen. Nichts wird bei dieser Marktforschung ausgelassen. Das Geschäftsrisiko wird somit gering gehalten.

Sie entwickeln über mehrere Monate einen möglichst genauen Plan. Bilden ein Projektteam, kaufen ein Grundstück, rekrutieren das Personal und setzen eine große Werbekampagne in Gang. Wenn es nur eine Frage des Geldes ist - und sie überzeugt sind, dass es irgendwann wieder hereinkommt -, pumpen sie Unmengen an Kapital hinein. Big Business im großen Stil. Und die einzigen Unternehmen, die ein solches Megaprojekt finanzieren können, sind natürlich die Großkonzerne. Doch selbst nachdem alle Risiken ausgeschaltet worden sind, lauern im Hintergrund immer noch etliche Unwägbarkeiten, die nur ein Firmenkonglomerat dieser Größenordnung aufzufangen vermag.

Um ehrlich zu sein, das neue Dolphin war nicht mein Fall.

Zumindest würde ich mich unter normalen Umständen, wenn ich mir einen Ort zum Übernachten aussuchen müsste, nicht nach einem solchen Hotel umschauen. Zu hohe Preise, zu viele Kinkerlitzchen. Doch nun waren die Würfel gefallen, ich musste mich mit dieser monströsen Mutation abfinden.

Ich ging zur Rezeption und nannte meinen Namen, worauf drei uniformierte junge Damen in hellblauen Blazern mich mit einem Zahnpastalächeln begrüßten. Das Training dafür gehört sicher auch zu den Investitionen. Alle drei trugen jungfräulich schneeweiße Blusen und perfekte Frisuren. Eine von ihnen hatte eine Brille auf, die ihr natürlich gut

stand. Sie war dann auch diejenige, die sich mir widmete. Ich war erleichtert, denn sie war die hübscheste von den dreien, und ich fand sie außerdem sehr sympathisch. Etwas in ihrem lächelnden Gesicht rührte meine Seele an. Sie verkörperte gewissermaßen die gute Fee des Hotels. Gleich würde sie ein goldenes Stäbchen zücken und wie in einem Disney-Film unter sprühendem Funkenwirbel meinen Schlüssel herbeizaubern.

Doch statt eines Zauberstabs benutzte sie einen Computer, tippte flink meinen Namen und meine Kreditkartennummer ein und bestätigte die Eingaben auf dem Bildschirm. Dann händigte sie mir, wieder nett lächelnd, eine Plastikkarte mit der Zimmernummer 1523 aus. Ich bat sie um einen Hotel-Prospekt und erkundigte mich, wann das Hotel eröffnet hatte. Im letzten Oktober, erwiderte sie sofort. Demnach war es seit fünf Monaten in Betrieb. »Ach, noch eine Frage«, begann ich und setzte *mein* professionelles Lächeln auf, das ich übrigens meisterhaft beherrschte. »Früher gab es genau an dieser Stelle ein kleines Hotel ähnlichen Namens. Wissen Sie zufällig, was daraus geworden ist?«

Ihr Lächeln war jetzt etwas verstört. Ein leises Gekräusel breitete sich auf ihrem Gesicht aus, als hätte man einen Kronkorken in eine stille, edle Quelle geworfen. Das Gekräusel verzog sich, und zurück blieb ein etwas reserviertes Lächeln. Ich beobachtete diese Nuance mit großem Interesse. Würde jetzt der Geist der Quelle erscheinen und mir die Frage stellen, ob es ein goldener oder ein silberner Kronkorken gewesen war?

»Tja«, sagte sie ausweichend, wobei sie sich mit dem Zeigefinger die Brille hochschob, »das war vor der Eröffnung dieses Hotels. Also darüber können wir nicht so recht ...«

Sie verstummte mitten im Satz. Ich wartete auf die Fortsetzung, aber es kam nichts.

»Es tut mir sehr Leid«, fügte sie dann hinzu.

»Aha«, sagte ich. Sie wurde mir immer sympathischer. Am liebsten hätte ich mir auch die Brille hochgeschoben, nur trug ich leider keine. »Tja, gibt es denn sonst jemanden hier, den ich fragen könnte?«

Sie hielt kurz die Luft an und überlegte. Das Lächeln erstarb. Wäre ja auch

ein Kunststück, gleichzeitig den Atem anzuhalten und zu lächeln. Wer's nicht glaubt, sollte es einmal versuchen.

»Es tut mir sehr Leid«, sagte sie abermals, »aber würden Sie sich bitte einen Moment gedulden?« Dann verschwand sie nach hinten. Dreißig Sekunden später kam sie in Begleitung eines Mittvierzigers in dunklem Anzug zurück. Dem Aussehen nach ein waschechter Hotelfachmann. Während meiner beruflichen Laufbahn war ich solchen Exemplaren zuhauf begegnet. Es handelt sich um eine merkwürdige Spezies mit fünfundzwanzig Variationen von Lächeln, die sie für alle möglichen Situationen parat haben. Vom kalten, höflichen Lächeln bis hin zum satten Grinsen der Genugtuung. Die Abstufungen sind durchnummeriert, von eins bis fünfundzwanzig, und kommen je nach Situation zum Einsatz, wie man Golfschläger auswählt.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte er mich und schenkte mir ein Lächeln mittleren Ranges mitsamt einer höflichen Kopfverbeugung. Als er meinen Aufzug sah, rutschte das Lächeln gleich drei Etagen tiefer. Ich trug meine fellbesetzte Jägerjoppe mit einem Keith-Haring-Anstecker auf der Brust, eine Fellkappe der österreichischen Alpentruppe, eine derbe Safarihose mit unzähligen Taschen und schneetaugliche, robuste Wanderstiefel. Alles anständige, praktische Klamotten, aber eben einen Tick zu strapazierfähig für diese Empfangshalle. Kein Fauxpas meinerseits, bloß ein Unterschied im Lebensstil.

»Sie haben eine Frage bezüglich unseres Hotels?«, erkundigte er sich in äußerst höflichem Ton.

Ich legte beide Hände auf den Tresen und wiederholte mein Anliegen. Der Mann beäugte meine Micky-Maus-Armbanduhr. Wie ein Tierarzt, der die verstauchte Pfote einer Katze mustert.

»Darf ich fragen«, sagte er kurz darauf, »weshalb Sie sich nach dem früheren Hotel erkundigen? Ich würde gerne den Grund erfahren, wenn Sie gestatten.«

Ich gab ihm eine einfache Erklärung: Vor ein paar Jahren sei ich in dem alten Hotel Delfin abgestiegen und hätte damals den Besitzer kennen

gelernt; und jetzt habe sich plötzlich alles sehr verändert. Ich würde gerne wissen, was aus ihm geworden sei. Es sei auf jeden Fall eine ganz private Angelegenheit.

Der Hotelfachmann nickte mehrmals verständnisvoll.

»Ehrlich gesagt, bin ich selbst nicht über alle Einzelheiten informiert.« Er wählte seine Worte mit Bedacht. »Meine Kenntnisse der Hotelgeschichte belaufen sich darauf, dass unser Konzern das Grundstück, auf dem das alte Hotel stand, erworben und darauf das neue Gebäude errichtet hat, in dem wir uns gerade befinden. Wie Sie sehen, ist der Name fast gleich geblieben, der Betrieb hingegen in völlig anderen Händen. Da gibt es praktisch keine Verbindung mehr zum Vorgänger.«

»Warum hat man dann den Namen übernommen?«

»Sie müssen entschuldigen, aber ich fürchte, da ...«

»Ich nehme an, dass Sie auch keine Ahnung haben, wo ich den früheren Besitzer finden kann?«

»Tut mir Leid, nein. Ich weiß es wirklich nicht«, erwiderte er und wechselte zu Lächeln Nr. 16.

»Gibt es sonst jemanden, den ich fragen könnte? Jemand, der eventuell Bescheid weiß?«

»Nun ja«, sagte er zögernd und schüttelte leicht den Kopf. »Unsereins ist lediglich mit der aktuellen Situation vertraut, alles, was sich vor der Eröffnung abgespielt hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Also wenn Sie etwas Spezielles wissen möchten, fürchte ich .«

Was er sagte, war nicht von der Hand zu weisen, und dennoch irritierte mich etwas an der ganzen Sache. Sowohl das Gehabe dieses Mannes als auch das der jungen Frau machten auf mich einen irgendwie künstlichen, aufgesetzten Eindruck. Ich konnte nicht genau sagen, was mich störte, konnte es aber auch nicht so ohne weiteres schlucken. Wenn man es gewohnt ist, Interviews zu führen, entwickelt man wahrscheinlich instinktiv einen sechsten Sinn. Für diesen gewissen Unterton, wenn jemand etwas verheimlicht. Für diesen gewissen Gesichtsausdruck, wenn jemand lügt. Es war zwar völlig unbegründet, aber dennoch spürte ich, dass hier etwas nicht

stimmte.

Natürlich war mir klar, dass aus ihnen mehr nicht herauszuquetschen war. Ich dankte dem Mann, er entschuldigte sich und zog sich zurück. Als sein dunkler Anzug außer Sicht war, erkundigte ich mich bei der jungen Dame nach Speisemöglichkeiten und nach dem Zimmerservice. Sie gab mir höfliche Auskunft. Während sie mir alles aufzählte, schaute ich ihr in die Augen.

Wunderschöne Augen. Ich hatte das Gefühl, darin lesen zu können. Als sie merkte, dass ich sie anstarrte, wurde sie rot. Wofür ich sie umso mehr mochte. Wieso eigentlich? Weil sie wie die Hotelfee aussah? Ich dankte ihr, wandte mich um und fuhr mit dem Lift hinauf in meine Etage.

Nummer 1523 war ein imposantes Zimmer. Für eine einzelne Person waren sowohl das Bett als auch das Bad äußerst großzügig bemessen. Ein komplettes Set aus Shampoo, Cremespülung und Aftershave stand zur Verfügung, ebenso ein Bademantel. Der Kühlschrank war mit Erfrischungen gefüllt. Es gab einen großen Schreibtisch mit einem Stapel Briefpapier und Umschlägen. Und der Kleiderschrank war riesig und der neu aussehende Teppich noch ganz flauschig. Ich zog Jacke und Stiefel aus, setzte mich aufs Sofa und las die Hotelbroschüre. Auch so ein Glanzstück.

Das DOLPHIN Hotel repräsentiert einen ganz neuen Typ erstklassiger Cityunterkünfte, stand darin. *Aktuellster Komfort und Zimmerservice rund um die Uhr. Geräumige Gästezimmer in luxuriöser Ausstattung. Erlesenes Mobiliar, ruhige und behagliche Atmosphäre. Ein professionelles Ambiente mit menschlichem Antlitz.*

Mit anderen Worten, sie hatten sich den Spaß was kosten lassen. Dementsprechend gepfeffert waren die Preise.

Wenn man sich den Prospekt genau anschaute, entpuppte sich das Hotel tatsächlich als vielgestaltige Anlage. Großzügige Shopping-Arkaden im Untergeschoss, überdachter Swimmingpool, Sauna und Solarien. Hallentennis, Fitnesscenter mit Trainer und Geräten, Konferenzräume, ausgerüstet für Simultanübersetzung, fünf Restaurants, drei Bars und eine ganztägig geöffnete Cafeteria. Und nicht zu vergessen, ein Limousinen-

Service sowie ein Arbeitsraum mit Büroausstattung, der allen Gästen zur Verfügung stand. Alles Erdenkliche und noch etwas mehr. Sogar ein Hubschrauberlandeplatz auf dem Dach. Es gab nichts, was es nicht gab.

Neueste Einrichtungen in exquisiter Ausstattung.

Aber was für ein Wirtschaftsunternehmen steckte dahinter? Wer war der Besitzer und Betreiber dieses Hotels? Ich las mir den Prospekt mehrmals durch, doch über die Geschäftsleitung stand nirgends ein Wort. Das musste einen doch stutzig machen. Nur ein professionelles Unternehmen, das bereits eine Hotelkette besitzt, ist in der Lage, ein derartiges Luxushotel zu bauen und zu führen. Ein Unternehmen dieser Größenordnung würde seinen Firmennamen garantiert überall anbringen und jede Gelegenheit nutzen, auch für die anderen Hotelfilialen zu werben. Steigt man beispielsweise im Hotel Prince ab, dann sind im Prospekt sämtliche Prince Hotels in Japan mit Adressen und Telefonnummern aufgelistet. So läuft das normalerweise.

Und weshalb sollte ein Prunkbau wie dieser den altbackenen Namen seines unbedeutenden Vorgängers, eines klitzekleinen Hotelchens übernehmen?

Ich hatte nicht die geringste Ahnung.

Ich warf den Prospekt auf den Tisch, sank ins Sofa zurück, streckte die Beine aus und schaute aus dem Fenster in der fünfzehnten Etage. Nur der strahlend blaue Himmel war zu sehen. Nach einer Weile hatte ich das Gefühl zu fliegen. Wie ein Milan. Dennoch, ich vermisste das alte Hotel Delfin. Damals gab es vom Fenster aus allerhand zu sehen.

6

Ich machte einen Rundgang durchs Hotel, um mir die Zeit bis zum Abend zu vertreiben. Ich inspizierte die Restaurants und Bars, warf einen Blick in den Pool- und Saunabereich sowie in das Fitnessstudio und die Tennishalle. Dann kaufte ich in den Shopping-Arkaden ein paar Bücher. Ich durchquerte die Empfangshalle und machte einen Abstecher in den Spielsalon, wo ich einige Runden *Pacman* spielte. Allein damit verbrachte ich den ganzen Nachmittag. Das Hotel war praktisch ein Vergnügungspark. Die Welt bietet einem eben allerhand Möglichkeiten, die Zeit totzuschlagen.

Danach ging ich hinaus, um mir die Gegend anzuschauen. Als ich durch die frühabendlichen Straßen schlenderte, kam mir die Topographie dieses Viertels wieder in Erinnerung. Damals, als ich mich in dem alten Hotel Delfin einquartiert hatte, war ich tagtäglich stundenlang hier herumgelaufen. In welche Straße ich auch einbog, stets entdeckte ich etwas Bekanntes. Da das alte Hotel über keinen Speisesaal verfügte - den ich ohnehin nicht betreten hätte-, hatten Kiki und ich uns immer in der Nähe ein Esslokal gesucht. Jetzt hatte ich das Gefühl, mein Heimatviertel zu besuchen. Unbekümmert und ziellos schlenderte ich durch die vertrauten Straßen.

Nachdem die Sonne untergegangen war, wurde es ziemlich kühl. Meine Schritte knirschten laut auf dem vereisten Schneematsch. Es war allerdings windstill, was den Spaziergang angenehm machte. Die Luft war frisch und klar. Selbst die von den Abgasen grau gefärbten Schneehaufen, die sich an jeder Ecke wie Ameisenhügel auftürmten, funkelten märchenhaft in der abendlichen Beleuchtung.

Das Viertel hatte sich seit damals merklich verändert. *Damals* lag wie gesagt erst viereinhalb Jahre zurück, sodass die meisten Lokale, die ich seinerzeit aufgesucht hatte, mehr oder weniger noch dieselben waren. Auch die Atmosphäre hatte sich zwar nicht grundlegend gewandelt, aber dennoch gab es überall Zeichen der Veränderung, die einem sofort ins Auge sprangen. Einige Läden hatten dichtgemacht, aufgestellte Schilder kündigten Bauvorhaben an. Ein großes Projekt war gerade im Bau. Ein

Drive-in-Burger, Designer-Boutiquen, ein Autosalon mit europäischen Wagen, ein modisch gestyltes Szene-Café mit Salharzbäumen im Innenhof sowie ein schlichtes Bürogebäude mit gläserner Fassade - wie Pilze waren diese neuen Einrichtungen aus dem Boden geschossen, denen die alten, schäbigen doppelgeschossigen Holzhäuser hatten weichen müssen. Auch die Imbissstuben mit ihren klirrenden Perlenvorhängen am Eingang waren verschwunden. Wie vom Erdboden verschluckt. Ebenso der Süßwarenladen, wo die Katze immer vor dem Ofen gedöst hatte. Diese bizarre Mixtur von Stilen vermittelte den Eindruck einer vorübergehenden Koexistenz, wie nachwachsende Zähne im Mund eines Kindes. Eine Bank hatte soeben eine Filiale eröffnet, vermutlich im Kielwasser des neuen Dolphin Hotels. Kaum baut man ein Hotel dieses Formats in einem Winkel eines ganz gewöhnlichen, wenn auch ein bisschen heruntergekommenen Viertels, gerät gleich alles aus den Fugen. Das Gleichgewicht wird erheblich gestört. Statt des gemächlichen Treibens tobt nun das Leben. Die Grundstückspreise schnellen in die Höhe.

Vielleicht war dieser Wandel ja eher kumulativ geschehen. Nicht das Auftauchen des Dolphin Hotels hatte die Umwälzungen in dem Viertel in Gang gesetzt, sondern sein Auftauchen war selbst nur ein Phänomen innerhalb eines allgemeinen lokalen Wandels. In einem langfristig geplanten Stadtsanierungsprojekt.

Ich suchte eine Kneipe auf, in der ich früher schon einmal gewesen war, und bestellte einen Drink und eine Kleinigkeit zum Essen. Das Lokal war schmuddelig, laut, billig und gut. Die Art von Schuppen, die ich immer aufsuche, wenn ich allein essen gehe. Ich fühle mich dort einfach wohler, entspannter. Überhaupt nicht einsam, denn da kann ich sogar mit mir selbst reden, ohne dass es jemand bemerkt.

Nach dem Imbiss hatte ich noch Lust auf etwas anderes und bestellte ein Kännchen Sake. Als das warme Gebräu mir in den Magen sickerte, fragte ich mich, was zum Teufel ich hier eigentlich zu suchen hatte. Das Hotel Delfin, in das ich ursprünglich wollte, existierte nicht mehr. Dann spielte es auch keine Rolle, wonach ich dort suchte. Es war einfach verschwunden,

existierte nicht mehr. Und statt seiner stand nun dieser idiotische High-Tech-Bunker da, wie eine Geheimstation in »Krieg der Sterne«. Alles war nur ein verspäteter Traum. Ich hatte lediglich das abgerissene, verschwundene Hotel halluziniert. Von Kiki geträumt, wie sie das Hotel verlässt und fortgeht. Mag sein, dass dort jemand um mich geweint hatte. Aber auch das war jetzt vorbei. Nichts war geblieben. Was treibst du hier eigentlich noch, Junge?

Das war's also, dachte ich. Vielleicht ist es mir auch laut herausgerutscht. *Das war's und basta! Nichts ist geblieben. Du hast hier absolut nichts mehr zu suchen.*

Mit zusammengepressten Lippen stierte ich auf die Sojasaucenflasche vor mir.

Kaum lebt man eine Weile allein, starrt man alle möglichen Objekte an. Mitunter führt man auch Selbstgespräche. Man speist in lärmenden Kneipen. Entwickelt eine intime, liebevolle Beziehung zu seinem gebrauchten Subaru. Und wird so langsam, aber sicher zu einem anachronistischen Kauz.

Ich verließ das Lokal und ging zum Hotel zurück. Es lag ein ziemliches Stück entfernt, war jedoch nicht schwer zu finden. Ich brauchte nur nach oben zu schauen: Das Dolphin überragte alles. Zielstrebig wie die Heiligen Drei Könige, die sich am Stern von Bethlehem, Jerusalem oder sonst woran orientiert hatten, steuerte ich auf das Hotel zu.

Wieder auf meinem Zimmer, nahm ich zuerst ein Bad. Während ich mir die Haare trockenrubbelte, betrachtete ich die Skyline von Sapporo. Stand damals vis-à-vis nicht ein kleines Firmengebäude? Um was für einen Betrieb es sich handelte, habe ich nie herausbekommen, aber es war mit Sicherheit eine Firma gewesen. Die Leute dort hatten einen sehr geschäftigen Eindruck gemacht. Das war meine Aussicht gewesen, Tag für Tag. Was mochte aus dieser Firma geworden sein? Ein hübsches Mädchen hatte dort gearbeitet. Was machte sie jetzt wohl?

Eine Weile lungerte ich untätig im Zimmer herum, bis ich mich vor den Fernseher hockte. Es lief nur schreckliches Zeug. Zum Kotzen. Alles

aufgesetzt und künstlich. Nicht unbedingt obszön, aber wenn man sich das länger angucken würde, käme einem wirklich das Kotzen. Ich zog mich wieder an und fuhr in die Bar im sechsundzwanzigsten Stock. Dort setzte ich mich an die Theke und bestellte einen Wodka-Soda mit Zitrone. Eine Wand war vollständig verglast und bot das Panorama von Sapporo bei Nacht - wie eine Stadt im All. Ansonsten war es dort ruhig und angenehm. Sie mixten anständige Drinks, und auch die Gläser waren von guter Qualität. Sie klangen so hübsch beim Anstoßen. Außer mir waren nur noch drei andere Gäste da. Zwei Männer mittleren Alters saßen hinten an einem Tisch, tranken Whiskey und tuschelten geheimnisvoll miteinander. Ich verstand zwar nichts, aber so wie es aussah, ging es um etwas Hochbrisantes. Planten sie vielleicht einen Anschlag auf Darth Vader?

Am Tisch rechts, direkt neben ihnen, saß ein Mädchen von etwa zwölf, dreizehn Jahren. Sie hörte Walkman und schlürfte mit einem Strohhalm Limonade. Ein hübsches Kind. Ihr unnatürlich glattes, langes Haar floss seidig über die Tischplatte. Die langen Wimpern und die Klarheit ihrer Augen ließen sie verletzlich wirken. Die schlanken, langen Finger, die den Rhythmus der Musik mitklopften, waren noch das Kindlichste an ihr. Man konnte nicht sagen, dass sie sich wie eine Erwachsene gebärdete, doch irgendwie vermittelte sie den Eindruck von Überlegenheit. Als schaue sie auf alles herab. Aber nicht affektiert oder arrogant. Eher neutral. Als blicke sie aus dem Fenster auf die nächtliche Stadt.

Doch tatsächlich schaute sie nirgendwohin. Ihre Umgebung hatte sie offenbar völlig ausgeblendet. Sie trug Bluejeans, weiße Converse All Stars und ein hochgekrempeltes Sweatshirt mit der Aufschrift GENESIS. Ganz in ihre Musik versunken, bewegte sie hin und wieder kaum merklich die Lippen, die irgendwelche Textfragmente formten.

»Da drüben, das ist übrigens Limonade«, erklärte der Barkeeper wie zur Entschuldigung. »Das Mädchen wartet auf seine Mutter.«

»Hm«, brummte ich unverbindlich. Gewiss, nach zehn Uhr abends erwartet man in einer Hotelbar nicht unbedingt ein Schulmädchen, das vor einem Drink hockt und Walkman hört. Doch wenn der Barkeeper mich

nicht eigens darauf hingewiesen hätte, wäre mir das gar nicht weiter aufgefallen. Auf mich wirkte ihre Anwesenheit ganz selbstverständlich.

Ich bestellte einen weiteren Drink und plauderte mit dem Barkeeper. Small Talk - über das Wetter, über die Aussicht und so weiter. Dann ließ ich ganz nebenbei die Bemerkung fallen, dass sich hier doch einiges geändert habe. Worauf der Barkeeper mit einem verlegenen Lächeln zugab, dass er noch bis vor kurzem in einem Hotel in Tokyo gearbeitet habe und Sapporo eigentlich kaum kenne. In dem Augenblick betrat ein neuer Gast die Bar und beendete unser fruchtloses Gespräch.

Ich trank im Ganzen vier Wodka-Soda. Es hätten gut und geme noch einige mehr werden können, aber ich beschloss, es dabei zu belassen, und quittierte meine Rechnung. Das Mädchen saß noch immer da, verstöpselt mit ihrem Walkman. Ihre Mutter war nicht aufgetaucht. Die Eiswürfel im Glas waren bereits geschmolzen, was sie allerdings nicht zu stören schien. Als ich mich vom Barhocker erhob, blickte sie plötzlich auf und schaute mich ein paar Sekunden an. Dann lächelte sie. Oder vielleicht war es auch nur ein leises Zittern ihrer Lippen, aber auf mich wirkte es wie ein Lächeln. Ich muss zugeben - auch wenn es ungehörig klingen mag-, es ging mir durch und durch. Ich fühlte mich wie ein Auserwählter. Ein nie gekanntes Hochgefühl erfasste mich, und ich schwebte wie auf Wolken, einige Zentimeter gewachsen.

Noch ganz flatterig stieg ich in den Fahrstuhl und fuhr in den fünfzehnten Stock zu meinem Zimmer hinunter. Warum war ich eigentlich so aus dem Häuschen? Weil mich ein zwölfjähriges Mädchen angelächelt hatte? Sie könnte meine Tochter sein.

Und Genesis, was für ein hirnrissiger Name für eine Band.

Doch da das Mädchen diesen Schriftzug auf ihrem Sweatshirt trug, kam mir das Wort symbolisch vor. *Ursprung.*

Weshalb haben Rockbands eigentlich solche hochtrabenden Namen?

Ich ließ mich mit Schuhen aufs Bett fallen, schloss die Augen und dachte an das Mädchen. Walkman. Auf die Tischplatte trommelnde weiße Finger. Genesis. Geschmolzenes Eis. *Ursprung.*

Mit geschlossenen Augen spürte ich, wie der Alkohol in mir pulsierte. Ich zog Stiefel und Klamotten aus und kroch unter die Decke. Ich war viel müder und betrunkener, als ich gedacht hatte. Gleich würde das Mädchen neben mir sagen: »Na, wir haben wohl ein bisschen zu viel gesüffelt.« Doch niemand sprach mit mir. Ich war allein.

Ursprung.

Ich griff zur Nachttischlampe und schaltete das Licht aus. Würden mich meine Träume ins Hotel Delfin entführen? fragte ich mich im Dunkeln. Doch ich schlief traumlos. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, verspürte ich eine entsetzliche Leere. Null - keine Träume, kein Hotel. Totaler Fehlschlag: Ich tat das Falsche am falschen Ort.

Meine Stiefel lagen am Bett, wo ich sie hatte fallen lassen. Wie zwei dösende Welpen. Vor meinem Fenster hingen graue Wolken. Zu allem Überfluss jetzt auch noch Schnee. Der trostlose Himmel passte zu meiner Lustlosigkeit. Es war fünf nach sieben. Vom Bett aus betätigte ich die Fernbedienung und schaute mir die Frühnachrichten an. Es ging um die bevorstehenden Wahlen. Eine Viertelstunde später stand ich auf und ging ins Bad, wo ich mich wusch und rasierte. Als Muntermacher summte ich die Ouvertüre aus *Die Hochzeit des Figaro.* Oder war es *Die Zauberflöte?* Je mehr ich darüber nachgrübelte, umso weniger konnte ich die beiden Melodien auseinander halten. Was war nun welche? Beim Rasieren schnitt ich mich, und als ich mir das Hemd überziehen wollte, sprang ein Knopf ab. Das konnte ja heiter werden.

Beim Frühstück entdeckte ich das Mädchen aus der Bar. Sie saß mit einer Frau am Tisch, die ich für ihre Mutter hielt. Das Mädchen trug dasselbe Genesis-Sweatshirt wie gestern, war diesmal aber nicht an ihren Walkman gestöpselt. Rührei und Brot lagen unberührt auf ihrem Teller, sie nippte nur gelangweilt am Tee. Ihre Mutter - falls ich Recht hatte - war eine zierliche Frau Anfang vierzig. Straffzurückgebundene Frisur. Der Schwung ihrer Augenbrauen glich dem der Tochter. Schlanke, wohlgeformte Nase. Über der weißen Bluse trug sie einen kamelhaarfarbenen Pulli, offenbar Kaschmir. Wie sie sich gab und kleidete, wirkte sie ausgesprochen elegant.

Eine Frau, die sich ihrer Wirkung auf andere sehr wohl bewusst war. Die Miene, mit der sie ihren Toast mit Butter bestrich, hatte etwas anrührend Weltüberdrüssiges. Als ich an ihrem Tisch vorbeiging, schaute das Mädchen zu mir hoch. Und warf mir ein freundliches Lächeln zu, weit eindeutiger als am Abend zuvor. Ein unmissverständliches Lächeln.

Während ich allein frühstückte, versuchte ich einen Gedanken zu fassen, doch nach diesem Lächeln konnte ich mich auf nichts konzentrieren. Was mir auch in den Sinn kam, es wirbelte mir nur im Kopf herum. Schließlich starrte ich einfach auf den Pfefferstreuer und aß, ohne an etwas zu denken.

7

Es gab für mich nichts zu tun. Nichts, was ich tun *sollte,* und nichts, was ich tun wollte. Ich war eigens nach Sapporo gefahren, um mich im Hotel Delfin einzuquartieren, doch das Objekt meiner Mission war restlos verschwunden. Kapitulation.

Ich fuhr hinunter in die Empfangshalle, setzte mich auf eins der Luxussofas und versuchte, Pläne für den Tag zu schmieden, was mir jedoch nicht gelang. Sollte ich die Stadt besichtigen? Aber was und wo? Oder lieber ins Kino gehen? Nein, es gab keinen Film, den ich sehen wollte. Außerdem war ich nicht so weit gefahren, um hier in Sapporo ins Kino zu gehen, nur um die Zeit totzuschlagen. Das wäre einfach zu albern. Tja, also was dann?

Eigentlich wäre ja ein Friseurbesuch fällig. In Tokyo war ich immer so beschäftigt, dass ich nie Zeit dazu fand. Das letzte Mal hatte ich mir vor sechs Wochen die Haare schneiden lassen. Gute Idee, reell und noch dazu gesund. Wenn man nichts Besseres zu tun hat, sollte man zum Friseur gehen. Eine konsequente Sache, kein Einfall, für den man sich zu schämen braucht. Also machte ich mich auf den Weg zum Hotelcoiffeur. Schicker Laden, angenehme Atmosphäre. Ich hatte gehofft, viel Betrieb vorzufinden, sodass ich hätte warten müssen, aber an einem Wochentag morgens war natürlich noch kein Kunde da. An der blaugrauen Wand hing ein abstraktes Gemälde, und zur Berieselung lief Jacques Loussiers *Play Bach.* Ein völlig neues Friseurfeeling, eigentlich gar nicht mehr als solches zu bezeichnen. Demnächst wird man vermutlich in Badehäusern Gregorianische Gesänge hören und Ryuchi Sakamoto im Warteraum beim Finanzamt. Der Friseur, der sich mit meinem Haar befasste, war blutjung, wohl gerade mal zwanzig. Auf meine Bemerkung, dass es hier einmal ein kleines Hotel gleichen Namens gegeben habe, sagte er ziemlich desinteressiert: »Aha.« Noch ein Stadtunkundiger. Ihm war alles schnuppe. Cooler Typ. Trug ja auch ein Designerhemd von Bigi. Dennoch, vom Haaresschneiden verstand er was. Fürs Erste zufriedengestellt, verließ ich den Laden.

Ich überlegte, was ich als Nächstes tun konnte. Bisher hatte ich erst eine Dreiviertelstunde herumgekriegt.

Keine Idee.

Also kehrte ich vorläufig zu meinem Sofa im Foyer zurück und schaute durch die Gegend. Die junge Empfangsdame mit der Brille hatte heute wieder Dienst. Von mir beobachtet, schien sie nervös zu werden. Löste meine Anwesenheit etwa eine Reaktion bei ihr aus? Unwahrscheinlich. Inzwischen war es elf. Keine ungewöhnliche Zeit, um an Lunch zu denken. Ich ging nach draußen und überlegte unterwegs, wo ich essen sollte, fand aber kein Lokal, das mir zusagte. Besonderen Appetit hatte ich ohnehin nicht. In meiner Einfallslosigkeit ging ich in das erstbeste Restaurant und bestellte Spaghetti mit Salat. Dazu trank ich ein Bier. Es sah unverändert nach Schnee aus, aber noch fiel keine einzige Flocke. Bleiern hing der Himmel über der Stadt, wie die schwebende Insel Laputa aus *Gullivers Reisen.* Die ganze Stadt war grau in grau. Sogar mein Gedeck - Gabel, Salat, Bier - alles grau. Kein Tag, an dem einem etwas Gescheites einfiel.

Schließlich winkte ich ein Taxi herbei und fuhr zu einem Kaufhaus in der City, wo ich Strümpfe, Unterwäsche, Batterien, eine Reisezahnbürste und einen Nagelknipser erstand. Außerdem besorgte ich mir ein Sandwich für mein Nachtmahl sowie einen Flachmann Brandy. Alles unnötiges Zeug. Ich kaufte nur ein, um Zeit totzuschlagen. Zwei Stunden hatte ich schon wieder hinter mich gebracht. Dann schlenderte ich ziellos über die Boulevards und guckte mir die Schaufenster an, bis mir auch das über wurde. Ich ging in ein Café und las bei einer Tasse Kaffee die Jack-London-Biographie weiter. Bald würde es dämmern. Mir war, als hätte ich einen öden Film gesehen, der nicht enden wollte. Zeit-Totschlagen ist keine leichte Arbeit.

Im Hotel angekommen, ging ich an der Rezeption vorbei und hörte jemand meinen Namen rufen. Es war die Hübsche mit der Brille. Sie führte mich in den hinteren Bereich, wo eigentlich die Autovermietung mit ihren Prospekten stationiert war. Momentan war der Platz nicht besetzt. Sie spielte nervös mit ihrem Kugelschreiber und wirkte dabei, als wollte sie etwas sagen, wisse aber nicht, wie. Man sah ihr an, dass sie unsicher und

verlegen war.

»Bitte verzeihen Sie«, hob sie an, »aber wir müssen so tun, als sprächen wir über einen Leihwagen.« Dabei warf sie einen verstohlenen Blick hinüber zur Rezeption. »Die Geschäftsleitung ist sehr streng. Wir dürfen mit Gästen keine Privatgespräche führen.«

»Na schön«, erwiderte ich. »Dann frage ich Sie nach den Mietpreisen, und Sie antworten mir. Das ist doch kein Privatgespräch.«

Sie errötete leicht. »Tut mir Leid«, entschuldigte sie sich erneut. »Aber sie nehmen es hier mit den Bestimmungen wirklich ganz genau.«

Ich lächelte sie an. »Trotzdem, Ihre Brille steht Ihnen gut.« »Wie bitte?«

»Sie sehen klasse aus mit der Brille. Richtig hübsch.«

Sie tippte an ihr Brillengestell und räusperte sich. Offenbar eine nervöse Person. »Es gibt da etwas, was ich Sie gern fragen würde...«, sagte sie nun gefasst. »Es ist aber etwas Persönliches.«

Ich hätte ihr am liebsten über den Kopf gestreichelt und sie beruhigt, doch da dies nicht möglich war, blickte ich sie nur wortlos an.

»Es handelt sich um das, worüber wir gestern Abend gesprochen haben. Sie wissen, das Hotel, das es hier einmal gegeben haben soll«, erklärte sie mit gesenkter Stimme. »Das so hieß wie dieses hier. Was war das für ein Hotel? Ich meine, war es ein normales Hotel?«

Ich griff mir einen Rent-A-Car-Prospekt und tat so, als würde ich ihn studieren. »Kommt drauf an, was Sie unter *normal* verstehen.«

Sie fummelte an ihrem Blusenkragen herum und räusperte sich erneut. »Ich weiß nicht genau, wie ich's sagen soll, aber gab es nicht irgendwelche merkwürdigen Vorkommnisse? Mir geht das nicht mehr aus dem Sinn ... ich meine, das Hotel.«

Ich blickte ihr in die Augen.

Ernste, hübsche Augen - genau, wie ich sie in Erinnerung hatte. Unter meinen Blicken errötete sie abermals.

»Ich weiß nicht so recht, was Sie damit meinen, *es geht Ihnen nicht mehr aus dem Sinn,* aber ich vermute, mir das zu erklären, ist eine längere Geschichte. Das Gespräch hier fortzuführen, ist wohl nicht so günstig.

Außerdem haben Sie sicher zu tun.«

Sie schaute hinüber zu ihren Kollegen an der Rezeption und biss sich mit ihren hübschen Schneidezähnen auf die Unterlippe. Nach einem Moment des Zögerns nickte sie entschlossen.

»Na gut, könnten wir uns treffen, wenn ich hier mit meiner Arbeit fertig bin?«

»Um wie viel Uhr wäre das?«

»Um acht habe ich Schluss. Aber wir können uns schlecht hier in der Nähe treffen. Sie wissen, diese blöden Bestimmungen. Es müsste schon ein bisschen weiter weg sein. Geht das?«

»Sicher. Hauptsache, wir können uns irgendwo in Ruhe unterhalten. Ich werde da sein.«

Sie nickte, dachte einen Augenblick nach und griff sich dann einen Zettel, auf dem sie den Ort unserer Verabredung notierte. Dazu malte sie eine einfache Orientierungsskizze. »Warten Sie bitte dort auf mich. Ich komme um halb neun.«

Ich steckte den Zettel ein.

Jetzt war sie es, die mich anblickte. »Bitte denken Sie nicht, dass ich spinne. Es ist das erste Mal, dass ich so etwas tue. Ich habe noch niemals gegen die Arbeitsbestimmungen verstoßen. Aber diesmal bleibt mir keine andere Wahl. Ich erkläre es Ihnen nachher.«

»Nein, nein, ich glaube nicht, dass Sie spinnen. Keine Sorge«, beruhigte ich sie. »Ich beiße auch nicht. Vielleicht bin ich nicht gerade der Allersympathischste, aber ich tue niemandem etwas Böses.«

Sie wusste wohl nicht so recht, wie das aufzufassen war, denn sie spielte schon wieder verunsichert mit ihrem Kugelschreiber. Schließlich schenkte sie mir ein vages Lächeln und schob sich die Brille zurecht. »Dann bis später«, verabschiedete sie sich mit einer förmlichen Verbeugung und kehrte wieder nach vorne an ihren Arbeitsplatz zurück.

Ein reizendes Geschöpf, wenn auch ein bisschen unsicher.

Ich fuhr hinauf in mein Zimmer und holte mir ein Bier aus dem Kühlschrank, um es zu dem Roastbeef-Sandwich zu trinken, das ich in der

Lebensmittelabteilung im Kaufhaus besorgt hatte. Na bitte. Zumindest kam jetzt Bewegung in die Sache. Wir rollten vorwärts. Wenn auch noch im niedrigen Gang. Nicht schlecht.

Ich ging ins Bad, wusch mir das Gesicht und rasierte mich emeut. Stumm, gelassen, ohne zu summen, ohne zu pfeifen. Dann putzte ich mir die Zähne und musterte mich im Spiegel, zum ersten Mal seit langem. Keine großartigen Entdeckungen, kein euphorisches Gefühl. Dieselbe Visage wie eh und je.

Um halb acht verließ ich das Hotel und winkte ein Taxi herbei. Der Fahrer schaute sich die Wegskizze an, nickte wortlos und fuhr mich zu dem vereinbarten Ort. Nach einer Fahrt, die etwas über tausend Yen kostete, hielten wir vor einer winzigen Bar im Souterrain eines vierstöckigen Gebäudes. Als ich eintrat, lief gerade eine alte Gerry-Mulligan-Platte mit einem schmeichelnden Sound. Sie stammte aus der Zeit, als Mulligan, zu dessen Band damals Chet Baker und Bob Brookmayer gehörten, noch einen Bürstenschnitt trug und mit offenem Hemd spielte. Ich habe sie früher oft gehört. Das war noch, bevor Adam Ant auf der Bildfläche erschien.

Adam Ant.

Was für ein blöder Name.

Ich setzte mich an die Theke und lauschte dem wunderbaren Solo von Mulligan bei einem Glas Whiskey-Soda, den ich in langsamen Schlucken genoss. Um viertel vor neun war sie immer noch nicht erschienen. Es kümmerte mich nicht weiter. Die Bar war sehr gemütlich, und im Zeit-Totschlagen war ich inzwischen geübt. Ich schlürfte meinen Drink, und als das Glas leer war, bestellte ich einen neuen. Da es nichts Interessantes zu beobachten gab, stierte ich auf den Aschenbecher.

Um fünf nach neun kam sie endlich.

»Tut mir Leid«, entschuldigte sie sich hastig. »Ich musste länger bleiben. Plötzlich gab es noch so viel zu tun, und meine Ablösung hat sich auch verspätet.«

»Macht doch nichts. Wegen mir brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen«, beruhigte ich sie. »Ich muss ohnehin nur die Zeit rumkriegen.«

Sie schlug vor, dass wir uns an den Tisch in der hintersten Ecke setzten. Also nahm ich mein Glas und wechselte den Platz, während sie ihre Lederhandschuhe, ihren karierten Schal und ihren grauen Mantel ablegte. Sie trug einen schicken dunkelgrünen Wollrock und dazu einen leichten gelben Pulli, der ihre wohlgeformten Brüste erkennen ließ, die üppiger waren, als ich mir vorgestellt hatte. Ihre Ohren zierten ein Paar elegante Goldclips.

Sie ließ sich eine Bloody Mary kommen und nippte daran. Ich fragte sie, ob sie schon zu Abend gegessen habe. Noch nicht, erwiderte sie. Aber sie habe keinen richtigen Hunger, da sie um vier etwas gegessen habe. Ich nahm einen ordentlichen Schluck Whiskey, sie nippte wieder nur an ihrem Drink. Noch ganz abgehetzt, musste sie sich erst einmal beruhigen. Ich beobachtete sie und knabberte pausenlos Nüsse, bis sie sich gesammelt hatte. Schließlich stieß sie einen langen Seufzer aus. Einen äußerst langen. So lang, dass sie selbst darüber erschrocken war. Sie blickte auf und sah mich nervös an.

»Viel los bei der Arbeit?«, fragte ich.

»Oh ja«, antwortete sie. »Es ist ziemlich hart. Ich bin noch nicht so recht daran gewöhnt. Das Hotel ist gerade erst eröffnet worden, und die da oben reagieren noch ziemlich überempfindlich.« Sie legte ihre gefalteten Hände auf den Tisch. Am kleinen Finger trug sie einen Ring. Nichts Protziges, nur einen schlichten Silberreif. Wir beide betrachteten ihn eine Weile.

»Was das alte Hotel anbelangt«, begann sie, unterbrach sich jedoch sogleich. »Aber sagen Sie, sind Sie nicht Reporter oder so etwas?«

»Reporter?«, fragte ich verdutzt zurück. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Ach, ich wollte mich nur vergewissern.«

Ich sagte nichts darauf. Sie biss sich auf die Unterlippe und fixierte einen Punkt an der Wand.

»Es hat einmal Scherereien gegeben«, fuhr sie fort. »Und seitdem ist die Geschäftsleitung sehr auf der Hut, was die Medien angeht. Es ging um Grundstückserwerbungen, Korruption und so etwas. Verstehen Sie? Wenn zu viel geredet wird, könnte das Hotel darunter leiden. Ein schlechtes Image

ist für einen gastronomischen Betrieb der Ruin.«

»Ist denn darüber berichtet worden?«

»Einmal. Vor einer Weile, in einem Wochenmagazin. Es gab gewisse Andeutungen über schmutzige Geschäfte und einen Skandal. Angeblich hatte die Firma Yakuza oder Rechtsradikale beauftragt, demjenigen, der sich der Räumung widersetzt hatte, Druck zumachen. Irgendetwas in der Richtung.«

»Heißt das, das alte Hotel war in diese Scherereien verwickelt?«, hakte ich nach.

Sie zuckte kurz mit den Schultern und nippte an ihrem Glas. »Wäre denkbar, oder? Sonst hätte der Manager nicht so nervös reagiert, als Sie das alte Hotel erwähnten. Er wirkte ziemlich alarmiert, fanden Sie nicht? Genaue Einzelheiten sind mir auch nicht bekannt. Aber von irgendjemandem hörte ich mal, der Name Dolphin sei vom alten Hotel übernommen worden.« »Wer hat das gesagt?«

»Einer von den Schwarzen.«

»Von welchen Schwarzen?«

»Na, einer von den schwarz gekleideten Typen.«

»Aha. Und sonst haben Sie über das alte Hotel Delfin nichts erfahren?«

Sie schüttelte den Kopf und spielte an ihrem Ring. »Ich habe furchtbare Angst«, wisperte sie. »Ich ... halte das nicht mehr aus.«

»Wieso Angst? Dass eine Zeitschrift darüber berichtet?«

Sie schüttelte den Kopf und presste den Rand ihres Glases gegen die Lippen. Sie schien abzuwägen, wie sie es erklären sollte. »Nein, nicht deswegen. Das hat mit den Medien nichts zu tun. Wenn etwas veröffentlicht wird, was habe ich damit zu tun? Die Geschäftsleitung würde sich dann aufregen, aber ich spreche von etwas ganz anderem. Es ist das Hotel an sich. Wie soll ich sagen ... also, in diesem Hotel gehen sonderbare Dinge vor sich. Verrückte ... unheimliche Dinge.«

Sie brach ab und schwieg. Mein Glas war leer. Ich bestellte zwei neue Drinks. »Was heißt »unheimliche Dinge«? Könnten Sie da etwas deutlicher werden?«, bohrte ich nach. »Sofern es sich um etwas Konkretes handelt.«

»Natürlich, davon spreche ich ja«, sagte sie leicht patzig. »Es sind durchaus konkrete Dinge vorgefallen, aber es ist nicht so einfach, sie treffend zu beschreiben. Deshalb habe ich auch bisher niemandem davon erzählt. Ich meine, es war ganz real, was ich erlebt habe, aber sobald ich es in Worte fassen will, habe ich das Gefühl, dass es mir entgleitet und unwirklich klingt. Es lässt sich nicht beschreiben.«

»So wie ein Traum, der äußerst real erscheint?«

»Nein, nein, mit Träumen hat das nichts zu tun. Ich träume zwar auch viel, aber Träume verblassen nach einer Weile. *Das da* ist etwas völlig anderes. Es verändert sich nicht, sondern ist und bleibt real, für immer und ewig. Es wird nie vergehen. Immer ist es real, direkt vor meinen Augen.«

Ich wusste darauf nichts zu sagen.

»Okay, dann werde ich es doch einmal versuchen«, sagte sie, nahm einen Schluck Bloody Mary und betupfte sich mit der Serviette die Lippen. »Es war im Januar. Anfang Januar, gleich nach Neujahr. Ich hatte Spätschicht - normalerweise mache ich das nicht, aber diesmal musste ich einspringen. Meine Schicht war dann erst gegen Mitternacht zu Ende. Zu dieser späten Stunde werden wir in Taxis nach Hause gebracht, da die Bahn nicht mehr fährt. Nachdem ich mich umgezogen hatte, bemerkte ich, dass ich im Aufenthaltsraum mein Buch liegen gelassen hatte. Es hätte natürlich bis zum nächsten Tag Zeit gehabt, aber da ich mitten in der Lektüre war und das andere Mädchen, mit dem ich mir das Taxi teilen sollte, noch nicht fertig war, beschloss ich, es doch zu holen. Ich ging zum Personalaufzug und drückte den Knopf für die sechzehnte Etage, wo sich sämtliche Personaleinrichtungen befinden, auch der Aufenthaltsraum, in dem wir Pause machen, Tee trinken und so was. Wir sind also häufig da oben.

Na ja, die Fahrstuhltür ging auf, und ich trat wie üblich auf den Gang. Habe mir überhaupt nichts dabei gedacht. Wieso auch? Ich tue das doch sonst auch, bin daran gewöhnt, der Ort ist mir vertraut. Eine mechanische Handlung, über die man nicht nachdenkt. Ich trat also aus dem Fahrstuhl, als wär's das Normalste von der Welt. Mir ging irgendetwas durch den Kopf, ganz bestimmt. Aber ich weiß nicht mehr was. Beide Hände in den

Manteltaschen, stand ich im Korridor und bemerkte mit einem Mal, dass es um mich herum dunkel war. Stockdunkel. Ich drehte mich um, aber die Fahrstuhltür hatte sich bereits geschlossen. Zuerst dachte ich natürlich, der Strom sei ausgefallen. Aber das konnte nicht sein, denn das Hotel besitzt ein Notstromaggregat, das automatisch anspringt, sobald eine elektrische Störung auftritt. Das weiß ich genau, denn darauf wurden wir beim Training hingewiesen. Ein Totalausfall ist demnach theoretisch undenkbar. Und sollte dieser höchst seltene Fall, dass die Notstromversorgung versagt, doch mal eintreten, dann würden die Notlampen in den Korridoren leuchten. Es konnte also unmöglich stockdunkel sein. Eigentlich hätte im Flur grünes Licht brennen müssen. Unter allen Umständen. Doch um mich herum herrschte totale Finsternis. Das einzig Erkennbare war das rote Leuchten des Fahrstuhlknopfs und der Etagenanzeige. Ich drückte also sofort auf den Knopf, aber der Fahrstuhl fuhr bereits abwärts. Und kam nicht wieder. Was sollte ich tun? Ich beschloss, mich ein bisschen umzuschauen. Natürlich hatte ich eine Heidenangst, aber irgendwie war ich auch genervt. Und wissen Sie, warum?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Bei dieser Dunkelheit konnte etwas mit den Grundfunktionen des Hotels nicht stimmen. Mechanisch, von der Konstruktion her oder was weiß ich. Und das würde für erheblichen Aufruhr sorgen. Für unsereins bedeutet das Urlaubsverkürzung, Überstunden, pausenlos Schulungen. Und die gesamte Chefetage spielt dann verrückt. Ich hatte es einfach satt, wo ich mich doch gerade eingelebt hatte.«

»Aha«, sagte ich.

»Bei diesem Gedanken wurde ich immer wütender. Schließlich siegte die Wut über die Angst, und so beschloss ich, mich ein wenig umzusehen. Langsam tastete ich mich vorwärts. Das Merkwürdige war, dass meine Schritte ganz anders klangen als sonst. Ich trug flache Schuhe, aber es hallte ganz fremd. Der übliche Teppichläufer war nicht spürbar, der Boden war irgendwie uneben. Ehrlich. Ich bin in solchen Dingen äußerst sensibel. Und auch die Luft war so seltsam. Wie soll ich sagen, es roch irgendwie muffig.

Die Luft im Hotel ist normalerweise ganz anders. Wir sind nämlich voll klimatisiert, darauf legt man hier besonderen Wert. Keine gewöhnliche Ventilation, sondern es wird *gute* Luft erzeugt. Nicht dieses trockene Klima wie in anderen Hotels, das einem die Nasenschleimhäute ausdörrt. Unsere Luft ist so wie die natürliche, ganz frisch. Es war kaum zu fassen, dieser Mief. Abgestandene Luft, richtig alt, Jahrzehnte alt. So wie früher bei meinen Großeltern auf dem Land. Wenn man die Luke zum Speicher aufmachte, schlug einem auch so ein Mief entgegen. Kein Wunder bei all dem Krempel, der da vor sich hin gemodert hat.

Ich wandte mich wieder zum Fahrstuhl um, doch jetzt leuchtete auch der Knopf nicht mehr. Ich sah meine eigene Hand nicht. Alles war tot, komplett tot. In diesem Moment wurde mir ziemlich mulmig. Ist ja auch verständlich, oder? Ganz allein dieser absoluten Finsternis ausgesetzt, wer hätte da keine Angst? Außerdem war es rnucksmäuschenstill. Nicht das geringste Geräusch. Komisch, nicht wahr? Bei einem totalen Stromausfall würde doch ein schrecklicher Tumult herrschen. Das Hotel war fast ausgebucht, die Leute hätten sich doch laut bemerkbar gemacht. Aber stattdessen herrschte nur diese unheimliche Stille. Ich wusste weder ein noch aus.«

Wir nahmen jeder einen Schluck. Sie setzte ihr Glas wieder ab und schob sich die Brille zurecht. Ich sagte nichts und wartete darauf, dass sie weitererzählte.

»Können Sie mir so weit folgen?«

»Nur zu gut«, erwiderte ich. »Sie traten aus dem Fahrstuhl im sechzehnten Stock. Es war stockdunkel, es roch komisch. Und es herrschte Totenstille. Da muss was faul sein.«

Sie stieß einen Seufzer aus. »Wissen Sie, ohne mich jetzt selbst loben zu wollen, ich halte mich nicht für besonders feige. Für eine junge Frau bin ich sogar recht mutig. Natürlich fürchte ich mich auch manchmal, aber ich flippe nicht gleich aus, wenn der Strom mal ausfällt. Darum wollte ich mich vergewissern, was los war, und tastete mich den Korridor entlang.«

»In welche Richtung?«

»Nach rechts«, sagte sie und hob die rechte Hand, um sich zu

vergewissern, dass sie sich nicht irrte. »Ich tastete mich also langsam vorwärts, Schritt für Schritt. Nach einer Weile bog der Korridor nach rechts ab und verlief schnurgerade weiter. Plötzlich erkannte ich ganz hinten ein schwaches Licht. Kaum wahrnehmbar, wie ein ganz weit entfernter Kerzenschein, der durch die Dunkelheit schimmert.

Mein erster Gedanke war, dass jemand Kerzen gefunden und sie angezündet hatte. Ich ging weiter, und als ich näher kam, erkannte ich, dass das Licht aus einem Zimmer fiel. Die Tür war nur angelehnt. Selbst die wirkte fremd. Solche altmodischen Türen gibt es gar nicht in unserem Hotel. Jedenfalls kam das Licht aus diesem Zimmer. Ich blieb davor stehen und wusste nicht so recht, was tun.

Vielleicht war da jemand drin. Wenn nun irgendein komischer Typ rauskäme? Und überhaupt, was hatte diese merkwürdige Tür hier zu suchen? Vorsichtshalber klopfte ich erst mal an. Ganz sachte, eigentlich kaum hörbar. Aber seltsamerweise hallte es lauter als beabsichtigt. Wahrscheinlich wegen der Totenstille. Keine Reaktion.

Ich wartete zehn Sekunden, wie angewurzelt stand ich da, ohne die leiseste Ahnung, was ich tun sollte. Plötzlich hörte ich ein Rascheln. Es klang, als würde sich jemand mit ganz schweren Klamotten vom Boden erheben. Dann hörte ich Schritte. Schleppende Schritte. *Schlurf, schlurf, schlurf,* als hätte derjenige Latschen an. Die Schritte kamen näher und näher.«

Sie blickte nach oben, um sich auf das Geräusch zu besinnen.

»Als ich das hörte, bin ich durchgedreht. Für mein Empfinden waren das keine menschlichen Schritte. Es gab natürlich keinen Grund zu dieser Annahme, es war nur so eine Ahnung. Mir wurde zum ersten Mal bewusst, was es heißt, wenn es einem eiskalt über den Rücken läuft. Der Rücken kann einem wirklich gefrieren, nicht nur bildlich gesprochen. Ich rannte wie besessen los. Ich muss wohl ein paar Mal hingefallen sein, denn meine Strümpfe waren zerrissen. Ich kann mich kaum erinnern. Ich weiß nur noch, dass ich rannte. In Panik. Was, wenn der Fahrstuhl immer noch nicht ging? Doch Gott sei Dank war alles wieder beleuchtet, als ich dort ankam. Der Fahrstuhl befand sich im Erdgeschoss. Als ich den Knopf drückte, setzte er

sich in Bewegung. Aber unglaublich langsam, in einem grauenvollen Schneckentempo: *erste Etage ... zweite Etage ... dritte Etage.* Nun mach schon, nun mach schon, fieberte ich, doch es half nichts. Er brauchte eine Ewigkeit. Als ob er mich terrorisieren wollte.« Sie holte tief Luft und nahm einen Schluck Bloody Mary. Dann fummelte sie nervös an ihrem Ring.

Ich wartete auf die Fortsetzung. Die Musik hatte aufgehört zu spielen. Jemand lachte.

»Ich hörte immer noch diese Schritte ... *schlurf ... schlurf ... schlurf;* sie kamen näher. Immer näher und näher ... *schlurf ... schlurf ... schlurf...* den Gang entlang auf mich zu. Ich war außer mir vor Angst. Solche Angst hatte ich im Leben noch nicht gehabt. Der Magen sprang mir bis zur Kehle. Ich war klitschnass - kalter, übel riechender Schweiß. Das eiskalte Grauen. Der Fahrstuhl war noch längst nicht da. *Sieben ... acht ... neun.* Und die Schritte kamen immer näher.«

Etwa dreißig Sekunden vergingen, in denen sie an ihrem Ring drehte, als suchte sie einen Radiosender. Eine Frau auf einem Barhocker sagte etwas, worauf ihr Begleiter erneut lachte. Könnte sich denn nicht mal jemand erbarmen und schnell eine Platte auflegen, dachte ich.

»Es lässt sich kaum beschreiben, wie ich mich gefühlt habe. Das muss man selbst erlebt haben.« Ihre Stimme klang trocken. »Und was geschah dann?«

»Ich merkte plötzlich, dass die Fahrstuhltür bereits offen stand«, sagte sie mit einem leichten Achselzucken. »Aus der Kabine drang das vertraute Licht, und ich stolperte buchstäblich hinein. Irgendwie schaffte ich es, den Knopf zur Empfangshalle zu drücken, obwohl ich am ganzen Leib zitterte. Als ich herauskam, muss ich alle zu Tode erschrocken haben. Leichenblass, sprachlos und vor Angst schlotternd stand ich vor ihnen. Der Manager kam und wollte wissen, was los sei. Ich versuchte, ihm zu erklären, was da für unheimliche Dinge im sechzehnten Stock vor sich gingen, aber ich stotterte vor Aufregung bloß wirres Zeug. Er unterbrach mein Gestammel, rief jemanden vom Personal, und wir fuhren dann zu dritt hoch in den sechzehnten Stock. Nur um zu schauen, was da los sei. Doch alles war völlig normal, wie üblich. Die Beleuchtung funktionierte tadellos, kein

muffiger Geruch, alles war in bester Ordnung, so wie es sein sollte. Wir gingen in den Aufenthaltsraum und fragten den Typen, der dort gerade Pause machte, ob er irgendetwas bemerkt hätte. Aber der beteuerte, er sei die ganze Zeit wach gewesen und könne bezeugen, dass es keinen Stromausfall gegeben hatte. Dann liefen wir noch einmal, nur um ganz sicher zu sein, den gesamten Korridor ab, entdeckten jedoch nichts Außergewöhnliches. Es war wie verhext. Nachdem wir wieder nach unten gefahren waren, führte mich der Manager in sein Büro. Ich dachte, er würde mich gleich zusammenstauchen, doch er regte sich kein bisschen auf. Stattdessen forderte er mich auf, ihm nochmals ausführlich zu berichten, was da oben geschehen sei. Also schilderte ich ihm alles, so gut ich konnte, von Anfang an bis zu den Schritten, die mich verfolgt hatten. Es klang alles so kindisch. Bestimmt lacht er mich aus, dachte ich, und sagt mir, dass ich das wohl nur geträumt hätte.

Aber statt zu lachen machte er ein todernstes Gesicht. Dann beschwor er mich: »Sie dürfen mit niemandem darüber sprechen.« Er redete sehr freundlich mit mir. »Irgendetwas stimmt da oben nicht, aber wir sollten die anderen Angestellten nicht unnötig ängstigen. Also bewahren Sie bitte Stillschweigen über die Angelegenheit.« Und dabei ist unser Manager nicht gerade der Edelmütigste. Er tut sonst immer so überheblich. Vermutlich war ich nicht die Erste, der so etwas passiert ist.«

Sie hörte auf zu sprechen. Ich versuchte, das, was sie mir erzählt hatte, in meinem Kopf zu ordnen. Jetzt war ich an der Reihe, etwas zu sagen.

»Nun, hat denn außer Ihnen wirklich niemand sonst von so etwas gesprochen? Von irgendwelchen Sonderbarkeiten, die Ihrem Erlebnis ähneln? Merkwürdige, unheimliche Vorkommnisse? Vielleicht auch bloß Gerüchte?«

Sie überlegte kurz, schüttelte dann aber den Kopf. »Nein, nicht dass ich wüsste. Es gehen dort wirklich merkwürdige Dinge vor sich. Das spüre ich. Die Art, wie der Manager auf das, was ich ihm erzählt habe, reagiert hat, und dieses ständige Getuschel. Es ist schwer zu beschreiben, aber irgendetwas ist da faul. Es ist ganz anders als in dem Hotel, in dem ich

vorher gearbeitet habe. Es war natürlich ein kleinerer Betrieb, und deshalb kann man beide nicht so recht miteinander vergleichen, aber das hier ist schon äußerst merkwürdig. Jenes Hotel hatte übrigens auch seine Geistergeschichte - wahrscheinlich hat die jedes Hotel -, aber man konnte sich darüber amüsieren. Hier liegt der Fall ganz anders. Die Stimmung ist jedenfalls nicht lustig, eher extrem beängstigend. Es wäre eine richtige Erleichterung gewesen, wenn der Manager mich ausgelacht oder sich über mich aufgeregt und mich angeschrieen hätte. Dann hätte ich vermutlich geglaubt, mit mir stimme etwas nicht. Aber so.«

Ihre Augen verengten sich.

»Sind Sie denn danach noch mal in den sechzehnten Stock gefahren?«, fragte ich.

»Andauernd«, erwiderte sie mit flacher Stimme. »Es ist immer noch mein Arbeitsplatz. Also muss ich dorthin, egal, ob ich will oder nicht. Aber ich fahr da nur noch tagsüber rauf, abends nicht mehr, auf keinen Fall. Ich möchte das nicht noch mal durchmachen. Deshalb übernehme ich auch keinen Spätdienst mehr. Das habe ich auch meinem Vorgesetzten gesagt, klipp und klar.«

»Und Sie haben wirklich mit niemandem sonst darüber gesprochen?«

Sie schüttelte kurz den Kopf. »Wie gesagt, dies ist das erste Mal. Es gibt sonst niemanden, mit dem ich darüber sprechen könnte. Ihnen habe ich es erzählt, weil ich hoffte, Sie wüssten vielleicht, was im sechzehnten Stock vor sich geht.«

»Ich? Wie kommen Sie darauf?«

Sie sah mich mit verschwommenem Blick an. »Tja, ich weiß auch nicht ... vielleicht, weil Sie das alte Hotel kannten und sich erkundigt haben, was daraus geworden ist. Ich habe irgendwie die Hoffnung, dass Ihnen etwas dazu einfällt, ich meine, zu dem, was ich erlebt habe.«

»Ich fürchte, nein«, sagte ich nach kurzem Überlegen. »Ich weiß auch nichts Näheres über das Hotel. Das alte Delfin war klein und kaum besucht. Vor vier Jahren habe ich während meines Aufenthalts dort den Besitzer kennen gelernt und wollte jetzt mal wieder bei ihm vorbeischauen. Das alte

Delfin war ein ganz gewöhnliches Hotel. Über eine unheilvolle Geschichte ist mir nichts zu Ohren gekommen.«

Natürlich hielt ich das alte Delfin für kein gewöhnliches Hotel, doch ich wollte in diesem Moment nicht noch mehr Verwirrung stiften.

»Aber heute Nachmittag, als ich Sie fragte, ob das alte Delfin ein normales Hotel gewesen sei, sagten Sie doch, das sei eine längere Geschichte. Was meinten Sie damit?«

»Das bezog sich auf eine ganz persönliche Angelegenheit«, erklärte ich ihr. »Die aufzurollen würde zu lange dauern. Außerdem hat sie nichts mit dem zu tun, was Sie mir eben erzählt haben.«

Sie wirkte enttäuscht. Leicht schmollend starrte sie auf ihre Hände.

»Es tut mir Leid, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen kann«, sagte ich. »Zumal Sie mir das jetzt alles erzählt haben.«

»Ach, nicht so schlimm. Sie können ja nichts dafür. Außerdem bin ich ganz froh, mit Ihnen darüber gesprochen zu haben. Ich fühle mich jetzt schon etwas erleichtert. Wenn man so etwas für sich behält, macht es einen ganz unruhig.«

»Das finde ich auch. Wenn man mit niemandem darüber spricht und es allein mit sich herumträgt, dann bläht es sich im Kopf immer mehr auf.« Ich formte mit meinen Händen einen Riesenballon.

Sie nickte wortlos und fummelte wieder an ihrem Ring herum, den sie abwechselnd vom Finger zog und wieder ansteckte.

»Sagen Sie, glauben Sie mir eigentlich die Geschichte? Das mit dem sechzehnten Stock?«, flüsterte sie, ohne den Blick von den Händen zu heben.

»Natürlich glaube ich Ihnen«, erwiderte ich.

»Wirklich? Aber es ist doch schon eine seltsame Geschichte, oder?«

»Mag sein, aber es passieren nun mal seltsame Dinge. Ich kann mir das gut vorstellen. Deshalb glaube ich Ihnen auch. Aus heiterem Himmel verknüpfen sich plötzlich bestimmte Elemente.«

Sie schien einen Moment darüber nachzudenken. »Heißt das etwa, Sie haben auch so etwas erlebt?«

»Ich denke schon.«

»Und, war es genauso beängstigend?«, fragte sie.

»Nein, es war nicht so wie bei Ihnen«, erwiderte ich. »Was ich sagen will, ist, dass die Dinge auf verschiedene Weise miteinander verknüpft sind. In meinem Fall ...«

Plötzlich erstarben mir die Worte in der Kehle. Als ob jemand das Telefonkabel herausgerissen hätte. Ich trank einen Schluck Whiskey und setzte neu an. »Es lässt sich schwer beschreiben. Aber ich habe so etwas tatsächlich erlebt. Auch wenn andere Leute Ihnen nicht glauben, ich tue es, denn ich weiß, wovon Sie reden. Ganz ehrlich.«

Sie blickte auf und lächelte. Ein privates Lächeln diesmal, kein professionelles. Nachdem sie ihre Geschichte losgeworden war, schien sie etwas entspannter zu sein. »Ich weiß nicht warum, aber jetzt, wo ich mit Ihnen darüber rede, bin ich schon viel gelassener. Komisch, normalerweise bin ich eher schüchtern. Ich kann nicht so ohne weiteres mit Fremden sprechen, aber mit Ihnen geht es mir anders.«

»Wahrscheinlich haben wir etwas gemeinsam«, sagte ich und lächelte sie an.

Sie wusste nicht; wie sie darauf reagieren sollte, und sagte schließlich gar nichts, sondern stieß nur einen tiefen Seufzer aus. Nicht, weil ihr etwas unangenehm war, sondern lediglich um ihre Atmung zu regulieren. Dann fragte sie mich: »Wollen wir etwas essen? Ich habe inzwischen auch ein bisschen Hunger.«

Ich schlug vor, das Lokal zu wechseln und irgendwo richtig zu Abend zu essen, aber sie versicherte, eine Kleinigkeit hier genüge ihr.

Wir bestellten Pizza mit Salat und setzten das Gespräch beim Essen fort. Über ihren Dienst im Hotel, über das Leben in Sapporo. Ober sie persönlich. Nach dem Abitur hatte sie eine zweijährige Ausbildung an einer Hotelfachschule absolviert und danach zwei Jahre in einem Hotel in Tokyo gearbeitet, bevor sie sich auf eine Stellenanzeige hin beim Dolphin Hotel beworben hatte. Sie war jetzt dreiundzwanzig. Der Umzug nach Sapporo erwies sich für sie als günstig, denn ihre Eltern führten ein Gasthaus in der

Nähe von Asahikawa, hundertzwanzig Kilometer entfernt.

»Es ist ein renommiertes Gasthaus. Sie betreiben es schon sehr lange«, erklärte sie.

»Das heißt, Sie machen hier ein Praktikum, um später den Familienbetrieb zu übernehmen?«, fragte ich.

»Nicht unbedingt«, erwiderte sie und schob sich die Brille zurecht. »So weit denke ich noch gar nicht. Ich arbeite gern im Hotelgewerbe. Die Leute kommen, bleiben - gehen. Es gefällt mir, mitten in diesem Trubel zu sein. Da fühle ich mich wohl. Ich bin schließlich in solch einem Milieu aufgewachsen. Es ist mir vertraut.«

»Ach so, darum.«

»Was heißt *darum?«*

»Na, wenn Sie an der Rezeption stehen, sehen Sie aus wie die Hotelfee.«

»Hotelfee?« Sie lachte. »Das ist ja hübsch gesagt. Wenn ich doch nur eine werden könnte!«

»Das können Sie, wenn Sie nur wollen. Davon bin ich überzeugt.« Ich lächelte zurück. »Aber niemand bleibt lange in einem Hotel. Finden Sie das gut? Alle halten sich dort nur vorübergehend auf.«

»Das stimmt«, erwiderte sie. »Aber wenn sich etwas festsetzt, macht es mir Angst. Ich weiß auch nicht, warum. Vielleicht, weil ich zu scheu bin? Man kommt, man geht - das beruhigt mich. Komisch, nicht wahr? Normalerweise denken junge Frauen nicht so. Sie sind auf der Suche nach etwas Stabilem, Sicherem. Bei mir ist das nicht so. Keine Ahnung, weshalb.«

»Ich glaube nicht, dass Sie sonderbar sind«, erwiderte ich. »Sie sind einfach noch nicht gefestigt.«

Sie schaute mich verwundert an. »Sagen Sie, warum verstehen Sie mich so gut?«

»Warum? Irgendwie kann ich es nachempfinden.«

Sie dachte einen Moment darüber nach und bat mich dann, von mir zu erzählen.

»Ach, das ist nicht so interessant.« Ich versuchte auszuweichen, doch sie bestand darauf. Also lieferte ich eine Kurzfassung: Vierunddreißig.

Geschieden. Dass ich meinen Lebensunterhalt mit kleinen Artikeln verdiente und einen gebrauchten Subaru fuhr. Kein Neuwagen, aber mit Stereoanlage und klimatisiert.

Meine Vorstellung. Objektive Fakten.

Sie wollte aber noch mehr über meine Tätigkeit wissen. Ich hatte nichts zu verbergen, also erzählte ich ihr von einem Interview mit einer Filmschauspielerin und von der Reportage über Restaurants in Hakodate.

»Klingt interessant«, sagte sie.

»*Interessant* kann man es nicht gerade nennen. Das Schreiben an sich ist keine große Sache. Es entspannt mich sogar. Aber der Inhalt ist gleich null. Belanglos.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na, zum Beispiel die Restaurants. Man klappert an einem Tag fünfzehn Läden ab, kostet einen Bissen von jedem Gericht und lässt den Rest auf dem Teller. Ich finde das unmöglich.«

»Aber Sie können doch nicht alles aufessen, oder?«

»Natürlich nicht. Dann wäre ich in drei Tagen hinüber. Und alle würden mich für einen Idioten halten. Bei so was draufzugehen brächte mir kein Mitgefühl ein.«

»Na also, Sie haben keine andere Wahl«, sagte sie lachend.

»Da haben Sie Recht«, gab ich zu. »Das ist mir auch klar. Für mich ist es wie Schneeschaufeln. Man tut es, weil es getan werden muss, aber es macht eben keinen Spaß.«

»Schneeschaufeln, oje«, sagte sie.

»Na ja, kulturelles Schneeschaufeln«, korrigierte ich mich. Dann fragte sie mich über meine Scheidung aus.

»Ich hatte eigentlich nicht vor, mich scheiden zu lassen, es hat sich vielmehr so ergeben. Sie war es, die mich eines Tages überraschend verlassen hat. Wegen eines anderen.« »Waren Sie gekränkt?«

»In solch einer Situation ist wohl jeder normale Mensch mehr oder weniger gekränkt.«

Sie legte den Kopf schief und schaute zu mir hoch. »Verzeihen Sie die

blöde Frage, aber wie wirkte sich die Kränkung bei Ihnen aus? Ich kann mir nicht so genau vorstellen, wie das für Sie war. Was geschieht mit einem, wenn man verletzt ist?«

»Man fängt an, sich Keith-Haring-Plaketten an den Mantel zu stecken.«

Sie lachte. »Nur das?«

»Ich will damit sagen, dass es zur Gewohnheit wird. Man schluckt es hinunter. Im Alltag macht sich die Verletzung nicht bemerkbar, aber sie ist immer noch da. So ist es mit Verletzungen nun mal. Man kann sie nicht zur Schau stellen. Sonst wären es keine ernstlichen Wunden.«

»Ich verstehe sehr gut, was Sie meinen.« »Ach ja?«

»Doch. Auch wenn ich nicht so wirke, aber ich bin einige Male verletzt worden, sogar ziemlich«, gab sie schüchtern zu. »Letztlich habe ich deswegen auch in dem Hotel in Tokyo gekündigt. Ich war gekränkt. Das war bitter. Bestimmte Dinge kriege ich einfach nicht so gut auf die Reihe wie andere Leute.«

»Mhm«, machte ich.

»Ich fühle mich noch immer gekränkt. Wenn ich daran denke, möchte ich manchmal am liebsten tot sein.« Sie fingerte an ihrem Ring, nippte an ihrer Bloody Mary und schob sich die Brille hoch. Dann schenkte sie mir ein nettes Lächeln.

Wir hatten ziemlich viel getrunken. Ich hatte völlig den Überblick verloren, wie viele Drinks es gewesen waren. Es war bereits elf, als sie auf ihre Armbanduhr schaute und sagte, sie wolle nach Hause, da sie morgen früh aufstehen müsse. Ich zahlte. Als wir aus der Bar traten, herrschte ein leichtes Schneegestöber. Ich bot ihr an, sie mit dem Taxi nach Hause zu bringen, eine Entfernung von etwa zehn Minuten. Die Straßen waren glatt, und wir liefen untergehakt zum Taxistand. Dabei torkelte sie ein wenig. Vermutlich war sie mehr als beschwipst.

»Wissen Sie noch, wo der Artikel über die Schmiergelder bei dem Grundstückserwerb stand?«, fiel mir plötzlich ein. »Erinnern Sie sich an den Namen des Magazins? Und wann er ungefähr erschienen ist?«

Den Namen hatte sie sofort parat. »Ich glaube, es war im Herbst. Ich habe den Artikel allerdings nicht selbst gelesen, daher weiß ich nicht, was genau drinstand.«

Wir standen etwa fünf Minuten in den tanzenden Schneeflocken, bis ein Taxi kam. Sie hing immer noch an meinem Arm.

»Ich habe mich schon lange nicht mehr so entspannt gefühlt«, sagte sie. Sie fühlte sich wohl und ich ebenfalls. Ein Gefühl, das ich schon lange nicht mehr gehabt hatte. Vielleicht haben wir tatsächlich etwas gemeinsam, dachte ich erneut. Deshalb hatte ich auch gleich Zuneigung für sie empfunden, als ich sie das erste Mal sah.

Im Taxi redeten wir über harmlose Dinge wie Schnee und Kälte, ihre Arbeitszeiten, das Leben in Tokyo. Ich fragte mich, was wohl als Nächstes passieren würde. Ein kleiner Vorstoß und ich könnte mit ihr im Bett landen. Die Luft knisterte. Natürlich war ich mir nicht sicher, ob sie es auch wollte. Aber ich wusste, es würde ihr nicht unangenehm sein, mit mir zu schlafen. Ihre Augen verrieten es, und die Art, wie sie atmete, redete und gestikulierte. Ich hätte jedenfalls nichts dagegen, mit ihr zu schlafen. Es zöge sicher keine lästigen Konsequenzen nach sich. Wir würden es einfach tun und dann wieder auseinander gehen. Auch sie würde so denken. Nur, es fehlte mir an Entschlossenheit. Irgendwie wäre es nicht fair ihr gegenüber - ein Gedanke, der mir die ganze Zeit im Hinterkopf spukte. Sie war immerhin zehn Jahre jünger als ich, irgendwie labil und so sturzbetrunken, dass sie nicht mehr geradeaus laufen konnte. Es wäre ein Trumpf mit gezinkten Karten. Jedenfalls nicht fair.

Doch was hat Fairness in der Sexualität zu suchen? Wenn man auf diesem Gebiet fair sein will, sollte man sich besser in einen Organismus wie Moos verwandeln. Da gäbe es dann keine Komplikationen.

Auch dieses Argument war schlagend.

Ich schwankte zwischen beiden Überlegungen hin und her, als sie plötzlich erklärte: »Ich wohne übrigens mit meiner jüngeren Schwester zusammen.« Womit das ganze Dilemma mit einem Schlag beseitigt war.

Kurz darauf hielt das Taxi vor ihrem Apartmenthaus, einem schnörkellosen Neubau.

Ich brauchte keinen weiteren Gedanken mehr daran zu verschwenden und fühlte mich sogar ein wenig erleichtert.

Doch als sie ausstieg, fragte sie mich, ob ich sie nicht bis zur Wohnungstür bringen könne. Manchmal lungere so ein komischer Typ nachts im Hausflur herum, entschuldigte sie sich. Ich bat den Fahrer, ein paar Minuten zu warten, und führte sie untergehakt den glatten Weg zur Haustür. Wir stiegen die Treppen in den zweiten Stock hinauf und kamen zu ihrem Apartment Nr. 306. Sie öffnete die Handtasche und kramte nach ihrem Wohnungsschlüssel. Dann lächelte sie unbeholfen und bedankte sich für den schönen Abend.

Mir habe es auch gefallen, sagte ich.

Sie schloss die Wohnung auf und ließ den Schlüssel zurück in die Handtasche fallen. Das Knipsgeräusch des Verschlusses hallte im Hausflur. Dann sah sie mich an. Als würde sie an die Tafel starren, wo eine ungelöste Geometrieaufgabe auf sie wartete. Es war ein unentschlossener Blick, da sie nicht wusste, wie sie mich angemessen verabschieden sollte. Ich sah es ihr an.

Eine Hand gegen die Wand gestemmt, wartete ich auf eine Reaktion, aber es kam nichts.

»Gute Nacht«, sagte ich. »Und schöne Grüße an die Schwester.«

Ein paar Sekunden presste sie die Lippen zusammen. »Das mit meiner Schwester«, wisperte sie dann, »stimmt gar nicht. In Wirklichkeit lebe ich allein.«

»Ich weiß«, erwiderte ich.

Eine leichte Röte stieg ihr langsam ins Gesicht. »Wie konnten Sie das wissen?«

»Weiß nicht, einfach so.«

»Sie sind gemein«, sagte sie leise.

»So, bin ich das? Kann schon sein«, sagte ich. »Aber wie ich schon sagte, ich tue niemandem etwas zuleide. Ich nutze die Schwächen von anderen

nicht aus. Deshalb hätten Sie mich gar nicht erst anschwindeln müssen.«

Sie wirkte zunächst verlegen, lächelte dann aber hilflos: »Sie haben Recht. Ich hätte Sie nicht anlügen sollen.« »Aber?«

»Aber es rutschte mir einfach so heraus. Wie gesagt, ich habe schlechte Erfahrungen gemacht. Mir ist so einiges widerfahren.«

»Ich bin auch ein gebranntes Kind mit einem Keith-Haring-Anstecker.«

Das brachte sie zum Lachen. »Hören Sie, wollen Sie nicht kurz mit hineinkommen und einen Tee trinken? Ich hätte Lust, noch ein bisschen mit Ihnen zu plaudern.«

Ich schüttelte den Kopf. »Danke für das Angebot. Ich würde mich auch gerne weiter mit Ihnen unterhalten, aber nicht heute. Ich gehe jetzt wohl besser. Wir sollten nicht zu viel auf einmal reden. Ich weiß auch nicht, warum ich das denke.«

Sie schaute mich prüfend an, als versuche sie etwas Kleingeschriebenes auf einem Ladenschild zu entziffern.

»Ich kann's Ihnen nicht genau erklären, es ist nur so ein Gefühl«, sagte ich. »Wenn man über vieles miteinander sprechen kann, ist es das Beste, man teilt es sich ein. Das ist meine Meinung. Vielleicht liege ich ja falsch.«

Sie dachte kurz darüber nach, schien aber zu keinem Ergebnis zu kommen.

»Gute Nacht«, sagte sie und schloss leise die Wohnungstür.

»He, Moment«, rief ich. Die Tür ging einen fünfzehn Zentimeter breiten Spalt auf, durch den sie herauslugte. »Kann ich bald wieder mal mit Ihnen ausgehen?«, fragte ich sie. Sie hielt die Tür fest und atmete tief ein. »Vielleicht«, erwiderte sie. Dann ging die Tür wieder zu.

Der Taxifahrer schmökerte in einer Sportzeitung, als ich zurückkam. Er schien überrascht, als ich ihm sagte, ich wolle zum Dolphin Hotel.

»Sie wollen echt zurück?«, fragte er grinsend. »So wie das aussah, dachte ich, Sie würden zahlen und mich wegschicken. So läuft das doch normalerweise.«

»Stimmt«, pflichtete ich ihm bei.

»Wenn man den Job schon so lange macht wie ich, dann kriegt man ein Gespür dafür.«

»Aber dann müssten Sie auch wissen, dass einen das Gespür manchmal im Stich lässt. Nach der Wahrscheinlichkeitstheorie.« »Schon möglich«, sagte der Fahrer etwas verdutzt. »Na ja, Sie scheinen da wohl etwas abzuweichen.«

»Mag sein«, erwiderte ich. Bin ich denn wirklich so seltsam?

Zurück in meinem Zimmer, wusch ich mir das Gesicht. Beim Zähneputzen bereute ich meinen Entschluss schon fast, doch als ich gleich darauf zu Bett ging, schlief ich sofort ein. Meine Anfälle von Bedauern sind meistens schnell vorüber.

Sofort nach dem Aufwachen meldete ich mich bei der Rezeption und verlängerte meinen Aufenthalt um drei Tage. Das machte kein Problem, da das Hotel in der Nebensaison nicht voll ausgelastet war.

Als Nächstes besorgte ich mir eine Zeitung und ging nach draußen zum nächsten Dunkin' Donuts, wo ich zwei Muffins natur und dazu zwei Becher Kaffee trank. Das Hotelfrühstück hängt einem bereits nach einem Tag zum Hals raus, aber Dunkin' Donuts ist Spitze - billig, und man bekommt Kaffee kostenlos nachgeschenkt.

Dann nahm ich mir ein Taxi und bat den Fahrer, mich zu der größten Bibliothek von Sapporo zu bringen. Ich durchforstete die letzten Nummern des Magazins, in dem der Artikel über das Dolphin Hotel stehen sollte, und fand ihn in der Ausgabe vom 20. Oktober. Nachdem ich eine Kopie davon gemacht hatte, ging ich in ein nahe gelegenes Café, um ihn zu lesen.

Der Artikel war sehr verworren. Ich musste ihn mehrmals lesen, um die Zusammenhänge zu begreifen. Der Reporter hatte vermutlich sein Bestes getan, um eine plausible Story daraus zu machen, doch trotz seiner Bemühungen blieb das Ganze undurchsichtig. Es war einfach zu vertrackt. Selbst bei gründlicher Lektüre bekam man nur ein vages Bild. Der Artikel trug die Überschrift *Skandalöser Grundstückserwerb in Sapporo - dunkle Machenschaften bei der Stadtsanierung.* Daneben eine Luftaufnahme des fast fertig gestellten Hotels.

Die Geschichte lässt sich in etwa so zusammenfassen: Zunächst hatte man ein beträchtliches Gebiet in einem Stadtteil Sapporos erworben. Zwei Jahre

lang herrschte unter der Hand ein ungewöhnlich reger Wechsel der registrierten Eigentümer. Bodenpreise schnellten ohne ersichtlichen Grund in die Höhe. Mit diesen spärlichen Informationen hatte der Reporter seine Nachforschungen begonnen. Dabei hatte er Folgendes herausbekommen: Die Grundstücke waren von unterschiedlichen Gesellschaften aufgekauft worden, bei denen es sich größtenteils um Briefkastenfirmen handelte. Sie waren zwar ordnungsgemäß im Handelsregister eingetragen und zahlten auch Steuern, verfügten jedoch weder über Geschäftsräume noch über Angestellte. Diese Scheinfirmen waren wiederum mit anderen Scheinfirmen verknüpft. Wer auch immer dahintersteckte, verstand es meisterhaft, mit Grundstücken zu jonglieren. Ein für 20 Millionen Yen erworbenes Grundstück wurde anschließend für 60 Millionen verkauft und später für 200 Millionen. Verfolgte man in diesem verworrenen Labyrinth aus Scheinfirmen die einzelnen Stränge zurück, dann liefen letztlich alle Fäden in einem Punkt zusammen: Industrie B, eine Firma, die mit Immobilien handelte. Deren Hauptsitz war ein echtes Unternehmen, eine große, moderne Zentrale im Tokyoter Stadtteil Akasaka. Industrie B wiederum hatte Verbindungen zum Konzern A, einem riesigen Konglomerat, das Bahnlinien, Hotelketten, Filmgesellschaften, Lebensmittelbetriebe, Kaufhäuser. Zeitschriften - mit anderen Worten, so ziemlich alles von Kreditinstituten bis zu Schadensversicherungen - umfasste. Der Konzern A hatte seinerseits direkte Kanäle zu bestimmten politischen Kreisen, was den Reporter veranlasst hatte, dort weiterzugraben. Und dabei machte er sehr interessante Entdeckungen. Das Gebiet in Sapporo, das Industrie B so emsig aufgekauft hatte, war für eine groß angelegte Stadtsanierung vorgesehen. Es existierten bereits Pläne für den Bau einer U-Bahn und den Umzug der Landesverwaltung dorthin. Der größte Teil der Finanzierung des Projekts stammte aus der Staatskasse. Es hatte den Anschein, als hätten die nationale, die präfekturale und die städtische Administration einen gemeinsamen Sanierungsplan entworfen und ein Programm festgelegt, das vom Gebiet über den Umfang bis hin zum Etat alle Details umfasste. Doch als man die Sache aufdeckte, zeigte sich, dass im Laufe der letzten Jahre jeder

Quadratmeter des Sanierungsgebietes von einem bestimmten Drahtzieher systematisch aufgekauft worden war. Jemand ließ Informationen zum Konzern A fließen, während unter der Hand die Grundstückskäufe bereits auf Hochtouren liefen, und zwar noch bevor die Sanierungspläne zum Abschluss kamen. Dies wiederum legte den Verdacht nahe, dass die endgültige Planung auf politischer Ebene bereits von Anfang an festgestanden hatte.

Und hier trat das Dolphin Hotel als Speerspitze dieses abgekarteten Projekts in Erscheinung. Damit hatte man ein Filetstück ergattert. Dieses gigantische Hotel diente dem Konzern A nun als Hauptquartier und nahm damit eine führende Rolle in dieser Gegend ein. Als Blickfang und Symbol städtischen Wandels, das den Strom der Passanten umlenkte. Alles verlief nach einem ausgeklügelten Plan. Kapitalismus in Hochform. Wer das meiste Kapital bereitstellt, bekommt die entscheidenden Informationen, was wiederum maximalen Profit sichert. Und niemand macht sich die Finger schmutzig. Es handelt sich hier nur um eine Spielart heutiger Anlagemethoden. Man will eben aus seinen Investitionen den größtmöglichen Nutzen ziehen. Jemand, der einen Gebrauchtwagen kauft, tritt gegen die Reifen und wirft einen Blick unter die Motorhaube. Ebenso verhält sich ein Konzern, der hundert Milliarden Yen angelegt hat: Er überprüft genauestens die Effizienz seiner Investition, wobei mitunter auch gemauschelt wird. Um Fairness geht es hier schon lange nicht mehr. Bei solchen Summen bleibt die Moral außen vor. Hin und wieder greift man auch zu Gewaltmaßnahmen.

Angenommen, jemand weigert sich. Zum Beispiel ein schon lange bestehender Schuhladen, der sich dem Grundstücksverkauf widersetzt. Dann treten plötzlich die knallharten Burschen auf den Plan. Großkonzerne verfügen über eine Menge Verbindungen. Ihr Netz spinnt sich von Politikern über Schriftsteller, Rockstars bis hin zu Yakuza-Syndikaten, die alle nach ihrer Pfeife tanzen. Und schon sind die Jungs mit dem Samuraischwert zur Stelle. Die Polizei ist nicht gerade erpicht darauf, sich mit solchen Machenschaften auseinander zu setzen. Die Abmachungen in

der obersten Etage waren ohnehin längst getroffen. Das ist nicht einmal Korruption. Sondern reine Strategie. Eine Frage der Kapitalanlage. Zugegeben, solche Praktiken waren schon immer gang und gäbe. Doch die kapitale Vernetzung ist unvergleichlich feinmaschiger als früher und damit viel robuster. Ermöglicht wurde dies durch Großcomputer. Alles, was auf unserem Planeten vorkam und geschah, wurde unausweichlich vernetzt. Durch Intensivierung und Differenzierung sublimierte man den Kapitalismus zu einem Ideal. Er bekam sogar eine sakrale Dimension. Die Menschen huldigten der Dynamik des Kapitals, beteten den Mythos an, fielen vor Tokyoter Bodenpreisen und blitzenden Porschekarossen auf die Knie. Das war der Stoff, aus dem Mythen geschaffen wurden.

Die hochkapitalistische Gesellschaft. Egal, ob es einem passte oder nicht, wir lebten in diesen Zeiten. Selbst die Maßstäbe für Gut und Böse wurden immer differenzierter, subtiler. Das Gute war unterteilt in das zeitgemäße Gute und das unzeitgemäße Gute. Beim Bösen war es genauso. Das modische Gute splittete sich wiederum auf in formell und salopp, in hip, cool, trendy und snobistisch. Oder man fand Gefallen an einer Mixtur. Wie man einen Missoni-Pullover zu einer Trussardi-Jeans und Pollini-Schuhen trägt, kann man sich auch moralisch an Stilkombinationen erfreuen. Das war der Gang der Dinge - Philosophie mutierte langsam, aber sicher zur Wirtschaftslehre.

Auch wenn ich seinerzeit noch nicht dieser Ansicht war, muss ich sagen, die Welt war 1969 noch einfach gestrickt. Für die eigene Identifikation genügte es, anstürmende Polizisten mit Steinen zu bewerfen. Doch heutzutage, wo eine raffinierte Weltanschauung auf den Plan getreten ist, wer würde da noch mit Steinen schmeißen? Wer würde sich durch Tränengas hindurchkämpfen? Die Gegenwart sieht so aus: Alles ist manipuliert und eingespannt in ein riesiges Netz, außerhalb dessen wieder ein anderes Netz existiert. Man kann nirgendwo mehr hin. Wirft man einen Stein, kommt er gleich zurückgeflogen.

Der Journalist hatte eine Menge Energie aufgewandt, um seinem Verdacht nachzugehen. Doch trotz seiner Entrüstung - oder gerade wegen seiner

Entrüstung - fehlte es dem Artikel an Überzeugungskraft. Er besaß nicht den Impetus eines Appells. Der Typ hatte es anscheinend nicht geschnallt. An der ganzen Angelegenheit war nichts Verdächtiges. Ein natürlicher Vorgang des fortgeschrittenen Kapitalismus. Das weiß heutzutage jedes Kind, deshalb nimmt auch keiner Notiz davon. Wenn Großkapital sich illegal Informationen verschafft und Grundstücke aufkauft, politische Beschlüsse erzwingt und Yakuza als Handlanger anheuert, um einen kleinen Schuhladen zu erpressen oder den Betreiber eines ausgedienten Minihotels zu verprügeln, wen kümmert's? So spielt das Leben. Die Zeit ist ständig in Bewegung, wie Treibsand. Wir stehen nicht mehr länger da, wo wir einmal gestanden haben.

Der Artikel war meiner Meinung nach schon eine Glanzleistung. Gut recherchiert und voller Gerechtigkeitsempfinden. Er lag nur nicht im Trend.

Ich steckte die Kopie zusammengefaltet in die Jackentasche und trank noch eine Tasse Kaffee. Der Geschäftsführer des alten Delfin kam mir in den Sinn. Ein geborener Unglücksrabe, gestraft mit permanenten Niederlagen. Wie sollte er mit dem Strom der Zeit mithalten können?

»Eben nicht im Trend«, sagte ich laut.

Die Bedienung warf mir einen missbilligenden Blick zu. Ich nahm ein Taxi und fuhr zum Hotel zurück.

8

Vom Hotelzimmer aus rief ich meinen Expartner in Tokyo an. Jemand Unbekanntes meldete sich und fragte nach meinem Namen, worauf eine weitere mir unbekannte Person ans Telefon kam und ebenfalls nach meinem Namen fragte, bis ich ihn schließlich persönlich an der Strippe hatte. Er wirkte beschäftigt. Es war fast ein Jahr her, seit wir das letzte Mal miteinander geredet hatten. Nicht, dass ich ihm bewusst aus dem Weg gegangen wäre, ich hatte ihm nur einfach nichts zu sagen. Ich hatte ihn immer gern gemocht, das tat ich jetzt noch. Aber er war für mich eben eine »bereits durchlaufene Zone« (so wie ich für ihn), womit ich nicht sagen will, dass wir uns gegenseitig in diese Position abgeschoben hatten. Jeder ging einfach seiner Wege, und die schienen sich nicht zu kreuzen. Nicht mehr und nicht weniger.

Na, wie geht's? fragte er.

Ach, ganz gut, antwortete ich.

Ich erzählte ihm, ich sei in Sapporo, worauf er meinte, dass es dort doch sicher kalt wäre.

Oh ja, ziemlich, antwortete ich.

Was macht die Arbeit? fragte ich als Nächstes. Viel zu tun, lautete die knappe Antwort.

Ich hoffe, du besäufst dich nicht zu oft.

In letzter Zeit trinke ich nicht so viel, entgegnete er. Und, schneit es da schon? fragte er darauf.

Im Moment nicht, erwiderte ich.

Unser Höflichkeitsgeplänkel zog sich eine Weile hin. »Hör mal«, unterbrach ich die Banalitäten. »Ich würde dich gern um einen Gefallen bitten.« Ich hatte ihm vor längerer Zeit auch einen getan, und er hatte es ebenso wenig vergessen wie ich.

Eigentlich bin ich nicht der Typ, der andere um etwas bittet.

»Nur zu«, sagte er ohne Umschweife.

»Erinnerst du dich an unsere gemeinsame Aktion, die mit dem Magazin

für eine Hotelkette?«, fragte ich. »Vor etwa fünf Jahren?« »Ja, ich kann mich erinnern.«

»Sag mal, besteht die Verbindung noch?«

Er überlegte einen Moment. »Na ja, sie ist nicht besonders aktiv, aber auch noch nicht völlig gestorben. Lässt sich unter Umständen sicher wieder aufwärmen, schätze ich.«

»Es gab da einen Typen, der wusste enorm gut darüber Bescheid, was in dieser Branche so läuft. Sein Name fällt mir jetzt nicht ein. Ein ausgemergelter Typ, hatte immer 'ne komische Mütze auf. Glaubst du, du könntest zu ihm Kontakt aufnehmen?«

»Warum nicht? Was willst du wissen?«

Ich berichtete ihm in Kürze von dem Skandalartikel über das Dolphin. Er notierte sich Namen und Erscheinungsdatum des Magazins. Dann erzählte ich ihm von dem alten schäbigen Hotel Delfin, das vor dem jetzigen Prunkbau dort existiert hatte, und sagte, dass ich über folgende Dinge gerne mehr wissen würde: Erstens, weshalb das neue Hotel den alten Namen übernommen hatte. Zweitens, welches Schicksal den alten Eigentümer ereilt hatte. Und schließlich, ob der Skandal sich seitdem in irgendeiner Form weiterentwickelt hätte.

Er notierte sich alles und las es mir noch einmal vor. »Das wär's?«

»Ja, das ist alles«, antwortete ich.

»Vermutlich eilt die Sache, habe ich Recht?«, fragte er mich. »Ich fürchte, ja ...«

»Ich will sehen, ob ich den Typen heute noch erreichen kann. Gib mir deine Telefonnummer.«

Ich nannte sie ihm.

»Also dann bis später«, sagte er und legte auf.

Ich nahm ein einfaches Mittagessen in der Hotelcafeteria zu mir. Danach ging ich in die Empfangshalle und entdeckte das Mädchen mit der Brille an der Rezeption. Ich setzte mich in eine Ecke, um sie zu beobachten. Sie hatte zu tun und schien mich nicht zu bemerken. Oder sie bemerkte mich doch, ignorierte mich aber. Meinetwegen. Ich wollte sie nur ein bisschen

anschauen. Dabei dachte ich, dass ich mit ihr hätte schlafen können, wenn ich gewollt hätte.

Hin und wieder brauchte ich eine solche Aufmunterung.

Nachdem ich sie etwa zehn Minuten lang angeschaut hatte, fuhr ich mit dem Fahrstuhl in mein Zimmer hinauf und las ein Buch. Draußen war es trübe, der Himmel wolkenverhangen. Ich hatte das Gefühl, in einer Bühnenkulisse zu hausen, in die nur ganz wenig Licht drang. Da ich nicht wusste, wann mein Expartner zurückrufen würde, konnte ich nicht ausgehen, und auf dem Zimmer blieb mir nichts anderes übrig, als zu lesen. Ich hatte die Jack-London-Biographie bald ausgelesen und nahm mir als Nächstes ein Buch über den Spanischen Bürgerkrieg vor.

Der Tag ähnelte einer sich endlos hinziehenden Abenddämmerung. So völlig ohne Akzente. In das Grau draußen mischte sich allmählich Schwarz, bis es schließlich Nacht wurde. Lediglich eine Variante der Melancholie. Es gibt nur zwei Farben auf der Welt: Grau und Schwarz. Kommend und gehend, in regelmäßigen Intervallen.

Ich rief den Zimmerservice an und bestellte Sandwiches. Ich kaute langsam Bissen für Bissen und trank dazu ein Bier aus dem Kühlschrank. Auch das Bier trank ich langsam, Schluck für Schluck. Wenn man nichts zu tun hat, tut man alle möglichen Dinge ausgiebig und bewusst. Um halb acht rief mein Expartner an.

»Ich hab ihn erreicht«, meldete er.

»Und, war's schlimm?«

»Na ja, es ging«, sagte er nach einer kurzen Pause. Hörte sich an, als sei es ziemlich mühsam gewesen.

»Also, ich versuche mich kurz zu fassen: Erstens, die Angelegenheit ist fest unter Verschluss. Verschnürt und in einen Tresor gesperrt. Keiner kann mehr darin wühlen. Aus und vorbei. Der Skandal existiert sozusagen nicht mehr. Es gab lediglich ein paar unspektakuläre Personalwechsel im Regierungskabinett und im Rathaus. Nichts Bedeutendes, offenbar nur Feinabstimmungen. Mehr ist da nicht zu machen. Die Staatsanwaltschaft hat sich wohl auch geregt, doch keiner weiß Genaueres. Es ist ein ziemlich

kompliziertes Geflecht. Heiße Sache. Deshalb war es auch so schwierig, etwas herauszukriegen.«

»Es handelt sich um eine ganz persönliche Angelegenheit, ich möchte niemandem Schwierigkeiten bereiten.«

»Das habe ich dem Typen auch gesagt.«

Den Hörer am Ohr, holte ich eine neue Dose Bier aus dem Kühlschrank, öffnete sie mit der freien Hand und goss mir ein Glas ein.

»Ich will dir ja nicht reinreden«, sagte er, »aber das ist wirklich eine Megasache. Du solltest besser die Finger davon lassen. Ich weiß ja nicht, weshalb du in der Angelegenheit rumschnüffeln willst, aber ich würde mich an deiner Stelle nicht zu sehr einmischen. Du wirst natürlich deine Gründe haben, doch ich rate dir, ein geruhsames Leben zu führen, das deinem Format entspricht. Was ich übrigens von mir nun gerade nicht behaupten kann.«

»Ich weiß«, sagte ich.

Er hustete. Ich nahm einen Schluck Bier.

»Der Eigentümer des alten Hotel Delfin rührte sich einfach nicht vom Fleck. Er hat sich bis zum Schluss gesträubt. Das hat ihm viel Ärger eingebracht. Wäre er bloß gleich rausgegangen, statt stur zu bleiben. War wohl etwas weltfremd, der Gute.«

»Allerdings«, stimmte ich zu. »Kein Trendbewusstsein.«

»Sie haben ihm ziemlich übel mitgespielt. Eine Bande Yakuza stürmte das Hotel und machte sich dort breit. Führten sich auf wie die Vandalen. Aber immer noch schön im gesetzlichen Rahmen. Lungerten die ganze Zeit in der Empfangshalle rum und fixierten jeden, der reinkam. Verstehst du, was ich meine? Das Hotel hat trotzdem eisern standgehalten.«

»Kann ich mir lebhaft vorstellen«, sagte ich. Der Geschäftsführer des alten Delfin hatte bereits eine Reihe von Schicksalsschlägen hinter sich. Ihn konnte so leicht nichts mehr umhauen.

»Doch am Ende stellte der Typ eine völlig absurde Bedingung. Er sagte, er würde rausgehen, wenn sie seinem Wunsch nachkämen. Und jetzt rate mal, was das für eine Bedingung war.« »Keine Ahnung«, erwiderte ich.

»Streng mal deinen Grips ein bisschen an. Es beantwortet übrigens eine weitere deiner Fragen.«

»Du meinst doch nicht etwa, dass sie den alten Namen übernehmen sollten?«

»Bingo«, sagte er. »So lautete die Bedingung. Und die Spekulanten willigten ein.«

»Aber wieso?«

»Ist doch kein übler Name. *Dolphin Hotel* klingt doch prima, findest du nicht?«

»Na ja, stimmt auch wieder.«

»Außerdem sollte dieses Hotel das Flaggschiff einer neuen, vom Unternehmen A geplanten Hotelkette werden. Luxushotels, versteht sich, nicht die normale, gehobene Mittelklasse. Sie hatten eben noch keinen Namen dafür.«

»Aha! Die Dolphin-Hotelkette.«

»Genau! Eine Spitzenhotelkette, die weltweit mit den Hiltons und Hyatts mithalten kann.«

»Die Dolphin-Hotelkette«, wiederholte ich, um zu hören, wie es klang. Ein geerbter, aufgeblähter Traum. »Und was passierte mit dem Vorbesitzer?«

»Keine Ahnung.«

Ich nahm einen weiteren Schluck Bier und kratzte mich mit dem Bleistift hinter dem Ohr.

»Sie haben ihm vermutlich eine dicke Abfindung gezahlt, mit der er alles Mögliche angestellt haben kann. Es fehlt jegliche Spur von ihm. Er hatte eben nur die Rolle eines Statisten.«

»Sieht so aus.«

»Das war's dann auch schon im Großen und Ganzen«, sagte mein Expartner. »Mehr habe ich nicht herausbekommen. Reicht dir das?«

»Ja, danke. Du hast mir sehr geholfen.«

Er räusperte sich.

»Hattest du Unkosten?«, fragte ich.

»Ach was!«, erwiderte er. »Ich werde den Typen mal zum Essen einladen, ihn in einen Ginza-Club mitschleppen und ihm die Heimfahrt bezahlen. Nicht der Rede wert, vergiss es. Ich kann es als Spesen verbuchen. Im Prinzip lässt sich alles absetzen. Mein Steuerberater liegt mir sowieso andauernd in den Ohren, ich solle mehr ausgeben. Also mach dir keinen Kopf. Falls du mal Lust hast, in einen Ginza-Club zu gehen, sag mir Bescheid. Läuft alles unter Spesen. Zumal du noch nie in so einem Club warst.«

»Was gibt's denn da so Besonderes?«

»Saufen, Weiber«, sagte er. »Und hinterher ein Lob von meinem Steuerberater.«

»Wieso nimmst du den nicht mit?«

»Schon getan vor kurzem«, sagte er ziemlich gelangweilt. Wir verabschiedeten uns und legten auf.

Ich dachte über meinen Expartner nach. Er war in meinem Alter und hatte bereits einen Ansatz zum Bauch. Ein Typ, der alle möglichen Pillen in der Schreibtischschublade aufbewahrt und sich ernsthaft über Wahlergebnisse Gedanken macht. Die Ausbildung seiner Kinder bereitet ihm Kopfzerbrechen, und er streitet sich andauernd mit seiner Frau herum. Im Grunde ist er jedoch ein treu sorgender Familienvater. Zwar nicht sehr durchsetzungsfähig, und manchmal trinkt er ein bisschen über den Durst, aber eigentlich erledigt er ordentlich und gewissenhaft seinen Job. Ein in jeder Hinsicht anständiger Kerl.

Nach der Uni hatten wir uns zusammengetan. Unsere Partnerschaft hielt ziemlich lange. Wir hatten mit einer kleinen Übersetzungsagentur angefangen, und im Laufe der Zeit hatten die Aufträge dann immer mehr zugenommen. Wir waren zwar nicht gerade die dicksten Freunde, aber ein relativ gutes Team. Obwohl wir jeden Tag aufeinander hockten, gerieten wir uns nie in die Haare. Er war wohlerzogen und ruhig, und auch ich mochte keinen Streit. Wir hatten zwar unsere Differenzen, respektierten einander jedoch bei der Arbeit. Schließlich trennten sich unsere Wege, vermutlich

zum optimalen Zeitpunkt. Nachdem ich überraschend ausgestiegen war, kam er auch ohne mich gut zurecht. Besser denn je, würde ich sagen. Sein Leistungsvermögen steigerte sich, und damit expandierte auch sein Unternehmen. Er stellte neue Leute ein und verstand es, alles aus ihnen herauszuholen. Auch psychisch wirkte er seit dem Alleingang viel stabiler.

Vermutlich war ich derjenige, der Probleme hatte. Irgendetwas in mir musste einen schädlichen Einfluss auf ihn ausgeübt haben. Was auch erklären würde, weshalb er nach meinem Austritt viel unbefangener wurde. Mit Schmeicheleien und gutem Zureden brachte er seine Leutchen auf Trab; schäkerte mit seiner Buchhalterin, indem er abgedroschene Scherze machte. Angeödet schleppte er seine Kunden in Ginza-Clubs, nur um Spesen zu verjubeln. In meiner Gegenwart würde er sich wahrscheinlich eher gehemmt fühlen und es deshalb nicht so gut hinkriegen. Er war nämlich stets darum besorgt gewesen, wie ich ihn sah, was ich über ihn dachte. So war er eben. Um ehrlich zu sein, es hatte mich eigentlich herzlich wenig gekümmert, was er neben mir trieb. Ein Glück, dass er jetzt auf sich gestellt war. In jeder Hinsicht.

Kurzum, ohne mich konnte er endlich seinem Alter gemäß auftreten. *Dem Alter gemäß.* Als ich das aussprach, hatte ich das Gefühl, es beträfe nur andere.

Um neun läutete erneut das Telefon. Ich erwartete eigentlich keinen Anruf mehr und konnte das Klingeln erst gar nicht einordnen. Es war jedoch eindeutig das Telefon. Beim vierten Mal hob ich ab.

»Sie haben mich heute im Foyer die ganze Zeit beobachtet, nicht wahr?« Es war meine Freundin von der Rezeption. Sie klang nicht gerade verärgert, aber auch nicht erfreut. Ihre Stimme verriet keine Regung.

»Stimmt«, gab ich zu.

Am anderen Ende herrschte eine Weile Stille.

»Es macht mich ganz nervös, wenn mir jemand bei der Arbeit zuschaut. Mir ging währenddessen alles schief.«

»Tue ich nie wieder«, versprach ich. »Ihr Anblick sollte mich ein bisschen

aufmuntern. Ich wollte Sie nicht nervös machen. In Zukunft nehme ich mich in Acht und sehe Sie nicht mehr an. Wo stecken Sie gerade?«

»Zu Hause. Ich werde jetzt ein Bad nehmen und dann ins Bett gehen. Sie haben Ihren Aufenthalt verlängert, stimmt's?«

»Mhm. Meine Angelegenheiten halten mich noch auf.«

»Aber bitte starren Sie mich nicht mehr so an. Das ist mir sehr unangenehm.«

»Nein, ich verspreche es Ihnen.«

Erneute Pause.

»Glauben Sie, ich bin zu nervös? Ich meine grundsätzlich?«

»Nun, wie soll ich das beurteilen? Das ist doch von Person zu Person verschieden. Ich denke, es macht jeden mehr oder weniger fahrig, wenn man angestarrt wird. Das ist nicht weiter besorgniserregend. Außerdem habe ich die blöde Angewohnheit, manchmal völlig unbewusst Dinge anzustarren. Ich glotze dann alles Mögliche an.«

»Weshalb haben Sie diese Angewohnheit?«

»Solche Marotten lassen sich schwer erklären«, erwiderte ich. »Aber ich reiße mich in Zukunft zusammen. Ich will doch nicht, dass bei Ihnen wegen meinem Geglotze alles schief geht.«

Sie sagte nichts darauf, schien aber über meine Bemerkung nachzudenken.

»Also dann, gute Nacht«, verabschiedete sie sich schließlich. »Gute Nacht«, sagte ich.

Wir legten auf. Ich nahm ein Bad und machte es mir anschließend auf dem Sofa bequem, wo ich bis halb zwölf mein Buch weiterlas. Dann zog ich mich an und ging auf den Korridor hinaus. Ich lief von einem Ende zum anderen. Er war verwinkelt wie ein Labyrinth. In einer Nische am Ende des Ganges befand sich der Personalaufzug, verborgen vor den Blicken der Gäste. Folgte man dem Notausgang-Pfeil, kam man an einer Reihe von Türen vorbei, die nicht die üblichen Zimmernummern hatten. Dort befand sich in einer Ecke ein weiterer Aufzug, dessen Aufschrift - Nur für Lasten - die Gäste davon abhalten sollte, ihn versehentlich zu benutzen. Ich blieb ein Weilchen davor stehen, um zu schauen, ob er in Betrieb war. Er hielt die

ganze Zeit im Erdgeschoss. So spät am Abend wurde er anscheinend nicht mehr benutzt.

Aus den Lautsprechern tönte leise Berieselungsmusik: *Love is blue* von Paul Mauriat. Ich drückte den Knopf. Der Fahrstuhl riss sein Haupt hoch, als würde er aus dem Schlaf schrecken. Die Stockwerkziffern auf der Digitalanzeige kletterten aufwärts: 1, 2, 3,4,5,6 ... Langsam, aber stetig rückte er näher. Ich starrte auf das Display, während *Love is blue* erklang. Falls jemand in der Kabine wäre, konnte ich behaupten, ich hätte den Lift mit dem Gästeaufzug verwechselt. 11, 12,13. 14 ... Er arbeitete sich weiter hoch. Ich trat einen Schritt zurück und wartete, die Hände in den Taschen, bis er aufging.

Bei 15 stoppte der Aufzug. Einen Moment regte sich nichts, dann glitt die Tür auf. Es war niemand drinnen.

Gespenstisch leise, dachte ich. Ganz anders als die asthmatisch keuchende Rappelkiste im alten Delfin. Ich trat in die Kabine und drückte 16. Die Tür glitt lautlos zu. Ich spürte eine leise Bewegung, und die Tür öffnete sich wieder. Die 16. Etage. Keine Spur von Dunkelheit. Der Flur war hell erleuchtet, und von der Decke dudelte noch immer *Love is blue.* Es roch auch nicht muffig. Ich inspizierte den gesamten Korridor. Es war das gleiche Labyrinth wie im 15. Stock: verwinkelte Gänge mit einer Flut von Gästezimmern. Dazwischen befanden sich vereinzelt Getränkeautomaten und etliche Aufzüge. Vor einigen Türen stand gebrauchtes Geschirr vom Zimmerservice. Der tiefrote, hochwertige Teppichflor verschluckte das Geräusch meiner Schritte. Es herrschte insgesamt eine gedämpfte Stille. Die Musik wechselte zu *The Theme from A Summer Place,* gespielt vom Percy Faith Orchestra.

Nachdem ich das Ende der Etage erreicht hatte, machte ich kehrt und bog nach rechts ab, wo ich dann mit dem Personalaufzug in den 15. Stock zurückkehrte. Dort wiederholte ich die gesamte Prozedur: Ich fuhr mit dem Personalaufzug eine Etage höher und fand den gleichen hell erleuchteten Flur vor wie zuvor. *A Summer Place* dudelte immer noch.

Ich gab auf und kehrte in mein Zimmer zurück. Nach zwei Schlucken

Brandy war ich bettreif.

Als der Morgen dämmerte, ging das Schwarz in Grau über. Es schneite. Nun, überlegte ich, was liegt heute an?

Natürlich nichts - wie immer.

Ich stapfte durch den Schnee zum Dunkin' Donuts, wo ich Zeitung lesend mein Standardfrühstück - ein paar Donuts und zwei Becher Kaffee - zu mir nahm. Es wurde über die Wahlen berichtet.

Ich studierte das Kinoprogramm. Wie üblich nichts, was mich interessierte, bis auf einen Film, in dem ein ehemaliger Mitschüler, der Filmschauspieler geworden war, eine Nebenrolle spielte. *Unerwiderte Liebe* lautete der Titel. Ein Jugendfilm aus dem Schulmilieu mit einem weiblichen Teenie-Star und einem ebenso populären Sängeridol. Ich konnte mir vorstellen, was für eine Rolle mein ehemaliger Mitschüler spielte: einen jugendlichen, smarten, verständnisvollen Lehrer. Groß, schlank, Sportskanone, von Schulmädchen belagert, die reihenweise in Ohnmacht fielen, sobald sie nur seinen Namen hörten. Die Hauptdarstellerin himmelt ihn natürlich ebenfalls an. Eines Sonntags bringt sie ihm selbst gebackene Kekse vorbei. Und dann gibt es da noch einen Jungen, der in sie verknallt ist: der Typ von nebenan, bisschen schüchtern. So in etwa das Schema F. Dazu braucht man nicht viel Phantasie.

Zu Beginn seiner Schauspielerkarriere hatte ich mir teils aus Neugier eine Zeit lang einige Filme mit ihm angeschaut. Danach hatte ich keinen mehr gesehen. Es war immer der gleiche Stuss. Er war auf sein Image abgestempelt. Gut aussehend, hoch gewachsen, sportlich, adrett. Anfangs spielte er noch Studenten, später mimte er Ärzte, Lehrer oder Eliteangestellte. Immer das gleiche Strickmuster. In seinen Rollen war er von Mädchen umschwärmt. Steriles Zahnpastalächeln, irre sympathisch. Doch für solchen Quatsch ist mir mein Geld zu schade. Ich bin zwar kein snobistischer, gequält ernst dreinschauender Cineast, der nur auf Tarkowski oder Fellini steht, aber die Filme, in denen er auftrat, waren nun einmal der letzte Schund. Billigproduktionen mit klischeehafter Handlung und

abgedroschenen Dialogen, bei denen sogar die Regisseure den Geist aufgegeben haben.

Doch wenn man es sich recht überlegte, hatte er im realen Leben bereits vor seiner Laufbahn als Schauspieler einen solchen Typen verkörpert. Positive Ausstrahlung, aber irgendwie auch undurchschaubar. Wir waren zwei Jahre lang auf der Mittelschule in derselben Klasse, und bei naturwissenschaftlichen Experimenten saßen wir nebeneinander am selben Labortisch. So kamen wir manchmal ins Gespräch. Er war auch damals schon irre sympathisch, genau wie in seinen Filmrollen. Von Mädchen umlagert, die völlig hingerissen von ihm waren. Wenn er mit ihnen sprach, himmelten sie ihn mit verklärten Blicken an. Auch im Physikunterricht starrten sie andauernd zu ihm herüber. Fragten ihn, wenn sie etwas nicht kapierten. Wenn er mit anmutigen Bewegungen den Bunsenbrenner anzündete, war es wie bei der Eröffnungszeremonie der Olympischen Spiele. Von meiner Existenz nahm niemand Notiz.

Seine schulischen Leistungen waren ebenfalls hervorragend. Er war immer Klassenbester oder wenigstens Zweitbester. Nett, herzlich, überhaupt nicht eingebildet. Egal, was für Klamotten er trug, er sah stets aus wie aus dem Ei gepellt. Smart und wohlerzogen. Sogar beim Pissen machte er eine elegante Figur. Was man von anderen Männern kaum behaupten kann. Selbstverständlich war er eine Sportskanone und Klassensprecher. Angeblich ging er mit dem beliebtesten Mädchen aus der Klasse, aber keiner wusste, ob es stimmte. Sogar die Lehrer lagen ihm zu Füßen, und am Elterntag gerieten die Mütter ins Schwärmen. So könnte man ihn charakterisieren. Trotzdem wusste ich nie, was eigentlich in ihm vorging.

Sein Leben war wie seine Filmrollen.

Warum sollte ich also Zeit und Geld verplempern, um mir solch einen Schund anzuschauen? Ich warf die Zeitung in den Papierkorb und stapfte durch den Schnee zum Hotel zurück. In der Halle warf ich einen Blick zur Rezeption, doch meine Freundin war nicht da. Vielleicht machte sie Pause. Ich ging zu den Videospielen hinüber und spielte einige Runden Pacman und Galaxy. Gute Systematik, aber auch nervenaufreibend. Außerdem

machen sie einen richtig aggressiv. Na ja, immerhin ein Zeitvertreib.

Anschließend ging ich auf mein Zimmer und las.

Ein belangloser Tag. Als ich vom Lesen genug hatte, sah ich aus dem Fenster und beobachtete das Schneetreiben. Es schneite schon den ganzen Tag. Sodass man sich wunderte, was für Schneemassen vom Himmel herunterkamen. Gegen zwölf ging ich zum Lunch in die Cafeteria. Dann kehrte ich wieder auf mein Zimmer zurück, las weiter und betrachtete den Schnee. Doch der Tag war noch nicht verloren. Gegen vier Uhr, als ich lesend auf dem Bett lag, klopfte es an die Tür. Es war sie. Meine Freundin mit der Brille, im hellblauen Blazer. Sie schlüpfte wie ein flacher Schatten durch den engen Spalt der geöffneten Tür und schloss sie hastig.

»Wenn man mich hier erwischt, bin ich gefeuert. Die sind erbarmungslos streng hier«, sagte sie.

Nachdem sie sich kurz im Zimmer umgesehen hatte, setzte sie sich aufs Sofa. Sie strich ihren Rock glatt und stieß einen Seufzer aus. »Ich habe gerade Pause.«

»Ich habe ein Bier, möchtest du auch etwas trinken?«, fragte ich.

»Nein, ich kann nur kurz bleiben. Du hast dich anscheinend den ganzen Tag im Zimmer verkrochen. Was treibst du denn so?«

»Ach, nichts weiter. Bloß die Zeit totschlagen. Ich lese und schaue zu, wie es schneit«, erwiderte ich und holte ein neues Bier aus dem Kühlschrank, das ich in ein Glas goss.

»Was liest du denn?«

»Ein Buch über den Spanischen Bürgerkrieg. Die ganze Geschichte, von den Anfängen bis zum Ende. Sehr aufschlussreich.« Der spanische Bürgerkrieg war in der Tat reich an historischen Anspielungen. Früher gab es noch solche Kriege.

»Bitte versteh's nicht falsch«, sagte sie.

»Was denn?«, fragte ich. »Dass du zu mir raufgekommen bist?«

»Ja.«

Ich nahm mein Glas und setzte mich auf die Bettkante. »Ich verstehe es nicht falsch. Ich bin zwar ein wenig überrascht, aber es freut mich, dass du

hier bist. Gesellschaft tut gut, wenn man sich langweilt.«

Sie stand auf und zog mitten im Zimmer ihren Blazer aus, den sie sorgfältig über die Stuhllehne hängte, damit er nicht knitterte. Dann kam sie zu mir und setzte sich neben mich, die Beine schicklich geschlossen. Ohne ihren Blazer wirkte sie wehrlos und verletzlich. Ich legte den Arm um sie, und sie schmiegte den Kopf an meine Schulter. Sie roch sehr angenehm. Ihre weiße Bluse war tadellos gebügelt. Etwa fünf Minuten saßen wir reglos so da. Ich mit dem Arm um sie, sie ihren Kopf an meine Schulter geschmiegt, mit geschlossenen Augen und so leise atmend, als schliefe sie. Draußen schneite es noch immer. Der Schnee schien den Lärm der Stadt zu verschlucken. Es war kaum ein Geräusch zu hören.

Sie ist erschöpft und braucht einen Ort zum Ausruhen, dachte ich. Und ich bin der Baum zum Rasten. Es tat mir Leid, dass sie so erschöpft war. Wie unlogisch und unfair, dass eine junge, hübsche Frau wie sie so unter Stress stand. Aber eigentlich war es weder unlogisch noch unfair. Erschöpfung schert sich nicht um Alter oder Schönheit. Wie Schnee und Erdbeben, Gewitter und Überschwemmungen.

Nach fünf Minuten hob sie den Kopf, stand auf und zog ihren Blazer wieder an. Sie setzte sich aufs Sofa und fummelte an ihrem Ring. In der Uniform wirkte sie etwas steif und distanziert. Ich blieb auf dem Bett sitzen und schaute sie an.

»Sag mal, die Sache neulich im 16. Stock ... Gab es da irgendetwas Ungewöhnliches? Ich meine, bevor du in den Aufzug gestiegen oder während du hinaufgefahren bist?«, fragte ich.

Sie neigte den Kopf ein wenig zur Seite, während sie überlegte. »Hm ... Ich glaube nicht. Ich kann mich nicht so genau erinnern.«

»Wies gar nichts darauf hin, dass etwas anders war als sonst?«

»Nicht, dass ich wüsste«, sagte sie achselzuckend. »Es war alles wie immer. Der Aufzug fuhr ganz normal. Nur dass es stockdunkel war, als die Tür aufging. Sonst nichts.«

Ich nickte. »Wie wär's mit einem gemeinsamen Abendessen?« Sie schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid, aber heute habe ich schon eine

Verabredung.«

»Und morgen?«

»Morgen Abend gehe ich zum Schwimmkurs.« »Schwimmkurs?« Ich musste lächeln. »Im alten Ägypten hatten sie auch Schwimmkurse. Wusstest du das?«

»Nein«, erwiderte sie, »aber das ist doch gesponnen, oder?«

»Nein, wirklich, ich spinne nicht. Ich habe es bei einer Auftragsarbeit recherchiert.« Es stimmte tatsächlich, was jedoch meine Situation nicht verbesserte.

Sie sah auf ihre Armbanduhr und erhob sich. »Danke«, sagte sie und schlüpfte genauso lautlos aus dem Zimmer, wie sie hereingekommen war. Das also war das einzige Highlight des Tages. Ein bescheidener Höhepunkt. Ich stellte mir die alten Ägypter vor, die gewiss ein anspruchsloses Leben geführt und sich über belanglose Ereignisse gefreut hatten, bis der Tod sie ereilte. Sie lernten schwimmen und wickelten Mumien ein. Und die Gesamtheit solcher Leistungen nennt man dann Zivilisation.

9

Um elf Uhr nachts hatte ich nichts mehr zu tun. Was es zu tun gab, hatte ich getan. Ich hatte mir die Nägel geschnitten, ein Bad genommen, mir sogar die Ohren geputzt und die Nachrichten geguckt. Hatte Liegestützen und Stretchübungen gemacht, zu Abend gegessen und mein Buch ausgelesen. Müde war ich allerdings noch nicht. Ich wollte noch einmal den Personalaufzug testen, doch dafür war es noch zu früh. Es war besser, bis nach Mitternacht zu warten, wenn kaum noch Angestellte unterwegs waren.

Nach längerem Zögern beschloss ich, in die Bar in der 26. Etage zu gehen. Dort schaute ich bei einem Martini in die grenzenlose verschneite Dunkelheit hinaus und dachte über die alten Ägypter nach. Was für ein Leben mochten sie geführt haben? Was waren das für Leute, die Schwimmschulen besucht hatten? Vermutlich nur solche aus der Oberschicht, aus der Sippe der Pharaonen oder Aristokraten. Trendbewusste Jetset-Ägypter. Für diese Luxusgeschöpfe wurde bestimmt ein Teil des Nils abgesperrt, oder man baute besondere Becken für sie, wo ihnen elegante Schwimmtechniken beigebracht wurden. Natürlich von einem smarten, netten Trainer wie meinem Klassenkameraden, dem Filmstar, der mit wichtigtuerischer Miene Seine Hoheit hofiert: Ausgezeichnet, mein Gebieter, sehr schön. Nur vielleicht sollte Eure Hoheit den rechten Arm ein klein bisschen mehr strecken, wenn Ihr krault.

Ich konnte mir die Szenen lebhaft ausmalen. Tintenblaues Nilwasser, gleißendes Sonnenlicht (die Dächer sind natürlich mit Schilf gedeckt), mit Speeren bewaffnete Krieger, die Krokodile und den Pöbel vertreiben, wogendes Schilf und die Pharaonensöhne. Und was war mit den Pharaonentöchtern? Ob sie wohl auch schwimmen lernten? Man denke an Kleopatra. Kleopatra in jungen Jahren, aussehend wie Jodie Foster. Ob sie auch beim Anblick meines Schwimmlehrer-Freundes in Ohnmacht gefallen wäre? Vermutlich. Dafür ist er ja da.

So einen Film müsste jemand drehen. Den würde ich mir sogar anschauen.

Der Schwimmlehrer ist selbstverständlich nicht von niederer Herkunft. Er

ist der Nachkomme eines assyrischen oder israelischen Königsgeschlechts, der im Krieg verschleppt und als Sklave verkauft wurde. Doch auch als Sklave hat er seine Würde nicht im Geringsten eingebüßt. Hierin unterscheidet er sich von einem Charlton Heston oder einem Kirk Douglas. Er betört mit einem blendend weißen Lächeln und pisst nobel. An den Ufern des Nils holt er seine Ukulele hervor und schmettert *Rock-A-Hula Baby* dazu. Eine wahre Paraderolle für ihn.

Und eines Tages zieht dann der Pharao mit seinem Gefolge an ihm vorüber. Er ist gerade damit beschäftigt, Schilf zu schneiden, als plötzlich eine Barke kentert. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, springt er in die Fluten des Nils, krault auf imposante Weise hinaus und rettet ein kleines Mädchen vor den Krokodilen sicher ans Ufer. Mit kraftvoller Anmut, versteht sich. Genauso anmutig, wie er im Physikunterricht den Bunsenbrenner anzünden würde. Der Pharao, der die Szene beobachtet hat, ist tief beeindruckt und denkt sich: Oh, dieser Junge könnte doch wunderbar meinen Söhnen das Schwimmen beibringen. Der letzte Trainer war nämlich wegen Ungehorsam gerade eine Woche zuvor in einen abgrundtiefen Brunnen geworfen worden. So wird mein Klassenkamerad zum königlichen Schwimmlehrer ernannt. Sein Charme betört alle. Man liegt ihm zu Füßen. Des Nachts schlüpfen die Hofdamen, mit wohlriechenden Essenzen gesalbt, in sein Schlafgemach. Prinzen und Prinzessinnen sind völlig hingerissen von ihm. Höhepunkt ist dann ein kolossales Schauspiel, eine Mixtur aus *Badende Venus* und *Der König und Ich.* Zusammen mit den Pharaonenkindern führt er anlässlich der Festlichkeiten zum Geburtstag des Herrschers ein Synchronschwimmspektakel auf. Der Pharao ist begeistert, und der junge Mann steht noch höher bei ihm im Kurs. Doch seine Popularität steigt ihm keinesfalls zu Kopf. Ein Ausbund an Bescheidenheit. Strahlend lächelnd und elegant pissend, wie eh und je. Wenn eine Hofdame zu ihm ins Bett schlüpft, bringt er sie nach einstündigem Vorspiel zum lustvollen Höhepunkt, und danach streicht er ihr sanft über das Haar und sagt: »Es war phantastisch.« Irre sympathisch.

Ich überlegte, wie es wohl sei, mit ägyptischen Hofdamen zu schlafen,

aber dafür reichte meine Phantasie nicht aus. Je angestrengter ich es versuchte, desto mehr wurde daraus eine Version der *Kleopatra* von 20th Century Fox - jenes Leinwandschinkens mit Liz Taylor, Richard Burton und Rex Harrison. Exotik à la Hollywood: dunkelhäutige, langbeinige Sklavinnen, die mit Palmwedeln ihrer Herrin Luft zufächeln. Hofdamen werfen sich in alle möglichen verführerischen Posen, um meinen Freund zu beglücken. Darauf verstehen sich die ägyptischen Frauen besonders gut.

Die jugendliche Jodie-Kleopatra hingegen liegt ihm willenlos zu Füßen.

Ein bisschen klischeehaft, aber so ist nun mal das Filmgeschäft.

Auch er ist natürlich ganz hingerissen von Jodie-Kleopatra.

Allerdings ist er nicht der Einzige. Es gibt da nämlich noch einen arabischen Mohrenprinzen, der sich nach ihr verzehrt. Seine Verliebtheit geht so weit, dass er, sobald er an sie denkt, zu tanzen beginnt. Eine maßgeschneiderte Rolle für Michael Jackson. Aus Liebe durchquert er die große Wüste Abessiniens, um nach Ägypten zu gelangen. Wir sehen ihn um das Lagerfeuer der Karawane tanzen und tamburinschüttelnd *Billie Jean* singen. Seine Augen schimmern im Sternenlicht. Dies führt natürlich zu einer heftigen Konfrontation mit seinem Nebenbuhler, dem Schwimmlehrer.

So weit war ich mit dem Drehbuch gekommen, als der Barkeeper mir zu verstehen gab, leider werde man jetzt schließen. Es war viertel nach zwölf, und ich war der letzte Gast. Der Barkeeper hatte bereits aufgeräumt. Warum habe ich mir nur die ganze Zeit diesen Blödsinn ausgesponnen? Einfach idiotisch. Ich hab sie wohl nicht mehr alle. Ich unterschrieb die Rechnung, kippte den Rest Martini hinunter und verließ die Bar in Richtung Fahrstuhl. Die Hände in den Taschen, wartete ich, bis er kam.

Doch die arme Jodie-Kleopatra ist nach höfischer Regel dazu verurteilt, sich mit ihrem jüngeren Bruder zu vermählen. Meine Phantasie spielte verrückt. Das von mir erdachte Traumszenario führte ein Eigenleben. Der Bruder ist eine charakterschwache, gebrochene Kreatur. Wer käme dafür in Frage? Doch nicht etwa Woody Allen? Dann würde es ja zur Komödie verkommen! Wir brauchen keinen Hofnarren, der ständig blöde Späße macht und sich mit einem Plastikhammer auf den Kopf schlägt.

Über den Bruder kann man ja noch später nachdenken. Den Pharao muss jedenfalls Laurence Olivier spielen. Anfällig für Migräne, hält er sich andauernd wehleidig die Schläfen. Leute, die ihm nicht passen, lässt er in abgrundtiefe Brunnen werfen oder im Nil mit den Krokodilen um die Wette schwimmen. Intelligent und grausam. Er lässt sogar Widersachern die Augen ausstechen, um sie dann blind in der Wüste auszusetzen.

Bei diesem Gedanken glitt die Fahrstuhltür auf. Lautlos wie immer. Ich trat in die Kabine, drückte auf 15 und widmete mich weiter meinem Drehbuch. Nicht, dass ich es gewollt hätte, es war einfach nicht mehr abzustellen. Der Schauplatz wechselt. Trostlose Wüste. In einer Höhle inmitten dieser Einöde haust ganz allein ein vom Pharao verstoßener Prophet. Ohne Augenlicht hat er die Wüste durchquert und wie durch ein Wunder überlebt. Ein Schafsfell schützt ihn vor der unbarmherzigen Sonne. Er lebt in ständiger Dunkelheit, ernährt sich von Insekten und kaut auf wildem Gras herum. Mit seinem nach innen gerichteten Blick vermag er in die Zukunft zu schauen. Er sieht den Sturz des Pharaos voraus, den Niedergang Ägyptens sowie einen weltweiten Umbruch.

Der Schafsmann, wer sonst? Wieso fiel mir in dem Zusammenhang der Schafsmann ein?

Die Fahrstuhltür glitt lautlos auf. Gedankenverloren trat ich in den Flur. Der Schafsmann - existierte der etwa schon im alten Ägypten? War das alles nicht ohnehin Quatsch? Die Hände in den 'raschen, stand ich im Dunkeln und dachte darüber nach. *Im Dunkeln?*

Erst da bemerkte ich, dass es stockfinster war. Nicht das kleinste Fünkchen Licht. Als sich die Fahrstuhltür hinter mir schloss, war es pechschwarz um mich herum. Ich sah meine eigene Hand nicht mehr. Auch das Gedudel war verstummt. Kein *Love is Blue,* kein A *Summer Place.* Die Luft war kühl und roch modrig.

Ich stand wie versteinert in der Finsternis.

10

Gruselig, diese absolute Finsternis.

Ich kann nicht die geringsten Formen ausmachen. Nicht einmal mein Körper ist zu erkennen. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, ob da überhaupt etwas ist. Alles ist in schwarzes Nichts getaucht. In dieser totalen Finsternis scheint meine Existenz eine reine Vorstellung zu sein. Mein Körper löst sich auf. Die substanzlose Vorstellung von meinem Ich flottiert frei im Raum, wie Ektoplasma.

Ich bin von meinem Körper befreit, jedoch ohne eine neue Zuflucht. Ich schwebe im Nichts. Auf dem feinen Grat zwischen Alptraum und Wirklichkeit.

Eine ganze Weile stand ich reglos da. Ich vermochte mich nicht zu rühren, meine Hände und Füße waren wie gelähmt, sie fühlten sich ganz taub an. Als wäre ich auf dem Meeresgrund ausgesetzt. Bleierne Finsternis lastete auf mir. Die Stille drückte auf mein Trommelfell. Ich versuchte, die Augen ein wenig an die Dunkelheit zu gewöhnen, doch es war aussichtslos. Es war so dunkel, dass keine optische Anpassung möglich war. Die totale Finsternis. So undurchdringlich, als wäre schwarze Farbe immer und immer wieder schwarz übermalt worden. Unwillkürlich griff ich in meine Taschen. In der rechten befanden sich mein Portemonnaie und mein Schlüsselbund, in der linken die Zimmer-Chipkarte, ein Taschentuch und etwas Kleingeld. Doch all das Zeug nützte mir im Dunkeln nichts. Hätte ich doch bloß nicht mit dem Rauchen aufgehört. Dann hätte ich wenigstens ein Feuerzeug oder Streichhölzer dabeigehabt. Doch jammern half nicht. Ich zog die Hand aus der Tasche und tastete nach der Wand. Ich spürte eine harte, senkrechte Fläche. Sie war kalt und glitschig. Viel zu kalt für eine Wand im Dolphin Hotel, wo die Klimaanlage stets für eine angenehme Raumtemperatur sorgte. Reiß dich zusammen und denk nach, versuchte ich mich zu beschwichtigen.

Reiß dich zusammen und denk nach!

Nun, das ist doch haargenau die Situation, wie sie meiner jungen Freundin

von der Rezeption widerfahren ist. Ich brauche also nur exakt das Gleiche zu tun. Kein Grund zur Panik. Sie ist schließlich ganz allein hier wieder heil rausgekommen. Also wird mir auch nichts passieren. Ganz bestimmt nicht. Einfach Ruhe bewahren. Ich brauche ja nur ihren Spuren zu folgen. In diesem Hotel gehen schon merkwürdige Dinge vor sich. Ob das auch etwas mit mir zu tun hat? Es gibt da zweifellos einen Zusammenhang mit dem alten Delfin. Eben deshalb bin ich hier. Ach wirklich? *Ja doch.* Ich muss ihre Spur aufnehmen und all das herausfinden, was sie nicht entdeckt hat.

Ängstlich?

Und wie!

Oh Mann. Das ist nicht zum Scherzen, sondern echt gruselig. Ich bin völlig ausgeliefert, als wäre ich splitterfasernackt. Ein schreckliches Gefühl. Brutale Partikel von intensiver Schwärze hüllen mich ein, kriechen wie glitschige Aale auf mich zu, ohne dass ich in meiner Blindheit etwas erkennen kann. Hilflosigkeit übermannt mich. Als seien meine Poren der Dunkelheit schonungslos ausgesetzt. Mein Hemd ist klitschnass vor kaltem Schweiß. Meine Kehle ganz trocken. Ich versuche zu schlucken, es gelingt mir kaum.

Wo zum Teufel bin ich? Das ist nicht das Dolphin Hotel. Garantiert nicht. Zumindest das steht fest. Es ist ein völlig anderer Ort. Ich habe irgendeine Grenze überschritten und bin in eine merkwürdige Welt geraten. Ich schloss die Augen und atmete ein paar Mal tief durch. Es klingt lächerlich, aber wie gerne hätte ich jetzt *Love is Blue* vom Paul Mauriat Grand Orchestra gehört. Oder irgendein anderes Gedudel. Ach, wäre das herrlich. Es würde mir richtig Mut machen. Meinetwegen auch Richard Claydermann. Damit ließe es sich aushalten. Oder Los Indios Tabajaras, Jose Feliciano, Julio Iglesias, Sergio Mendes, Partridge Family, 1910 Fruitgum - alles soll mir recht sein. Egal was, Hauptsache Musik. Damit könnte ich es hier aushalten. Es ist einfach zu still. Ich würde auch Mitch Miller & Chorus hinnehmen, oder Andy Williams im Duett mit Al Martino ...

Nun reicht's. Ich spinne wohl. Jetzt muss ich mal meinen Geist beschäftigen. Egal mit was. Nur um die Leere in meinem Kopf zu füllen.

Aus purer Angst. Kann Angst sich in Leere hineinschleichen?

Michael Jackson tanzt mit einem Tamburin um das Lagerfeuer und singt *Billie Jean.* Sogar die Kamele lauschen gebannt. Mein Geist ist etwas verwirrt.

Mein Geist ist etwas verwirrt.

Meine Gedanken hallen in der Dunkelheit. Wie ein Echo.

Ich holte tief Luft und verscheuchte die blödsinnigen Hirngespinste. So konnte es nicht weitergehen. Ich musste mich in Bewegung setzen. Oder etwa nicht? Deshalb war ich schließlich hergekommen.

Ich gab mir einen Ruck und tastete mich mit ausgestreckten Armen nach rechts durch die Dunkelheit. Doch die Beine wollen noch nicht so recht. Als ob sie nicht zu mir gehören. Muskeln und Nerven sind nicht mehr koordiniert. Ich will die Beine bewegen, aber sie gehorchen mir nicht. Ich bin eingetaucht in flüssige Dunkelheit. Ich sitze in der Falle. In einer Dunkelheit, die nie enden wird. Bis in die tiefsten Tiefen der Erde. Ich schreite auf dieses Zentrum zu. Wenn ich erst einmal dort bin, werde ich nie wieder auftauchen.

Denk an etwas anderes, ermahnte ich mich. Sonst würde die Angst wieder Besitz von mir ergreifen. Ich könnte das Drehbuch weiterspinnen. Bis wohin war ich gekommen? Ach ja, der Auftritt des Schafsmannes. Doch die Wüstenszene war damit auch schon beendet. Wir befinden uns wieder im Palast des Pharaos. Ein prunkvoller Bau. Die Schätze Afrikas sind hier versammelt. Überall nubische Sklaven. Mittendrin thront der Pharao. Es erklingt Musik im Stil von Miklos Rosza. Der Pharao ist sichtlich verstimmt. *Etwas ist faul im Staate Ägypten,* denkt er sich. *Hier im Palast ist eine Verschwörung im Gange. Ich kann es deutlich spüren. Es muss wieder Ordnung geschaffen werden.*

Ich tastete mich ganz behutsam Schritt für Schritt voran. Plötzlich wurde mir klar, wie bravourös meine Freundin von der Rezeption die Sache gemeistert hatte. Es war erstaunlich. In ein unbekanntes schwarzes Loch geworfen, hatte sie sich ganz allein im Dunkeln vorgewagt, um herauszufinden, was da vor sich ging. Ich hingegen wusste von vornherein,

auf was ich mich einließ, und hatte trotzdem Angst. Wäre ich wie sie ohne Vorwarnung in diese Dunkelheit geraten, hätte ich wohl kaum den Mut aufgebracht, mich vorwärts zu tasten. Ganz bestimmt wäre ich reglos vor dem Fahrstuhl stehen geblieben.

Ich dachte an sie. Stellte mir vor, wie sie in einem glänzend schwarzen Wettkampfbadeanzug am Schwimmunterricht teilnahm. Natürlich durfte mein ehemaliger Klassenkamerad, der Filmschauspieler, nicht fehlen. Auch sie würde ihn anhimmeln, hingerissen zu ihm aufblicken, wenn er darauf Acht gab, dass sie beim Kraulen die rechte Hand streckte. Nachts würde sie dann in sein Bett schlüpfen. Wie deprimierend! Ich fühlte mich gekränkt. Das darf man nicht zulassen. Du hast doch keine Ahnung, meine Kleine. Zugegeben, er ist nett und sympathisch. Er schmeichelt sich bei dir ein, um dich zum Höhepunkt zu bringen. Aber weiter reicht seine Nettigkeit nicht. Das gehört noch zum Vorspiel.

Der Korridor bog nach rechts ab.

Genau wie sie gesagt hatte. Doch in meinem Kopf spukte die Vorstellung herum, wie sie mit meinem Klassenkameraden schläft. Behutsam zog er sie aus und überhäufte sie mit Komplimenten, pries jeden Teil ihres Körpers. Es war ernst gemeint. Oh Mann! Ich war beeindruckt, aber auch stinkwütend. Es war einfach nicht richtig.

Der Korridor bog nach rechts ab.

Ich wandte mich nach rechts und tastete mich an der Wand entlang. Ganz hinten war ein schwaches Licht erkennbar. So schwach, als würde es durch mehrere Schleier gefiltert. Genau, wie sie gesagt hatte.

Mein Klassenkamerad bedeckt ihren Körper mit zärtlichen Küssen. Zentimeter für Zentimeter, Nacken, Schultern, Brüste ... Die Kamera ruht auf seinem Gesicht und ihrem Rücken. Dann schwenkt sie herum. Jetzt sieht man ihr Gesicht. Doch es ist gar nicht sie. Es ist Kiki! Kiki, das Edel-Callgirl mit den phantastischen Ohren, mit der ich damals im Hotel Delfin übernachtet habe. Kiki, die ohne ein Wort aus meinem Leben verschwand. Es ist also Kiki, die mit meinem Klassenkameraden schläft. Es wirkte tatsächlich wie eine Filmszene. Perfekte Einstellung. Ein bisschen zu

perfekt. Man könnte auch sagen, banal. Sie lieben sich im Zimmer eines Apartments. Durch die Jalousien dringt Licht herein. Kiki. Wieso taucht plötzlich sie hier auf? Zeit und Raum geraten durcheinander.

Zeit und Raum geraten durcheinander.

Ich gehe dem Licht entgegen. Während ich voranschreite, erlischt das Bild in meinem Kopf.

Fade out.

Ich taste mich in der totenstillen Finsternis an der Wand entlang. Versuche, an nichts mehr zu denken. Es hätte auch überhaupt keinen Sinn. Denken dehnt nur die Zeit, weiter nichts. Bar jedes Gedankens verfolge ich meinen Weg. Vorsichtig, aber bestimmt. Ein schwacher Lichtschimmer. Es ist jedoch nicht zu erkennen, woher er stammt. Da ist lediglich eine Tür. *Eine unbekannte Tür.* Ja, genau wie sie gesagt hatte. Eine alte Holztür. Mit einer Nummer auf einem Schild. Die Zahlen kann ich allerdings nicht lesen. Es ist zu dunkel und das Schild stark verschmutzt. Trotzdem weiß ich, das ist nicht im Dolphin Hotel. Hier gibt es keine alten Türen. Auch die Luft ist völlig anders. Und dann dieser Geruch. Was ist das? Es riecht irgendwie nach Altpapier. Das Licht flackert hin und wieder. Vielleicht eine Kerze.

Ich bleibe vor der Tür stehen und beobachte eine Weile das Licht.

Da kommt mir wieder meine Freundin von der Rezeption in den Sinn. Ich hätte neulich doch mit ihr schlafen sollen. Wer weiß, ob ich jemals wieder in die reale Welt zurückkehren würde? Und ob sie sich dann noch mal mit mir verabreden würde. Ich war eifersüchtig auf die reale Welt und ihren Schwimmverein. Oder vielleicht war es gar keine Eifersucht. Vielmehr ein Gefühl des Bedauerns, ein aufgeblähtes, verzerrtes Bedauern. Doch worauf es hinauslief, war natürlich blanke Eifersucht. Zumindest in der Dunkelheit nimmt es sich so aus. Weshalb verspüre ich hier Eifersucht? Wie lange mag es her sein, dass ich so etwas empfunden habe? Ich bin ein Mensch, der ganz selten zu Eifersucht neigt. In dieser Hinsicht bin ich wirklich ein Einzelgänger. Doch jetzt bin ich richtig außer mir vor Eifersucht. Besonders auf den Schwimmverein.

So ein Quatsch. Wer ist schon eifersüchtig auf einen Schwimmkurs? Das

habe ich noch nie gehört.

Ich schluckte. Es hallte so laut, als würde ein metallener Baseballschläger auf ein Ölfass dröhnen. Obwohl es nur Spucke war.

Es hallte gespenstisch. Genau wie sie gesagt hatte. Ach ja, jetzt musste ich anklopfen. Nun mach schon! Ich riss meinen Mut zusammen und wagte ein leises Klopfen. So leise, dass es eigentlich kaum zu vernehmen war. Doch es klang bombastisch. Schwer und kalt wie der Tod. Ich hielt den Atem an.

Stille. Genau wie bei ihr neulich. Schwer zu sagen, wie lange es dauert. Vielleicht fünf Sekunden, vielleicht eine Minute. Im Dunkeln ist Zeit nicht genau bestimmbar. Die Zeit schwankt, zieht sich in die Länge, schrumpft. Mit mir geschieht das Gleiche: In der Stille schwanke ich, ziehe mich in die Länge, schrumpfe. Mein Ich verformt sich genauso wie die Zeit. Als befände ich mich in einem Spiegelkabinett.

Ich vernehme *jenes Geräusch.* Ein Rascheln. Ungewöhnlich laut. Etwas richtet sich vom Boden auf. Dann Schritte. Sie kommen näher. Das Schlurfen von Pantoffeln. Irgendetwas regt sich, aber *kein menschliches Wesen.* Genau wie sie gesagt hatte. Das sind keine menschlichen Schritte. Irgendein Ungetüm. Etwas, das es in der Realität nicht gibt, das aber hier existiert.

Ich rannte jedoch nicht weg. Schweiß lief mir den Rücken hinunter, das spürte ich. Doch je näher die Schritte kamen, um so mehr versiegte merkwürdigerweise meine Angst. Alles in Ordnung, beruhigte ich mich. Es war nichts Böses. Das war deutlich zu spüren. Nichts, vor dem man sich fürchten musste. Ich konnte mich ihm bedenkenlos überlassen. Alles in Ordnung. Ich befand mich in einem Strudel warmer Körpersäfte. Ich umfasste den Türknauf, schloss die Augen und hielt den Atem an. Alles in Ordnung. Keine Angst. Im Dunkeln vernehme ich einen dröhnenden Herzschlag. Es ist mein eigener. Ich bin eingehüllt in diesen Ton, bin ein Teil von ihm. Du brauchst nichts zu befürchten, sagte ich mir selbst. *Es ist einfach nur alles miteinander verbunden.* Die Schritte halten an. Dicht vor mir. Es schaut mich an. Ich hielt die Augen geschlossen und sagte mir erneut: *Es ist alles miteinander verbunden.* Ich war mit allem verbunden.

Mit den Ufern des Nils, mit Kiki, mit dem Hotel Delfin, mit dem guten alten Rock 'n Roll - einfach mit allem. Auch mit den gesalbten, wohlduftenden nubischen Dienerinnen. Eine tickende Zeitbombe. Ein altes Licht, ein altes Geräusch, eine alte Stimme.

»Ich habe auf dich gewartet«, sagte das Etwas. »Die ganze Zeit schon. Komm rein.«

Ich brauchte die Augen nicht zu öffnen, um zu wissen, wer da sprach.

Es war der Schafsmann.

11

Wir saßen uns an einem alten Tischchen gegenüber und unterhielten uns. Ein rundes Tischchen, auf dem nur eine einzige Kerze brannte. Die Kerze stand auf einer Untertasse aus Ton. Andere Möbel gab es nicht. Auch keine Stühle. Wir saßen auf Bücherstapeln.

Es war das Zimmer des Schafsmannes. Ein schmales, enges Kabuff. Wände und Decke erinnerten atmosphärisch an das alte Hotel Delfin, doch bei näherer Betrachtung sahen sie doch ganz anders aus. Hinten gab es ein Fenster, das jedoch von innen verbarrikadiert war. Es musste schon lange Zeit in diesem Zustand sein, denn zwischen den Brettern lag eine dicke graue Staubschicht, und die Nägel ragten heraus. Sonst gab es nichts weiter in dem Zimmer. Es wirkte wie eine rechteckige Box. Keine Lampen. Auch kein Klosett. Weder ein Bad noch ein Bett. Vermutlich schlief er auf dem Boden. Eingemummelt in sein Schafskostüm. Es war so eng, dass immer nur eine Person das Zimmer durchqueren konnte. Der Boden war übersät mit alten Akten, Zeitungen und Sammelalben. Alles war vergilbt und manches hoffnungslos von Würmern zerfressen oder zerfleddert. Auf den ersten Blick schienen sämtliche Schriftstücke mit der Geschichte der Schafe in Hokkaido zu tun zu haben. Vermutlich stammte das alles aus dem alten Delfin. Dort hatte es nämlich ein Archiv über Schafe gegeben, das der Vater des damaligen Eigentümers verwaltet hatte. Was mochte aus ihm geworden sein?

Der Schafsmann blickte mich über die flackernde Kerzenflamme hinweg an. Sein riesiger Schatten bebte an der fleckigen Wand, ein überdimensionaler, monströser Schatten.

»Ist lange her«, sprach er hinter seiner Maske und schaute mich dabei an. »Du hast dich nicht verändert. Ein bisschen dünner vielleicht?«

»Schon möglich, dass ich ein bisschen abgenommen habe«, sagte ich.

»Nun, was macht die Welt da draußen? Ist irgendwas Besonderes vorgefallen? Wenn man hier drinnen hockt, kriegt man ja nichts mit«, sagte

er.

Ich schlug die Beine übereinander und schüttelte den Kopf. »Alles wie eh und je. Nichts Großartiges passiert. Die Welt wird nur zunehmend komplexer. Und die Dinge beschleunigen sich in ihrer Entwicklung. Doch sonst ist alles beim Alten geblieben. Nein, es gibt nichts wirklich Neues.«

Der Schafsmann nickte. »Der nächste Krieg hat also noch nicht begonnen?«

Ich wusste zwar nicht, welcher Krieg für ihn der letzte war, schüttelte aber den Kopf. »Nein«, sagte ich, »noch nicht.«

»Früher oder später wird es aber dazu kommen«, leierte er mit monotoner Stimme und rieb sich die behandschuhten Hände. »Nimm dich in Acht. Wenn du überleben willst, sei auf der Hut. Der Krieg kommt todsicher. Das war immer so. Er bleibt nie aus. Auch wenn man es nicht wahrhaben will, er kommt todsicher. Im Grunde ihres Herzens haben die Menschen einen Killerinstinkt. Sie bringen sich gegenseitig um, bis alle vernichtet sind. Dann machen sie eine Pause und beginnen wieder zu töten. Daran ist nicht zu rütteln. Man kann niemandem vertrauen. Es wird sich nichts ändern. Man ist machtlos. Wem das nicht behagt, der kann nur in eine andere Welt flüchten.«

Das Schaffell, das er trug, war noch schmutziger als früher, die Wolle verfilzt und schmierig. Und seine schwarze Maske wirkte weit erbärmlicher, als ich sie in Erinnerung hatte, so als wäre sie in letzter Minute zusammengeschustert worden. Vielleicht lag es ja auch an dem schäbigen feuchten Kabuff und dem Funzellicht. Und das eigene Gedächtnis ist nicht immer ganz zuverlässig. Aber es war nicht nur seine Verkleidung, er wirkte einfach abgespannter als früher, verbraucht. Ich hatte den Eindruck, dass er in den letzten vier Jahren gealtert und eine Nummer kleiner geschrumpft war. Wenn er hin und wieder tief seufzte, hörte sich sein Atmen nicht gut an. Ein unangenehmes Röcheln und Rasseln wie bei einem verstopften Rohr.

»Ich dachte, du würdest eher kommen«, sagte der Schafsmann und sah mich an. »Ich habe die ganze Zeit gewartet. Inzwischen kam noch jemand

anderes vorbei. Ich dachte erst, du wärst das. Derjenige hat sich bestimmt verirrt. Merkwürdig, nicht wahr? Eigentlich sollte sich ein Fremder nicht so einfach hierher verirren können. Egal, ich dachte jedenfalls, du würdest eher kommen.«

Ich zuckte die Schultern. »Ich habe immer gewusst, dass ich zurückkommen werde. Zurückkommen *muss*. Mir fehlte es nur an Entschlusskraft. Ich habe viel geträumt. Vom Hotel Delfin, meine ich. Die ganze Zeit über. Aber es dauerte eine Weile, bis ich mich entschließen konnte zu kommen.«

»Wolltest du es vergessen?«

»Bis zu einem gewissen Zeitpunkt schon«, gab ich zu. Ich betrachtete meine Hände in dem flackernden Kerzenlicht. Woher kam eigentlich die Zugluft? »Zuerst wollte ich vergessen, was ich vergessen konnte. Mein Leben sollte nichts mehr mit diesem Ort zu tun haben.«

»Weil dein Freund gestorben ist?«

»ja, ich denke schon, dass es mit ihm zu tun hatte.« »Nun bist du aber doch gekommen.«

»Stimmt, jetzt bin ich hier«, sagte ich. »Ich konnte diesen Ort wohl doch nicht aus dem Gedächtnis streichen. Ich habe es versucht, aber irgendwas hat mich immer daran erinnert. Vielleicht ist es ein besonderer Ort für mich. Ob es mir nun gefällt oder nicht, ich habe das Gefühl, dass ich ein Teil von hier bin. Was das konkret bedeutet, weiß ich selbst nicht. Aber ich fühle es ganz deutlich. Auch in meinen Träumen. Es gibt hier jemanden, der Tränen um mich vergießt, der nach mir verlangt. Darum habe ich beschlossen herzukommen. Aber sag mir, wo bin ich hier?«

Der Schafsmann blickte mich eine Weile wortlos an. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich weiß selbst nichts Näheres. Nur, dass der Ort hier sehr groß und dunkel ist. Aber wie groß, wie dunkel, weiß ich auch nicht. Ich kenne nur dieses Zimmer hier. Alles andere ist mir unbekannt. Ich kann dir also nichts Genaues sagen. Auf jeden Fall bist du jetzt hier. Demnach war die Zeit dafür reif. Mag sein, dass jemand mittels dieses Ortes um dich weint. Vielleicht verlangt jemand nach dir. Wenn du das spürst, wird es wohl so

sein. Egal. Es war jedenfalls unausweichlich, dass du hergekommen bist. So wie der Vogel in sein Nest zurückfliegt. Ein ganz natürlicher Vorgang. Andersrum gesagt, würdest du nicht kommen, gäbe es diesen Ort gar nicht.« Der Schafsmann rieb sich erneut die Fäustlinge. Der Schatten an der Wand bebte gewaltig. Als würde ein schwarzes Gespenst sich von oben auf mich stürzen. Wie in alten Zeichentrickfilmen. Der Vogel fliegt in sein Nest zurück, so ließe sich das Gefühl beschreiben. Ich war einfach nur meinem Impuls gefolgt.

»Na, nun erzähl mal«, forderte mich der Schafsmann mit ruhiger Stimme auf. »Erzähl mir was von dir. Das hier ist dein Reich. Also zier dich nicht. Du kannst mir ruhig alles erzählen, was dich bewegt. Es gibt doch bestimmt einiges, das du loswerden möchtest.«

Während ich im Kerzenschein seinen Schatten an der Wand betrachtete, schilderte ich ihm meine ganze Situation. Es war tatsächlich lange Zeit her, dass ich jemandem so ehrlich mein Herz ausgeschüttet hatte. Ruhig und ausführlich berichtete ich ein Ereignis nach dem anderen. Es dauerte eine ganze Weile, so wie Eis schmilzt. - Dass ich mich irgendwie über Wasser halte. Obwohl ich nirgendwo hingehen kann. Dabei aber trotzdem gealtert bin. Dass ich niemanden ernsthaft zu lieben imstande bin. Dass ich meine Leidenschaft verloren habe. Dass ich nicht weiß, was ich mir wünschen soll. Dass ich jedoch bei allem, was ich tue, mein Bestes versuche. Dass es aber keine Rolle spielt. Dass ich spüre, wie ich langsam steif werde. Und dabei das Gefühl habe, dass mein gesamtes Körpergewebe von innen her allmählich erstarrt. Dass ich kaum eine Verbindung wahrnehme, außer zu diesem Ort hier. Dass ich das Gefühl habe, ich sei ein Teil davon. Obwohl ich nicht einmal weiß, was für ein Ort es ist. Aber ich spüre wirklich, dass ich ein Teil davon bin ...

Der Schafsmann hatte mir schweigend zugehört. Es sah aus, als schliefe er. Doch als ich geendet hatte, öffnete er die Augen.

»Keine Sorge, du bist tatsächlich ein Teil des Hotel Delfin«, sagte er leise. »Das warst du immer und wirst du immer bleiben. Hier beginnt alles, und hier endet auch alles. Dies ist dein Ort. Daran wird sich nichts ändern. Mit

diesem Ort bist du vernabelt. Es ist dein Knotenpunkt. Alles ist hier verbunden.«

»Alles?«

»Alles, was du verloren hast. Was du noch verlieren wirst. Einfach alles. Hier laufen sämtliche Fäden zusammen.«

Ich dachte über die Worte des Schafsmannes nach, verstand jedoch nicht so recht ihren Sinn. Es war zu verschwommen, als dass ich damit etwas anfangen konnte. Ob er mir das noch ein bisschen deutlicher erklären könne, bat ich ihn. Doch der Schafsmann reagierte nicht darauf. Er schwieg beharrlich. Damit wollte er mir wohl zu verstehen geben, dass es ihm unmöglich sei, es genauer zu erklären. Er schüttelte stumm den Kopf, wobei seine angenähten Ohren hin und her schlackerten. Der Schatten an der Wand bebte. So heftig, dass ich meinte, die Wand stürze gleich ein.

»Du wirst es schon noch verstehen. Wenn die Zeit gekommen ist«, antwortete er.

»Aber eins wüsste ich gern noch«, sagte ich. »Weshalb wollte der Eigentümer des Delfin, dass das neue Hotel den gleichen Namen trägt?«

»Für dich«, sagte der Schafsmann. »Er wollte damit erreichen, dass du es wiederfindest. Hätte man den Namen geändert, hättest du doch nicht gewusst, wo du hin solltest, oder? Das Hotel Delfin steht nun mal genau hier. Auch wenn sich das Gebäude oder sonstwas ändert. Das spielt keine Rolle. Es bleibt, wo es ist. Hier wartet es auf dich. Deshalb ist der Name gleich geblieben.«

Ich musste lachen. »Für mich? Nur für mich hat man den Namen beibehalten?«

»Ja doch. Was ist daran so komisch?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nicht komisch, ich bin nur ein bisschen erstaunt. Es ist alles so verrückt, so unwirklich, was du erzählst.«

»Es ist aber real«, sagte der Schafsmann ruhig. »Das Hotel existiert doch wirklich. Ebenso das Schild, auf dem *Dolphin Hotel* steht. Habe ich Recht? Das ist doch real, oder?« Er trommelte mit den Fingern auf den Tisch, und die Kerzenflamme flackerte im gleichen Rhythmus.

»Und ich bin auch hier. Eindeutig. Um auf dich zu warten. Alles folgt einer bestimmten Logik. So wie alles unauflöslich hiermit verbunden ist.«

Ich starrte in die flackernde Kerzenflamme. Noch konnte ich mich mit diesem Gedanken nicht anfreunden.

»Aber weshalb die Mühe? Ganz allein meinetwegen?«

»Diese Welt hier ist für dich«, sagte der Schafsmann mit größter Selbstverständlichkeit. »Mach es nicht so kompliziert. Wenn du etwas suchst, wird es da sein. Hauptsache ist, dass es diesen Ort für dich gibt. Verstehst du? Das musst du unbedingt begreifen. Es ist wirklich etwas Besonderes, deshalb haben wir uns auch so viel Mühe gegeben. Damit du zurückkehren kannst. Damit es nicht zerstört wird. Damit es nicht verloren geht. Nur deshalb.«

»Und ich bin wirklich ein Teil davon?«

»Selbstverständlich. Du genauso wie ich. Alles gehört zu diesem Ort. Dies hier ist deine Welt«, wiederholte der Schafsmann. Er hob einen Zeigefinger, der sich als riesiger Schatten an der Wand abzeichnete.

»Und was tust du hier? Wer bist du überhaupt?«

»Ich bin der Schafsmann«, gluckste er. »Wie du siehst. Mit einem Schaffell bekleidet, lebe ich in einer für Menschen unsichtbaren Welt. Wir sind in die Wälder vertrieben worden. Vor langer, langer Zeit. Zu einer Zeit, die jenseits der Erinnerung liegt. Ich kann mich nicht entsinnen, was ich vorher gewesen bin. Aber seither existiere ich im Verborgenen. Wenn man versucht, nicht aufzufallen, wird man irgendwann tatsächlich unsichtbar. Das hat sich von ganz allein vollzogen, seit ich nicht mehr im Wald lebe und mich hier niedergelassen habe. Ich habe diesen Platz bekommen und halte hier nun Wache. Ich brauche einen Ort, wo ich vor Unwetter geschützt bin. Selbst die wilden Tiere im Wald haben schließlich ein Plätzchen zum Schlafen, oder?«

»Sicher«, sagte ich.

»Ich bin dazu da, Verbindungen herzustellen. Dinge zu vernetzen, wie an einem Schaltpult. Hier ist der Knotenpunkt - deshalb bin ich hier, um zu verknüpfen. Ordentlich und fest zu verknüpfen, was zu zerfleddern droht.

Dies ist meine Aufgabe. Ein Schaltpult. Zum Vernetzen. Alles, was du willst und kriegst, wird hier verknüpft. Verstehst du?«

»Irgendwie schon«, sagte ich.

»Nun«, sagte der Schafsmann, »jetzt brauchst du mich also. Weil du verwirrt bist. Weil dir selbst nicht klar ist, was du suchst. Du hast Dinge verloren und schließlich dich selbst. Du weißt nicht, wohin du gehen sollst. Du hast allerhand verloren. Verbindungen gelöst. Aber keinen Ersatz gefunden. Deshalb bist du so konfus. Du fühlst dich mit nichts verbunden. Und du bist es tatsächlich nicht. Der einzige Ort, mit dem du verbunden bist, ist hier.«

Ich dachte darüber nach. »Vielleicht hast du Recht. Es stimmt schon, was du sagst. Ich habe etliches verloren und bin verloren. Konfus. Völlig aufgelöst. Und nur mit diesem Ort verbunden.« Ich brach ab und betrachtete meine Hände im Kerzenschein.

»Aber ich spüre etwas. Etwas will sich mit mir verbinden. Deshalb sucht mich jemand in meinen Träumen auf und vergießt Tränen um mich. Ich möchte mich ganz bestimmt mit etwas verbinden. Das fühle ich deutlich. Weißt du, ich will noch einmal von vom anfangen. Dafür brauche ich Kraft von dir.«

Der Schafsmann blieb stumm. Auch ich hatte ihm nichts mehr zu sagen. Sein Schweigen hing bleiern im Raum. Als befände man sich am Boden eines unheimlich tiefen Lochs. Das Gewicht des Schweigens lastete schwer auf meinen Schultern, sogar meine Gedanken wurden von dieser Schwerkraft beherrscht. Die feuchte Last hüllte sie in ein starres Gewand, das unheimlich war wie ein Tiefseefisch. Ab und zu gab die flackernde Kerze ein knisterndes Geräusch von sich. Der Schafsmann starrte in die Flamme. Das Schweigen zog sich eine Ewigkeit hin. Dann hob er langsam seinen Kopf und schaute mich an.

»Ich will mein Möglichstes tun, um dich mit diesem Etwas gut zu verbinden«, sagte er. »Ob es klappt, weiß ich nicht. Ich bin auch ein bisschen älter geworden. Bin nicht mehr so stark wie früher. Keine Ahnung, inwieweit ich dir behilflich sein kann. Ich werde natürlich alles tun, was in

meinen Kräften steht. Doch selbst wenn es klappen sollte, wirst du vielleicht nicht glücklich werden. Dafür kann ich natürlich nicht garantieren. Wahrscheinlich gibt es da drüben keinen einzigen Ort mehr, an den du dich begeben solltest. Ich kann es nicht beschwören. Aber wie du selbst vorhin gesagt hast, scheinst du schon ziemlich erstarrt zu sein. Und was einmal erstarrt ist, löst sich nicht mehr. Du bist schließlich auch nicht mehr der Jüngste.«

»Was schlägst du also vor? Was soll ich tun?«

»Du hast schon allerhand verloren. Ziemlich wertvolle Dinge. Es geht hier nicht darum, wer Schuld daran hat. Das Problem ist, dass du etikettierst. Jedes Mal wenn du etwas verlierst, heftest du der Sache etwas an und lässt sie dann so. Wie eine Markierung, ein Zeichen. Das hättest du nicht tun dürfen. Alles, was du eigentlich bei dir behalten solltest, hast du einfach liegen lassen. So hast du dich langsam, aber sicher zu Grunde gerichtet. Warum? Wieso hast du das getan?«

»Keine Ahnung.«

»Na ja, vielleicht konntest du einfach nicht anders. Eine Art Schicksal. Mir fällt kein besseres Wort dafür ein.« »Hang«, schlug ich vor.

»Ja, genau, *Hang.* Das trifft es. Auch wenn du dein Leben ändern möchtest, gerätst du garantiert wieder in das gleiche Fahrwasser.

So etwas nennt man Hang. Und wenn dieser Hang einen gewissen Punkt überschritten hat, ist er nicht mehr rückgängig zu machen. Dann ist es zu spät. Dann kann ich auch nicht mehr tun, als hier Wache zu halten und alles Mögliche zu verknüpfen. Das ist alles.«

»Was soll ich denn tun?«, fragte ich ihn noch einmal.

»Wie ich bereits gesagt habe, ich tue alles, was in meiner Macht steht. Ich versuche, dich gut zu verbinden«, antwortete der Schafsmann. »Aber das allein genügt nicht. Auch du musst dich ernsthaft bemühen. Nicht bloß rumsitzen und grübeln. Damit kommst du nirgendwo hin. Hast du kapiert?«

»Jawohl«, sagte ich. »Aber was genau soll ich machen?«

»Tanzen«, sagte der Schafsmann. »Immer weitertanzen, solange die Musik spielt. Verstehst du, was ich meine? *Tanzen. Weitertanzen.* Und nicht

darüber nachdenken, warum du tanzt. Versuche nicht, einen Sinn darin zu finden. Es gibt nämlich keinen. Sobald du anfängst zu denken, versagen dir die Beine. Und dann kann ich nichts mehr für dich tun. Deine Verbindungen lösen sich in Nichts auf. *Verschwinden, für immer und ewig.* Und dann kannst du nur noch in dieser Welt existieren. Wirst allmählich in diese Welt hineingezogen. Achte also darauf, dass deine Füße nicht innehalten. Lass dich nicht abhalten, auch wenn es dir töricht erscheinen mag. Tanzen, einfach weitertanzen. Dann wird sich die Starre lösen, wenn auch nur langsam. Zum Teil ist es noch zu retten. Alles Brauchbare kann benutzt werden. Tu dein Bestes. Es gibt nichts zu befürchten. Du bist sicher erschöpft. Müde und verängstigt. Das macht jeder mal durch. Man hat das Gefühl, alles läuft schief. Deshalb erstarren die Beine.«

Ich schaute hoch und betrachtete erneut das Schattenspiel an der Wand.

»Tanzen ist alles«, fuhr der Schafsmann fort. »Brillant tanzen. Sodass alle dich bewundern. Dann kann ich vielleicht etwas für dich tun. Einfach nur tanzen. Solange die Musik spielt.«

Tanzen. Solange die Musik spielt.

Seine Worte hallten in meinen Gedanken wider.

»Sag mal, was meintest du eigentlich mit *dieser Welt?* Du hast gesagt, wenn ich erstarre, werde ich in *diese Welt* hineingezogen.

Aber das hier gibt es doch nur für mich. Diese Welt existiert doch nur meinetwegen. Weshalb sollte es dann ein Problem sein, wenn ich in meine eigene Welt gelange? Hast du nicht gesagt, dies alles hier gebe es *wirklich?«*

Der Schafsmann schüttelte den Kopf. Sein Schatten bewegte sich heftig. »Das hier ist eine ganz andere Wirklichkeit als drüben. Du sollst hier noch nicht leben. Es ist zu dunkel und zu weit. Es ist schwierig für mich, dir das zu erklären. Und wie ich dir vorhin gesagt habe, weiß auch ich nichts Näheres darüber. Natürlich ist das hier real. Unsere Begegnung, unser Gespräch - all das findet wirklich statt. Daran besteht kein Zweifel. Aber es gibt nun mal nicht bloß eine einzige Wirklichkeit, sondern es existieren parallele Wirklichkeiten. Es gibt mehrere Möglichkeiten von Realität. Ich

habe diese hier gewählt, weil es keine Kriege gibt. Und weil es nichts gab, was ich loswerden musste. Doch bei dir ist das anders. In dir ist noch deutlich Lebenswärme vorhanden. Dieser Ort wäre zu kalt für dich. Hier gibt es nichts zu essen. Du solltest dich von hier fern halten.«

Von ihm darauf aufmerksam gemacht, spürte ich auf einmal, wie kalt es im Zimmer war. Ich steckte beide Hände in die Taschen und begann zu zittern.

»Frierst du?«, fragte der Schafsmann.

Ich nickte.

»Die Zeit ist um«, sagte der Schafsmann. »Je mehr Zeit vergeht, umso kälter wird es. Du solltest langsam aufbrechen. Hier ist es zu kalt für dich.«

»Warte, noch eins, was ich dich fragen möchte. Es ist mir vorhin eingefallen. Ich habe das Gefühl, dass ich in meinem bisherigen Leben immer nach dir gesucht habe, denn ich habe deinen Schatten an mehreren Orten gesehen. Du schienst in verschiedenen Gestalten *dort zu sein.* Es waren ganz vage Erscheinungen. Vielleicht war es auch nur ein kleiner Teil von dir. Doch wenn ich jetzt zurückdenke, dann warst stets du es. Das ist mein Eindruck.«

Der Schafsmann formte mit seinen Fingern ein undefinierbares Zeichen. »Ja, das stimmt. Du hast Recht. Ich war immer da. Als Schatten oder als Fragment.«

»Aber das verstehe ich nicht«, warf ich ein. »Jetzt kann ich doch ganz deutlich dein Gesicht und deine Gestalt wahrnehmen. Was früher unsichtbar war, ist nun erkennbar. Wieso?«

»Weil du bereits viel verloren hast«, antwortete er ruhig. »Außerdem sind die Orte, an die du dich begeben sollst, auch weniger geworden. Deshalb kannst du jetzt meine richtige Gestalt erkennen.«

Ich verstand nicht so recht, was er meinte.

»Bin ich hier etwa im Totenreich?«, fragte ich unwillkürlich.

»Nein«, erwiderte der Schafsmann. Seine Schultern bebten heftig, als er Atem holte. »Nein, das ist nicht die Welt des Todes. Du und ich, wir beide sind am Leben. Ungefähr gleich deutlich. Wir atmen, wir reden. Das ist Realität.«

»Ich begreife es nicht.«

»Tanze«, sagte der Schafsmann. »Das ist der einzige Weg. Ich würde dir gern alles besser erklären. Aber ich kann nicht. Ich kann dir nur sagen: tanze. So gut du kannst. Du hast keine andere Wahl.«

Die Temperatur im Raum war plötzlich stark gesunken. Diese Kälte kenne ich, dachte ich zitternd. Eine bis ins Mark dringende, klamme Kälte, die ich irgendwann, irgendwo schon einmal erlebt hatte. Vor langer Zeit, an einem fernen Ort. Aber wo war das? Ich konnte mich beim besten Willen nicht erinnern. Irgendwo in meinem Kopf war ich wie gelähmt. Gelähmt und erstarrt.

Erstarrt.

»Du solltest jetzt besser gehen«, sagte der Schafsmann. »Du würdest sonst hier erfrieren. Wir können uns ja zwischendurch wieder treffen. Falls du mich brauchst. Ich bin immer hier und warte auf dich.«

Mit schleppenden Schritten geleitete mich der Schafsmann bis zur Biegung des Korridors. *Schlurf... schlurf... schlurf.* Dort sagte ich ihm Auf Wiedersehen. Weder ein Händeschütteln noch ein Abschiedsgruß. Nur ein schlichtes Auf Wiedersehen. Wir trennten uns in der Finsternis. Er kehrte in sein Kabuff zurück, und ich ging zum Fahrstuhl. Als ich den Knopf drückte, setzte sich die Kabine langsam in Bewegung. Die Tür glitt lautlos auf. Helles, sanftes Licht drang in den Korridor und hüllte mich ein. Ich trat in die Kabine, lehnte mich an die Wand und blieb reglos stehen. Auch als die Tür wieder aufglitt, rührte ich mich nicht von der Stelle.

Los doch, sagte ich mir. Aber nichts geschah. Ich befand mich in einem riesigen Gedankenvakuum. Wohin ich mich auch begab, überall herrschte gähnende Leere. Ich stieß jedesmal auf nichts. Ich war ausgelaugt und verängstigt, wie der Schafsmann gesagt hatte. Und mutterseelenallein. Wie ein Kind, das sich im Wald verlaufen hat.

Tanzen, hatte der Schafsmann gesagt.

Tanzen, echote es in meinen Gedanken.

Tanze, wiederholte ich laut.

Dann drückte ich auf den Knopf für die 15. Etage.

Als der Aufzug dort hielt, empfingen mich die Deckenlautsprecher mit Henry Mancinis *Moon River*. Die reale Welt -eine Welt, in der ich wahrscheinlich nicht glücklich werden kann, in der es keinen richtigen Platz für mich gibt.

Mechanisch warf ich einen Blick auf die Armbanduhr. Die Zeit meiner Rückkehr war 03:20. Also dann, sagte ich mir. *Alsodannal-sodannalsodannalsodannalsodannalsodannalsodannalsodann...* hallte es in mir. Ich seufzte.

12

Als ich in mein Zimmer kam, nahm ich erst einmal ein heißes Bad. Langsam ließ ich meinen nackten Körper ins Wasser gleiten. Doch mir wurde einfach nicht warm. Mein Körper war völlig unterkühlt, bis auf die Knochen. Im heißen Wasser fröstelte ich noch mehr. Ich beschloss, so lange drin zu bleiben, bis der Schüttelfrost aufhörte, aber vom heißen Dampf wurde ich ganz benommen, also stieg ich aus der Wanne. Ich presste die Stirn gegen die Fensterscheibe, um sie ein wenig zu kühlen, und goss mir dann einen Brandy ein, den ich in einem Zug hinunterkippte. Dann legte ich mich ins Bett. Ich wollte ohne den geringsten Gedanken eindösen, aber das klappte leider nicht. Ich konnte einfach nicht einschlafen. Mit erstarrtem Bewusstsein lag ich im Bett und wälzte mich hin und her, bis der Tag anbrach. Ein trüber, grauer Morgen. Es schneite zwar nicht, aber am Himmel hing eine dichte Wolkendecke, die jeden Winkel der Stadt mit einem trostlosen Grau überzog. In meinen Augen spiegelte sich nur Grau. Erbärmliche Seelen in einer erbärmlichen Stadt. Es waren keine Gedanken, die mich wachhielten. Ich dachte eigentlich an gar nichts. Dazu war ich viel zu müde, und trotzdem konnte ich nicht schlafen. Mein Körper und ein Großteil meiner Seele schrieen förmlich nach Schlaf, aber der Rest meines erstarrten Geistes widersetzte sich dem hartnäckig. Dadurch war ich ganz aufgeputscht. Hochgradig nervös, als würde man versuchen, Stationsschilder aus dem Fenster eines mörderisch dahinrasenden Zuges zu lesen. Der Bahnhof kommt näher ... du willst den Namen erhaschen, strengst deine Augen an - doch vergeblich. Die Geschwindigkeit ist zu hoch. Die Buchstaben sind nur verschwommen zu erkennen. Sie lassen sich nicht entziffern. Und dann sind sie auch schon wieder außer Sicht. So geht das endlos weiter, bei jedem Bahnhof aufs Neue, an unbekannten, entlegenen Stationen. Das Warnsignal ertönt mehrmals. Ein schrilles hohes Pfeifen, das wie eine Wespe in mein Bewusstsein sticht.

Das zog sich bis neun Uhr hin. Dann hatte ich die Nase voll und stand auf.

Es hatte keinen Zweck, ich konnte einfach nicht schlafen. Ich ging ins Bad und rasierte mich, doch dabei musste ich mir die ganze Zeit soufflieren: Ich rasiere mich jetzt. Dann zog ich mich an, bürstete mir die Haare und ging ins Hotelrestaurant, um zu frühstücken. Ich setzte mich ans Fenster und bestellte ein Continental Breakfast, trank zwei Tassen Kaffee und kaute lustlos auf einer Scheibe Toast herum. Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich sie aufgegessen hatte. Der triste Himmel färbte sogar den Toast grau, der nach Staubflocken schmeckte. Der Himmel schien das Ende der Welt zu verkünden. Während ich meinen Kaffee trank, las ich mir bestimmt fünfzehnmal die Frühstückskarte durch. Ich hatte immer noch diese Starre im Kopf. Der Zug begann wieder zu rasen. Das Pfeifsignal ertönte. Die Starre fühlte sich an wie hart getrocknete Zahnpasta. Um mich herum verschlangen die Leute eifrig ihr Frühstück. Sie streuten Zucker in ihren Kaffee, butterten ihre Toasts, aßen mit Messer und Gabel Eier und Schinken. Das Besteck klirrte unablässig auf den Tellern: *klong... klong ... klong*. Wie auf einem Rangierbahnhof.

Ich musste an den Schafsmann denken. Er existiert auch jetzt in diesem Augenblick. Irgendwo in diesem Hotel, in einem raumzeitlich verzerrten Winkel. Ja, es gibt ihn wirklich. Er scheint mir etwas mitteilen zu wollen, doch vergeblich. Ich kann es nicht erfassen. Die Geschwindigkeit ist zu hoch. Mein Geist ist eingefroren, und ich kann die Zeichen nicht lesen. Lesbar ist nur das, was sich nicht bewegt. Continental Breakfast A: Saft (Orange, Grapefruit oder Tomate) bzw....

Jemand spricht mich an und erwartet eine Antwort von mir. Wer? Ich blicke auf. Vor mir steht der Ober im weißen Jackett und hält mit beiden Händen die Kaffeekanne. Als hielte er einen Pokal. »Möchten Sie noch etwas Kaffee?«, fragt er höflich. Ich schüttle den Kopf. Als er weg war, stand ich auf und verließ das Restaurant. *Klong ... klong ... klong*. Das Klirren der Bestecke hallte noch eine Weile hinter mir her.

Ich ging aufs Zimmer und nahm ein zweites Bad. Diesmal bekam ich keinen Schüttelfrost mehr. Ich streckte mich behaglich in der Wanne aus, und mit der Zeit lockerten sich meine Gelenke, so, wie sich ein verheddertes

Knäuel entwirrt. Bis zu den Fingerspitzen ließ sich alles wieder bewegen. Ja, so fühlte sich mein Körper an. Ich bin im Hier und Jetzt. In einem realen Zimmer, in einer realen Wanne. Und nicht in einem Schnellzug. Es gibt auch keine Hupsignale. Ich brauche keine Stationsnamen mehr zu entziffern. Ich muss an nichts mehr denken.

Ich stieg aus der Wanne und kroch unter die Bettdecke. Als ich auf die Uhr schaute, war es schon halb elf. Na großartig! Ich überlegte, ob ich statt zu schlafen lieber einen Spaziergang machen sollte. Doch während ich noch hin und her überlegte, übermannte mich der Schlaf. Von einem Augenblick zum nächsten, wie ein Szenenwechsel bei verdunkelter Bühne. Ich spürte ganz genau den Moment, in dem mein Bewusstsein wegsackte. Ein riesiger grauer Affe, der sich klammheimlich ins Zimmer gestohlen hatte, schlug mir mit einem Hammer von hinten auf den Kopf. Wie ohnmächtig sank ich in einen tiefen Schlaf.

Ein harter, fester Schlaf. Zu dunkel, um etwas zu erkennen. Kein Hintergrundgedudel. Kein *Moon River,* kein *Love is Blue.* Ein simpler, schnörkelloser Schlaf. »Was kommt nach 16?« »41«, antwortete ich. Der graue Affe rief: »Er ist eingeschlafen.« Ja, ich schlafe. Zusammengerollt wie ein Eichhörnchen, schlafe ich tief in einer soliden Stahlkugel. Eine Stahlkugel, wie man sie zum Abreißen von Häusern benutzt. Innen hohl. In diesem Hohlraum schlafe ich. Hart und fest und simpel ...

Etwas ruft nach mir.

Das Hupsignal?

Nein, falsch! krächzen die Möwen.

Jemand versucht, mit einem Schweißbrenner die Kugel aufzuschneiden. So klingt es jedenfalls. Nein, wieder falsch, krächzen die Möwen im Chor. Wie in der griechischen Tragödie.

Das Telefon, denke ich.

Die Möwen sind auf einmal verschwunden. Niemand reagiert. Wieso sind die Möwen weg?

Ich griff nach dem Telefon auf dem Nachttisch. »Ja?«, meldete ich mich. Doch es war nur das Freizeichen zu hören. *Biiiiiiiiiiiiii.* Der Ton kam von

anderswo her. Die Türklingel. Jemand drückte auf den Summer: *Biiiiiiiiiii.*

»Die Türklingel«, sagte ich laut.

Doch die Möwen waren verschwunden. Niemand sagte »Bravo« und applaudierte mir.

Biiiiiiiiiiiii.

Ich warf mir einen Bademantel über und ging zur Tür. Ohne nachzufragen, wer da sei, machte ich auf. Meine Freundin von der Rezeption huschte herein und schloss die Tür hinter sich.

Mir brummte der Schädel. Der graue Affe hätte ruhig etwas sanfter zuschlagen können.

Verdammt. Es fühlte sich an wie eine Beule.

Stirnrunzelnd musterte sie meinen Bademantel und mein Gesicht.

»Wieso schläfst du nachmittags um drei?«, fragte sie.

»Nachmittags um drei«, plapperte ich ihr nach. Ich wusste im Moment selbst nicht, warum. »Ja, wieso eigentlich?« »Wann bist du denn ins Bett gegangen?«

Ich versuchte, mich zu besinnen. Doch obwohl ich angestrengt nachdachte, fiel mir nichts dazu ein.

»Schon gut, vergiss es«, sagte sie kopfschüttelnd. Dann ließ sie sich aufs Sofa fallen, rückte an ihrer Brille und starrte mich an. »Du siehst ja furchtbar aus!«

»Kann ich mir vorstellen«, erwiderte ich.

»Ganz grün im Gesicht und völlig verquollen. Hast du Fieber? Alles in Ordnung mit dir?«

»Alles okay. Mir fehlt nur etwas Schlaf. Keine Sorge. Ich bin eigentlich sehr robust«, sagte ich. »Hast du Pause?«

»Ja«, antwortete sie. »Ich wollte dich sehen. Irgendwie war ich neugierig. Aber wenn ich störe, gehe ich gleich wieder.«

»Nein, du störst nicht«, beruhigte ich sie und setzte mich aufs Bett. »Ich bin zwar todmüde, aber du störst mich nicht.« »Du wirst doch wohl nichts mit mir anstellen?« »Aber nein.«

»Das behaupten alle, und dann *tun* sie es doch.«

»Mag sein, dass alle das tun. Ich aber *nicht«,* erwiderte ich.

Sie überlegte kurz und presste dann leicht ihre Finger gegen die Schläfen, als überprüfe sie das Resultat. »Wahrscheinlich hast du Recht. Ich weiß, du bist schon anders«, sagte sie.

»Ich bin viel zu müde, um jetzt etwas anzustellen«, fügte ich hinzu.

Sie stand auf und zog ihren hellblauen Blazer aus, den sie wie am Tag zuvor ordentlich über die Stuhllehne legte. Dieses Mal setzte sie sich jedoch nicht zu mir auf die Bettkante, sondern ging zum Fenster, wo sie stehen blieb und in den grauen Himmel starrte. Vielleicht, weil ich nur mit einem Bademantel bekleidet war und noch dazu so mies aussah. Na meinetwegen. Es gab schließlich Gründe dafür. Man lebt ja nicht nur zu dem Zweck, auf andere einen blendenden Eindruck zu machen. »Hör mal«, begann ich. »Ich habe es zwar schon mal gesagt, aber ich finde, es gibt zwischen uns einige, wenn auch nur geringfügige Gemeinsamkeiten.«

»So?«, sagte sie ungerührt. Eine halbe Minute herrschte Stille. »Und was, bitte schön?«, fragte sie.

»Zum Beispiel ...« , fing ich an, doch meine mentalen Aktivitäten waren vollständig lahm gelegt. Mir fiel nichts ein. Kein einziges Wort kam mir in den Sinn. Kein *zum Beispiel* und kein *deswegen.* Vielleicht war es ja bloß ein Gefühl, dass wir eine kleine Gemeinsamkeit hatten.

»Ich weiß auch nicht«, sagte ich. »Ich muss in meinem Kopf erst ein bisschen Ordnung schaffen. Methodisches Denken. Erst ordnen, dann bestätigen.«

»Das ist ja wirklich ein Ding«, sagte sie gegen die Fensterscheibe. Es klang zwar nicht sarkastisch, aber auch nicht begeistert. Einfach ungerührt. Neutral. Ich kroch ins Bett, lehnte mich ans Kopfende und beobachtete sie. Ihre knitterfreie weiße Bluse. Der dunkelblaue enge Rock. Die schlanken Beine in Nylonstrümpfen. Auch sie waren grau getönt. Wie auf einer altmodischen Fotografie. Wirklich, ein wundervoller Anblick. Ich hatte das Gefühl, mit etwas verbunden zu sein. Ich bekam sogar eine Erektion.

Auch nicht schlecht, dachte ich. Grauer Himmel, hundemüde und eine Erektion um drei Uhr nachmittags.

Ich betrachtete sie ziemlich lange. Auch als sie sich zu mir umwandte, schaute ich sie weiterhin an.

»Wieso starrst du mich so an?«, fragte sie mich.

»Ich bin eifersüchtig auf deinen Schwimmverein«, sagte ich. Sie schüttelte leicht den Kopf und lächelte. »Du bist verrückt.« »Gar nicht«, erwiderte ich. »Bloß ein bisschen durcheinander.

Ich muss nur meine Gedanken ordnen.«

Sie kam auf mich zu und fühlte meine Stirn.

»Fieber scheinst du nicht zu haben«, sagte sie. »Schlaf dich aus. Und träume süß.«

Ich wünschte mir, dass sie bei mir bliebe. Dass sie die ganze Zeit, während ich schlief, neben mir säße. Aber das war natürlich Quatsch. Darum sagte ich nichts und schaute wortlos zu, wie sie den hellblauen Blazer überzog und aus dem Zimmer schlüpfte. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, trat erneut der graue Monsteraffe mit seinem Hammer ein. »Alles klar. Ich kann auch so ein schlafen«, wollte ich gerade sagen, doch die Worte blieben mir im Hals stecken. Und schon setzte es einen neuen Schlag.

»Was kommt nach 25?«, fragte mich jemand. »71«, gab ich zur Antwort. »Er ist eingeschlafen«, sagte der graue Affe. Kein Wunder, dachte ich. Wenn einer so heftig zuschlägt, muss man ja wegtreten. *Koma* wäre eigentlich das passendere Wort dafür. Und dann herrschte nur noch Dunkelheit.

Knoten, dachte ich.

Neun Uhr abends. Ich aß allein, nachdem ich um acht aus einem tiefen Schlaf hochgeschreckt war, genauso abrupt, wie ich weggesackt war. Es gab keine Grauzone zwischen Schlaf und Erwachen. Als ich die Augen aufschlug, befand ich mich bereits in einem ausgeprägten Wachzustand. Meine mentalen Aktivitäten spurten wieder. Auch die schmerzhaften Folgen vom Schlag des grauen Affen waren weg. Ich fühlte mich weder schlapp, noch hatte ich Schüttelfrost. Außerdem konnte ich mich jetzt an alles erinnern. Appetit hatte ich ebenfalls. Oder vielmehr Heißhunger. Also ging ich in das Lokal in der Nähe des Hotels, wo ich am ersten Abend eingekehrt war, und bestellte mir Sake und etwas zu essen: gegrillten Fisch, Schmorgemüse, Krabben und Kartoffeln. Der Laden war genauso voll und lärmend und stickig vom Rauch und Bratengeruch wie neulich. Alle redeten laut aufeinander ein.

Ich muss mich wieder auf die Reihe kriegen.

Knoten? Inmitten dieses Trubels kam mir das Wort wieder in den Sinn. Ich sprach es leise aus.

Ich wünsche mir etwas, und der Schafsmann stellt die Verbindung her.

Was aber hatte es damit auf sich? Der Ausdruck war zu metaphorisch. Aber vielleicht handelt es sich ja um Dinge, die nur bildlich ausgedrückt werden konnten. Ich glaubte jedenfalls nicht, dass der Schafsmann diese Metapher bloß zum Spaß benutzt hatte, um mich auf den Arm zu nehmen. Vielmehr konnte er es nur mit diesen Worten zum Ausdruck bringen, es mir nur in dieser Form übermitteln.

Durch die Welt des Schafsmannes - durch sein Schaltpult - bin ich mit allem Möglichen verbunden. Dabei hatte sich angeblich einiges verheddert. Wie konnte es zu diesem Wirrwarr kommen? Weil ich kein echtes Verlangen mehr habe? Deshalb haben die Verknüpfungen nicht mehr richtig funktioniert und sind durcheinander geraten.

Ich trank und starrte auf den Aschenbecher vor mir.

Was ist aus Kiki geworden? fragte ich mich. In meinen Träumen nahm ich ihre Anwesenheit intensiv wahr. Sie hat mich gerufen. Wollte etwas von mir. Nur aus diesem Grund habe ich das Hotel Delfin aufgesucht. Doch jetzt kann ich ihre Stimme nicht mehr vernehmen. Ihre Botschaft ist unterbrochen. Als hätte jemand den Stecker des Funkgeräts rausgezogen.

Weshalb ist alles derart verschwommen?

Vermutlich, weil die Verbindungen durcheinander geraten sind. Ich muss mir Klarheit darüber verschaffen, was ich eigentlich will. Erst dann kann mir der Schafsmann helfen, indem er eins nach dem anderen verknüpft. Egal, wie diffus die Situation erscheint, ich muss mit unendlicher Geduld die Fäden entwirren. Erst entwirren und dann neu verknüpfen. Ich muss meine Lage wieder in Ordnung bringen. Nur, wo soll ich beginnen? Es gibt nirgendwo einen Angriffspunkt. Ich klebe an einer hohen Mauer. Die Wand, die mich umgibt, ist spiegelglatt. Ich kann nirgendwo hinfassen. Nichts lässt sich greifen. Ich sehe keinen Ausweg.

Nachdem ich einige Kännchen Sake intus hatte, zahlte ich und ging. Dicke Schneeflocken rieselten herab. Es war zwar noch kein richtiger Schneefall, aber die Geräusche der Stadt klangen anders als sonst. Ich lief einmal um den Block, um nüchtern zu werden. Womit sollte ich beginnen? Ich schaute beim Laufen auf meine Füße. Mist, ich weiß nicht, was ich will. Erst recht nicht, wohin ich mich wenden soll. Ich bin eingerostet. Eingerostet und erstarrt. Wenn ich weiterhin alleine bleibe, bin ich verloren. Also, womit soll ich beginnen? Auf jeden Fall muss ich etwas unternehmen. Wie wär's mit dem Mädchen von der Rezeption? Ich empfinde Zuneigung für sie. Zwischen uns gibt es eine seelische Übereinstimmung. Das fühle ich. Ich weiß, dass ich mit ihr schlafen könnte, wenn ich wollte. Aber was dann? Wohin soll das führen? Nirgendwohin, vermutlich. Vielleicht bin ich dann noch verlorener. Und alles nur, weil ich nicht weiß, was ich will. Und solange ich das nicht begreife, werde ich, wie meine Exfrau sagte, andere immer wieder verletzen.

Ich lief ein zweites Mal um den Block. Es schneite immer noch leise. Die

Flocken rieselten auf meinen Mantel, blieben eine Weile haften und schmolzen dann. Während ich lief, versuchte ich, meine Gedanken zu ordnen. Leute gingen an mir vorbei und stießen weiße Atemwölkchen in die Dunkelheit. Meine Kopfhaut schmerzte vor Kälte. Trotzdem lief ich weiter im Uhrzeigersinn um den Block und grübelte vor mich hin. Die Worte meiner Frau hallten in mir wie ein Fluch. Sie hatte Recht. Wenn ich so weitermachte, würde ich immer wieder diejenigen verletzen, die mit mir zu tun hatten, ihnen ewig Schaden zufügen.

»Geh auf den Mond zurück«, lauteten die Abschiedsworte meiner damaligen Freundin, als sie fortging. Nein, sie ging nicht fort, sie kehrte vielmehr zurück. Kehrte zurück in die große weite Welt der Wirklichkeit.

Und dann kam Kiki. Sie sollte der erste Prüfstein sein. Doch ihre Botschaft hatte sich unterwegs verflüchtigt.

Womit also sollte ich beginnen?

Ich schloss die Augen und wartete auf eine Antwort. Doch niemand spukte mir im Kopf umher. Kein Schafsmann, keine Möwen, kein grauer Affe. Es herrschte gähnende Leere. Ich hockte allein in diesem Vakuum. Niemand reagierte auf mich. In diesem Hohlraum war ich alt, verschrumpelt, ausgelaugt. Ich tanzte nicht mehr. Ein trauriger Ausblick.

Es gelang mir einfach nicht, die Stationsnamen zu lesen.

Wegen unvollständiger Angaben nicht zu beantworten. Bitte drücken Sie die Löschtaste!

Die Antwort kam am nächsten Nachmittag. Wie üblich ohne Vorwarnung, plötzlich und unerwartet. Wie der Schlag des grauen Affen.

Merkwürdigerweise - aber so merkwürdig war es vielleicht gar nicht - fiel ich in der Nacht um zwölf ins Bett und schlief sofort ein. Als ich die Augen wieder aufschlug, war es acht Uhr morgens. Trotz meines durcheinander geratenen Schlafrhythmus wachte ich pünktlich um acht Uhr auf. Als hätte ich mich einmal im Kreis gedreht, um wieder am Ausgangspunkt zu landen. Ich fühlte mich frisch und ausgeruht. Und hungrig. Also ging ich zu meinem geliebten Dunkin' Donuts, wo ich meine üblichen zwei Becher Kaffee trank und zwei Donuts aß. Danach schlenderte ich ziellos durch die Stadt. Die Straßen waren gefroren, und zarte Schneeflocken rieselten federleicht herab. Der Himmel war unverändert mit dicken Wolken verhangen. Nicht gerade Ausflugswetter, aber ein Spaziergang durch die Stadt würde mich geistig etwas entspannen. Das schmerzhafte Druckgefühl war gewichen, und die strenge Kälte tat meiner Haut gut. Woher kam eigentlich die Hochstimmung? Ich hatte noch nicht eines meiner Probleme gelöst, und dennoch fühlte ich mich blendend.

Als ich nach etwa einer Stunde ins Hotel zurückkehrte, entdeckte ich meine Freundin an der Rezeption, wo sie mit einer anderen Frau Dienst hatte. Ihre Kollegin kümmerte sich gerade um Gäste, meine Freundin telefonierte. Den Hörer am Ohr, antwortete sie mit einem professionellen Lächeln und drehte dabei mechanisch den Kugelschreiber zwischen ihren Fingern hin und her. Als ich sie da stehen sah, überkam mich plötzlich das heftige Verlangen, mit ihr zu reden. Möglichst über belangloses Zeug. Irgendetwas Unverfängliches, Albernes. Ich ging zu ihr hin und wartete, bis sie mit dem Telefonieren fertig war. Sie schaute mich zwar argwöhnisch an, behielt jedoch ihr professionelles Lächeln bei.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte sie mich höflich. Ich räusperte mich.

»Verzeihen Sie, aber ich habe gehört, dass gestern Abend zwei Mädchen bei einem Schwimmkurs von einem Krokodil gefressen worden sind. Ist das wirklich wahr?«, sagte ich aufs Geratewohl und versuchte dabei ein ernstes

Gesicht zu machen.

»Tja, was soll man da sagen?« Ihr Businesslächeln prangte wie eine künstliche Blume auf ihrem Gesicht. Doch ihr Blick verriet mir, dass sie wütend war. Ihre Wangen liefen rot an, und ihre Nasenflügel spannten sich. »Uns ist darüber nichts bekannt. Entschuldigen Sie, aber wäre es nicht möglich, dass Sie sich da verhört haben?«

»Es war ein Riesenalligator. Nach Zeugenaussagen soll er die Größe eines Volvo-Kombis gehabt haben. Er ist plötzlich durchs Glasdach hereingebrochen und hat die beiden Mädchen mit einem Bissen verschlungen. Danach hat er angeblich noch eine halbe Palme zum Nachtisch verspeist und sich dann verdrückt. Ich frage mich, ob man ihn schon eingefangen hat. Denn sonst, wenn ich jetzt rausgehe ...«

»Verzeihen Sie bitte«, unterbrach sie mich, ohne die Miene zu verziehen, »aber ich halte es für das Beste, wenn Sie direkt die Polizei anrufen. Die können Ihnen dann Genaueres zu dem Fall sagen. Oder Sie gehen von hier aus ein Stück nach rechts zur nächsten Polizeistation. Dort können Sie sich ebenfalls erkundigen.«

»Ja, eine gute Idee. Das werde ich tun«, sagte ich. »Vielen Dank für Ihren Rat. Möge die Verstandeskraft Sie nicht verlassen.«

»Gern geschehen«, parierte sie cool, während sie ihre Brille zurechtschob.

Kurz nachdem ich auf mein Zimmer zurückgekehrt war, rief sie mich an.

»Was sollte das eben?« Mit beherrschter Stimme versuchte sie ihren Zorn zurückzuhalten. »Ich hab dich doch erst neulich darum gebeten, während meiner Dienstzeit keinen Blödsinn mehr zu machen. Ich hasse solche Überfälle, wenn ich arbeite.«

»Es war dumm von mir«, entschuldigte ich mich sofort. »Ich wollte einfach bloß mit dir reden. Deine Stimme hören. Es war ein alberner Scherz. Es sollte unverfänglich sein. Ich wollte ehrlich nur reden. Ich glaube nicht, dass ich dich damit in Schwierigkeiten gebracht habe.«

»Das macht mich aber nervös. Das weißt du doch. Bei der Arbeit bin ich angespannt. Du sollst mich nicht stören, hörst du?

Du hast doch versprochen, mich nicht mehr anzustarren. Also bitte...«

»Ich habe dich doch gar nicht angestarrt. Nur angesprochen.«

»Na gut, aber in Zukunft möchte ich auch nicht mehr in dieser Art von dir angesprochen werden. Tu mir den Gefallen!«

»Versprochen. Ich schaue dich nicht an, ich spreche dich nicht an. Ich werde mucksmäuschenstill sein, mich nicht rühren. Wie Granit. Ach übrigens, hast du heute Abend Zeit? Oder ist diesmal der Bergsteigerkurs dran?«

»Der Bergsteigerkurs?« Sie holte tief Luft. »Das soll wohl ein Witz sein!«

»Ja, klar.«

»Es gibt Zeiten, wo ich solche Witze nicht vertrage. *Bergsteigerkurs.* Hahaha.« Ihr *Hahaha* klang trocken und monoton, als läse sie eine Silbentafel ab. Sie legte auf.

Ich wartete eine halbe Stunde ab, doch sie meldete sich nicht mehr. Wahrscheinlich war sie eingeschnappt. Mitunter brachten die Leute für meinen Humor kein Verständnis auf. Für meine Ernsthaftigkeit genauso wenig. Da mir nichts Besseres einfiel, beschloss ich, noch einmal durch die Stadt zu laufen. Wenn ich Glück hatte, würde ich vielleicht auf irgendetwas stoßen. Etwas Neues entdecken. Sich zu bewegen war immerhin besser, als nur dumm herumzusitzen. Möge die Verstandeskraft mich nicht verlassen.

Nach einer Stunde Herumlaufen war mir lediglich kalt geworden. Es schneite immer noch. Um halb drei kehrte ich bei McDonald's ein, wo ich einen Cheeseburger mit Pommes frites aß und eine Cola trank. Ich mochte dieses Zeug überhaupt nicht, aber manchmal überkamen mich solche Gelüste aus heiterem Himmel. Vielleicht ist mein Organismus so programmiert, dass er in regelmäßigen Abständen nach Junkfood verlangt.

Nach meinem McDonald's-Besuch lief ich nochmals eine halbe Stunde durch die Gegend. Nichts geschah. Nur das Schneetreiben wurde heftiger. Ich zog den Reißverschluss meiner Jacke bis obenhin zu und wickelte mir den Schal bis über die Nasenspitze. Trotzdem fror ich. Außerdem musste ich dringend pissen. Kein Wunder, wenn ich bei diesem eiskalten Wetter eiskalte Cola trinke. Ich schaute mich um, ob es irgendwo einen Ort mit

einer Toilette gab. Drüben auf der anderen Straßenseite entdeckte ich ein Kino. Es sah ziemlich heruntergekommen aus, aber na ja, eine Toilette würden sie ja wohl haben. Außerdem könnte ich mir danach einen Film anschauen, um mich aufzuwärmen, überlegte ich. Ich musste ohnehin die Zeit rumkriegen. Ich schaute mir die Plakate an. Japanische Filme im Doppelprogramm. Einer davon war *Unerwiderte Liebe.* Der Streifen, in dem mein Klassenkamerad mitspielte. Na schön, dachte ich.

Nachdem ich mich erleichtert hatte, kaufte ich mir am Kiosk einen heißen Kaffee und ging in den Kinosaal. Wie erwartet war er völlig leer, aber warm. Ich suchte mir einen Platz und schaute mir Kaffee schlürfend den Film an. *Unerwiderte Liebe* lief bereits seit einer halben Stunde, aber der Plot war sonnenklar, auch wenn man den Anfang verpasst hatte. Genauso, wie ich es mir ausgemalt hatte. Mein Exmitschüler spielte einen langbeinigen, smarten Biologielehrer. Die Hauptdarstellerin war verknallt in ihn. Wie üblich geriet sie bei seinem Anblick in Verzückung. Und natürlich war da noch ein Junge, der in sie verknallt war und in seiner Freizeit Kendo praktizierte. Ein Déjà-vu im wahrsten Sinne des Wortes. Solch einen Film hätte selbst ich fabrizieren können.

Diesmal hatte mein Klassenkamerad, der in Wirklichkeit Ryoichi Gotanda hieß - ein unseliger Name, der Mädchenherzen nicht gerade zum Schmelzen brachte, weshalb ihm zum Glück ein imposanter Künstlername verpasst worden war-, allerdings eine etwas komplexere Rolle zu bewältigen als sonst. Er war nämlich nicht bloß gut aussehend und nett, sondern litt unter dem Schatten seiner Vergangenheit. Es waren zwar auch nur Klischees - er hatte einer radikalen Studentenbewegung angehört und ein Mädchen geschwängert und sie dann im Stich gelassen -, aber immerhin besser als nichts. Manchmal wurden Rückblenden eingeschoben, aber so ungeschickt, als würde ein Affe Knetmasse an die Wand klatschen. Zum Beispiel Dokumentaraufnahmen von Ausschreitungen im Audimax der Universität von Tokyo. Ich wollte leise »Kein Veto« dazwischenrufen, fand es dann aber doch albern.

Gotanda spielte seine Rolle als seelisch Verwundeter mit sichtlichem

Eifer. Der Film an sich war allerdings schlecht, der Regisseur ein Stümper. Die Hälfte des Drehbuchs bestand aus peinlichen Plattitüden, und die atemberaubend dämlichen Szenen zogen sich dann auch noch endlos in die Länge. Genauso hohl waren die Großaufnahmen vom Gesicht der Hauptdarstellerin. Da konnte er sich noch so sehr ins Zeug legen. Er begann mir langsam Leid zu tun. Es tat richtig weh, ihm zuzuschauen. Aber wenn ich es mir recht überlegte, dann hatte er eigentlich auch früher schon solch ein bemitleidenswertes Leben geführt.

Und dann gab es doch tatsächlich die klassische Bettszene, in der Gotanda eines Sonntagmorgens in seiner Wohnung mit einer Frau schläft und die Hauptdarstellerin mit selbst gebackenen Plätzchen oder Ähnlichem aufkreuzt. Du meine Güte, das hatte ich doch geahnt. Wie erwartet zeigte sich Gotanda auch im Bett als zärtlicher und aufmerksamer Liebhaber von seiner besten Seite. So schön kuschelig kann Sex sein. Der wundervolle Duft seiner Achselhöhlen. Vom Herumwälzen zerwühltes Haar. Er streichelt ihren nackten Rücken. Die Kamera schwenkt herum. Nun sieht man ihr Gesicht.

Déjà-vu. Mir stockte der Atem. Es war Kiki. Ich erstarrte auf meinem Sitz. Hörte, wie hinter mir eine leere Flasche über den Boden rollte. Kiki! Genauso, wie ich sie mir neulich nachts auf dem dunklen Flur vorgestellt hatte. Sie schlief also tatsächlich mit Gotanda.

Alles ist verbunden, dachte ich.

Es war die einzige Szene, in der Kiki auftrat. Sonntagmorgens im Bett mit Gotanda. Das war's. Gotanda hat sie in der Nacht zuvor irgendwo betrunken aufgegabelt und zu sich nach Hause abgeschleppt. Am Morgen tun sie es noch mal. Und da kreuzt dann seine junge Schülerin auf. Dummerweise hat er vergessen, die Tür abzuschließen. Das ist die ganze Szene. Kiki spricht nur einen Satz: »Was ist denn los?« Sie sagt es, nachdem das Mädchen geschockt davongerannt ist und Gotanda fassungslos neben ihr sitzt. Ziemlich dürftig, ihr Rollentext. Aber mehr hat sie nicht zu sagen. Nur: *Was ist denn los?*

Ich war mir nicht sicher, ob es ihre eigene Stimme war. So genau hatte ich sie natürlich nicht mehr in Erinnerung, und die Kinolautsprecher waren miserabel. Doch ihr Körper war unverwechselbar. Die Form ihres Rückens, ihr Nacken, ihre geschmeidigen Brüste - genauso hatte ich Kiki in Erinnerung. Ich saß wie angewurzelt da und starrte hoch zu Kiki. Die Szene dauerte insgesamt vielleicht fünf, sechs Minuten. Kiki in Gotandas Armen, von ihm liebkost, die Augen selig geschlossen. Ein leiser Seufzer entfährt ihren leicht bebenden Lippen. Ich hätte nicht genau sagen können, ob es gespielt war oder nicht. Na ja, nehmen wir an, es war gespielt. Immerhin war es ein Film. Trotzdem konnte ich mir nicht vorstellen, dass Kiki das nur gespielt haben sollte. Es machte mich ganz konfus. Wenn sie die Szene nämlich tatsächlich nicht gespielt hatte, würde das bedeuten, dass sie bei Gotanda in Ekstase geriet. Falls aber doch, wäre der Sinn ihrer Existenz für mich in Frage gestellt. Sie durfte also gar nicht spielen. So oder so, ich kochte vor Eifersucht.

Erst der Schwimmkurs und nun dieser Film. Ich reagiere auf alles Mögliche eifersüchtig. Ist das etwa ein gutes Zeichen?

Nun öffnet das Mädchen die Tür. Sie sieht die beiden eng umschlungenen nackten Körper. Es verschlägt ihr den Atem. Sie schließt die Augen. Dann stürzt sie davon. Gotanda, fassungslos. Kikis Auftritt: »Was ist denn los?« Gotandas bestürztes Gesicht in Großaufnahme. *Fade out.*

Nach dieser Szene erschien Kiki nicht mehr auf der Bildfläche. Ich vergaß die Handlung und starrte nur noch gebannt auf die Leinwand, aber Kiki tauchte nicht mehr auf. Sie lernte Gotanda kennen, schlief mit ihm und spielte nur in einer einzigen Szene seines Lebens mit, um dann zu verschwinden. Das war ihre Rolle. So wie sie es bei mir getan hatte: Sie taucht plötzlich auf, leistet mir kurz Gesellschaft und verschwindet dann wieder.

Der Film war zu Ende, das Licht ging an. Musik ertönte. Ich saß immer noch wie versteinert da und starrte auf die leere Leinwand. Ist das etwa real? fragte ich mich. Der Film war vorbei, also konnte es doch unmöglich real gewesen sein. Wieso tritt Kiki in dem Film auf? Und dann noch mit

Gotanda. Das ist doch absurd. Irgendwo muss mir ein Fehler unterlaufen sein. Ich bin in den falschen Stromkreis geraten. Irgendwie sind Imagination und Wirklichkeit durcheinander geraten. Wie soll ich mir das sonst erklären?

Nachdem ich das Kino verlassen hatte, lief ich erneut durch die Gegend. Die ganze Zeit musste ich an Kiki denken. »Was ist denn los?«, flüsterte sie mir ins Ohr.

Was ist denn los?

Es war Kiki. Irrtum ausgeschlossen. Wenn sie mit mir schlief, hatte sie genauso ausgesehen, das Beben ihrer Lippen, ihre Seufzer. Das war nicht gespielt, sondern Wirklichkeit. Aber es war doch ein Film!

Ich verstand nichts mehr.

Je mehr Zeit verstrich, umso weniger traute ich meiner Erinnerung. Hatte ich das alles nur halluziniert?

Anderthalb Stunden später ging ich noch einmal in das Kino, um mir den Film erneut anzuschauen, diesmal von Anfang an. Sonntagmorgen, Gotanda liegt mit einer Frau im Bett. Man sieht ihren Rücken. Kameraschwenk. Jetzt erkennt man ihr Gesicht. *Es ist* Kiki. Irrtum ausgeschlossen. Die Hauptdarstellerin betritt das Zimmer. Schließt die Augen. Hält den Atem an. Läuft weg. Gotanda schaut fassungslos. Kiki sagt: »Was ist denn los?« *Fade out.*

Exakt das Gleiche.

Aber auch diesmal wollte ich es nicht glauben. Irgendetwas lief hier falsch. Wieso schlief Kiki mit Gotanda?

Am nächsten Tag ging ich ein drittes Mal in dieses Kino. Ich saß wie angewurzelt auf meinem Sitz und schaute mir von neuem *Unerwiderte Liebe* an. Fieberte der Szene entgegen, kribbelnd vor Ungeduld. Schließlich ist es soweit. Sonntagmorgen, Gotanda liegt mit einer Frau im Bett. Man sieht ihren Rücken. Kameraschwenk. Jetzt sieht man ihr Gesicht. Es ist Kiki. Irrtum ausgeschlossen. Die Hauptdarstellerin betritt das Zimmer. Hält den Atem an. Schließt die Augen. Läuft weg. Gotanda schaut fassungslos. Kiki sagt: »Was ist denn los?«

Ich saß im Dunkeln und stieß einen abgrundtiefen Seufzer aus. Na schön, es ist die Wirklichkeit. Irrtum ausgeschlossen. *Alles ist verbunden.*

15

Ich sank in den Sitz zurück, faltete die Hände vor meiner Nase und stellte mir die allbekannte Frage: Was soll ich jetzt tun?

Immer wieder das Gleiche. Ich sollte einmal ganz ruhig darüber nachdenken. Meine Gedanken ordnen. Um herauszufinden, was es nun zu tun galt.

Die durcheinander geratenen Verbindungen entwirren.

Ganz bestimmt ist etwas durcheinander geraten. Da bin ich mir sicher. Kiki, Gotanda und ich sind miteinander verstrickt. Ich habe keine Ahnung, weshalb. Doch zwischen uns dreien besteht eine Verbindung. Die muss aufgelöst werden. Die Wiederherstellung meines Ichs durch Rekonstruktion der Wirklichkeit. Vielleicht sind die Verbindungen auch gar nicht durcheinander geraten, sondern es handelt sich um eine ganz neue Verknüpfung. Doch so oder so, ich muss diesen Strang verfolgen. Ganz vorsichtig, damit die Fäden nicht zerreißen.

Das ist der Schlüssel. Auf jeden Fall in Bewegung bleiben. Nicht auf der Stelle treten. Weitertanzen. So gut tanzen, dass alle beeindruckt sind.

Tanzen, hatte der Schafsmann gesagt.

Tanzen, hallte es in meinen Gedanken.

Es ist Zeit, nach Tokyo zurückzukehren. Hier gibt es für mich nichts mehr zu tun. Mein Besuch im Hotel Delfin hat seinen Zweck erfüllt. In Tokyo werde ich mit einer neuen Einstellung die Knoten entwirren. Ich schloss den Reißverschluss meiner Jacke, zog meine Handschuhe an, setzte meine Mütze auf und wickelte mir den Schal um die Nase, bevor ich das Kino verließ. Es schneite so heftig, dass man fast nichts mehr erkennen konnte. Die ganze Stadt war hoffnungslos erstarrt, wie ein eingefrorener Leichnam.

Als ich ins Hotel zurückkam, rief ich bei All Nippon Airways an und buchte den ersten Nachmittagsflug nach Narita.

»Wegen des heftigen Schneetreibens müssen Sie eventuell mit Verspätung oder sogar mit kurzfristiger Streichung des Fluges rechnen«, erklärte mir die

Frau bei der Reservierung. Macht nichts, sagte ich. Jetzt, da ich meine Rückkehr beschlossen hatte, wollte ich so schnell wie möglich weg. Ich packte meine Sachen zusammen und ging hinunter, um die Rechnung zu bezahlen. Meine Freundin mit der Brille war an der Rezeption, und ich bat sie nach hinten zum Stand der Autovermietung.

»Ich muss wegen einer dringenden Angelegenheit nach Tokyo zurück«, erklärte ich. »Vielen Dank für Ihren Aufenthalt hier. Besuchen Sie uns einmal wieder«, erwiderte sie mit professionellem Lächeln. Vielleicht war sie beleidigt, weil ich mich so schnell aus dem Staub machte. Ganz schön empfindlich.

»Hör mal, ich komme bald wieder. Dann gehen wir zusammen essen und sprechen in Ruhe miteinander. Ich habe dir nämlich eine Menge zu erzählen. Doch zuerst muss ich in Tokyo allerhand erledigen. Methodisch denken, mit einer optimistischen Einstellung und globaler Perspektive. Das bin ich mir schuldig. Wenn das erledigt ist, komme ich zurück. Es könnte ein paar Monate dauern, aber ich komme ganz bestimmt. Weil ... ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll ... weil dieser Ort eine ganz bestimmte Bedeutung für mich hat. Also, früher oder später bin ich wieder hier.«

»Mhm«, machte sie ungläubig.

»Mhm«, entgegnete ich zuversichtlich. »Bestimmt findest du's lächerlich, was ich gesagt habe.«

»Nein, ganz und gar nicht«, sagte sie mit ausdrucksloser Miene. »Nur kann ich mir keine Dinge vorstellen, die noch in so weiter Feme liegen.«

»So lange wird es nicht dauern. Wir werden uns wiedersehen. Du weißt, zwischen uns gibt es doch etwas Gemeinsames«, sagte ich so aufrichtig, wie ich es meinte. Sie sah jedoch nicht so aus, als nehme sie mir das ab. »Findest du nicht?«

Anstelle einer Antwort klopfte sie mit ihrem Kugelschreiber nervös auf die Ablage. »Ich nehme an, du nimmst die nächste Maschine?«

»Ja, das habe ich vor. Vorausgesetzt, sie fliegt. Bei diesem Wetter kann man das nicht wissen.«

»Also, falls du die nächste Maschine nimmst, hätte ich eine Bitte.«

»Ja, nur zu.«

»Ein dreizehnjähriges Mädchen muss allein nach Tokyo zurückfliegen, da ihre Mutter aus beruflichen Gründen dringend woandershin musste. Ihre Tochter ist ganz allein im Hotel zurückgeblieben. Meinst du, du könntest dich um sie kümmern? Zum einen wegen des Gepäcks, und dann mache ich mir auch Sorgen, wenn sie allein ins Flugzeug steigt.«

»Begreiflich«, sagte ich. »Wie kann denn eine Mutter irgendwo hinfliegen und ihr Kind im Stich lassen? Die muss doch verrückt sein.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ganz meine Meinung. Ich finde auch, dass sie spinnt. Sie ist eine berühmte Fotografin. Etwas exzentrisch. Ihr saust eine Idee durch den Kopf, und schon ist sie weg. Und darüber vergisst sie dann ihr Kind. Typisch Künstler. Sobald ihnen etwas im Kopf herumspukt, haben sie nichts anderes mehr im Sinn. Hinterher fiel ihr dann ihre Tochter ein. Sie rief hier an und sagte, sie habe das Mädchen hier allein zurückgelassen, und wir sollten doch bitte dafür sorgen, dass sie mit einem Flugzeug nach Tokyo zurückkommt.«

»Hätte sie sich nicht selbst darum kümmern können?«

»Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass sie noch eine Woche beruflich in Katmandu zu tun hat. Sie ist nun einmal sehr berühmt und ein angesehener Gast hier im Hotel. Es steht mir nicht zu, über sie herzuziehen. Sie sagt, es reiche, wenn ihre Tochter zum Flughafen gebracht würde, das Übrige schaffe die Kleine dann allein. Ziemlich unbekümmert. So einfach geht das ja nun auch wieder nicht. Wenn der Kleinen unterwegs was passiert, fällt das auf uns zurück. Wir tragen dafür schon die Verantwortung.«

»Na schön«, sagte ich. Plötzlich kam mir ein Gedanke. »Sag mal, hat das Mädchen etwa lange Haare und ein Sweatshirt mit dem Schriftzug einer Rockgruppe? Und hört sie ständig Walkman?«

»Ja, genau. Du kennst sie also schon.«

»Na dann«, sagte ich.

Sie rief' sofort bei ANA an und buchte einen Platz in derselben Maschine. Dann telefonierte sie mit dem Mädchen und bat sie, ihre Sachen zu packen

und gleich herunterzukommen, es habe sich jemand gefunden, der mit ihr zurückfliegen werde. Sie brauche sich keine Sorgen zu machen, derjenige sei vertrauenswürdig. Dann rief sie den Hotelpagen und ließ das Gepäck herunterbringen. Als Nächstes bestellte sie beim Hotelservice eine Limousine. Sie war ganz in ihrem Element. Tüchtig und patent. Sie sei sehr versiert, sagte ich ihr.

»Ich hab dir doch gesagt, dass mir die Arbeit hier Spaß macht. Sie liegt mir.«

»Aber wenn dich jemand dabei neckt, dann schaltest du auf stur«, sagte ich.

Sie klopfte wieder nervös mit ihrem Kugelschreiber auf die Ablage. »Das ist ja wohl was anderes. Ich mag es eben nicht, wenn man sich über mich lustig macht und mich aufzieht. Das war schon immer so. Ich werde dann furchtbar nervös.«

»Das wollte ich ganz und gar nicht«, entgegnete ich. »Eher im Gegenteil. Ich wollte damit für Entspannung sorgen. Vielleicht war ich zu albern, aber ich habe mir alle Mühe gegeben, witzig zu sein. Mitunter finden es die anderen natürlich nicht so komisch, wie ich es mir vorgestellt habe. Aber ich meine es nie boshaft. Ich mache mich überhaupt nicht über dich lustig. Es ist nun mal meine Art, Scherze zu machen.«

Sie kräuselte die Lippen und schaute mich an. Mit einem Blick, als stünde sie auf einem erhöhten Platz und sehe sich an, was die Überschwemmung angerichtet hat. Dann sagte sie halb seufzend, halb schnaubend: »Ach übrigens, könntest du mir bitte vorsichtshalber deine Visitenkarte geben? Damit man weiß, in wessen Obhut das Mädchen ist. Nur für den Fall.«

»Nur für den Fall«, brummte ich und zog eine Visitenkarte aus meiner Geldbörse, die ich ihr überreichte. Sogar ich trug für alle Fälle Visitenkarten bei mir. Ungefähr ein, Dutzend Leute hatten mir den Rat gegeben, wenigstens Visitenkarten bei mir zu haben. Sie musterte die Karte, als hätte sie einen Putzlappen vor sich.

»Und dürfte ich auch erfahren, wie *du* heißt?«, fragte ich.

»Das sage ich dir, wenn wir uns wiedersehen«, sagte sie. Und schob mit

dem Mittelfinger ihre Brille hoch. »Falls wir uns wiedersehen ...«

»Na selbstverständlich«, entgegnete ich.

Ein ganz leises Lächeln, still wie der Neumond, kam zurück.

Zehn Minuten später erschien das Mädchen mit dem Hotelpagen in der Empfangshalle. Der Boy schleppte zwei riesige Samsonite-Koffer, in denen jeweils ein aufrecht stehender deutscher Schäferhund Platz gehabt hätte. In der Tat etwas zu groß, als dass man ein dreizehnjähriges Mädchen damit allein zum Flughafen hätte ziehen lassen können. Heute trug sie ein Sweatshirt mit der Aufschrift TALKING HEADS. Dazu enge Bluejeans, Boots und eine edle Pelzjacke. Sie strahlte die gleiche sonderbar ätherische Schönheit aus wie neulich Abend. Eine überaus fragile Schönheit, die ohne weiteres am nächsten Tag schon verschwunden sein konnte. So subtil, dass sie mich als Betrachter verunsicherte. TALKING HEADS. Kein schlechter Name für eine Band. Hätte aus einem Roman von Kerouac stammen können.

»Der sprechende Kopf neben mir trank Bier. Ich musste dringend pissen. »Ich muss dringend pissen«, sagte ich zu dem sprechenden Kopf.«

Der gute alte Kerouac. Was der wohl jetzt treibt?

Das Mädchen schaute mich an. Diesmal lächelte sie nicht. Sie blickte stirnrunzelnd zu meiner Freundin mit der Brille hinüber. »Keine Angst, der ist in Ordnung«, sagte meine Freundin. »Ich bin nicht so übel, wie ich aussehe«, fügte ich hinzu.

Das Mädchen schaute wieder zu mir. Dann nickte sie gelangweilt, als wollte sie sagen: *Ja, ja, schon gut. Mir bleibt ohnehin keine andere Wahl.* Das gab mir das Gefühl, ich täte ihr etwas ganz Schlimmes an. Ich kam mir irgendwie vor wie der alte Scrooge. Der alte Scrooge.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte meine Freundin. »Der Onkel ist ein echter Spaßvogel und außerdem sehr einfühlsam. Zu Frauen ist er äußerst galant. Im Übrigen ist er ein Freund von mir. Du brauchst dich also nicht zu fürchten.«

»Onkel?«, japste ich. »So alt bin ich ja nun auch nicht. Mit vierunddreißig

ist man doch noch kein Onkel. Das ist gemein.«

Aber ich wurde gar nicht mehr beachtet. Meine Freundin nahm das Mädchen bei der Hand und rauschte mit ihr zu der Limousine, die vor dem Portal wartete. Der Hotelpage hatte die Samsonite-Koffer bereits im Kofferraum verstaut. Ich trottete mit meiner Tasche hinterher.

Onkel. Eine Frechheit.

Wir waren die beiden einzigen Fahrgäste in der Transferlimousine. Das Wetter war mehr als grausig. Sämtliche Straßen zum Flughafen waren vereist und verschneit. Antarktische Verhältnisse.

»Sag mal, wie heißt du eigentlich?«, fragte ich das Mädchen.

Sie schaute mich an und schüttelte nur kurz den Kopf. Das sollte wohl *Oh Mann!* bedeuten. Dann schaute sie sich langsam um, als suche sie etwas, und sagte schließlich: »Yuki.«

»Schnee?«

»Ja, so heiße ich. Yuki.«

Daraufhin kramte sie ihren Walkman heraus und tauchte in ihre musikalische Privatsphäre ab. Bis zum Flughafen würdigte sie mich keines Blickes mehr.

Gemein, dachte ich. Später erfuhr ich zwar, dass sie wirklich Yuki hieß, aber im Moment glaubte ich, sie hätte den Namen spontan erfunden. Ich fühlte mich natürlich gekränkt. Sie holte sich ein paar Mal einen Kaugummi aus der Tasche, ohne mir einen anzubieten. Zwar war ich nicht sonderlich scharf auf Kaugummis, aber sie hätte mich wenigstens aus Höflichkeit fragen können. Auf einmal fühlte ich mich entsetzlich alt und verlottert. Na ja, was soll's, sagte ich mir, ließ mich in den Rücksitz sinken und schloss die Augen. Ich erinnerte mich an frühere Zeiten. Als ich in ihrem Alter war. Ich habe damals ebenfalls Rockmusik gehört und Platten gesammelt. Es waren 45er-Singles. Ray Charles' *Hit The Road, Jack,* Ricky Nelsons *Travelin' Man,* Brenda Lees *All Alone Am I.* Ich besaß um die hundert Scheiben. Die spielte ich tagein, tagaus, und deshalb kannte ich fast alle Texte so gut wie auswendig. Ich versuchte mich an *Travelin 'Man zu* erinnern und sang es im Stillen vor mich hin. Kaum zu glauben, aber ich hatte den kompletten Song

parat. Der Text war unsäglich, aber er kam wie aus der Pistole geschossen. Was man sich in jungen Jahren doch alles einprägen kann! Idiotische Sachen merkt man sich besonders gut.

And the China doll

Down in old Hongkong

Waits for in return.

Die Songs von den Talking Heads waren bestimmt ganz anders. Die Zeiten ändern sich eben - *Times are a-changin' ...*

Ich ließ Yuki in der Wartehalle zurück und ging zum Flugschalter, um unsere Tickets zu besorgen. Da ich das Geld für ihres auslegen sollte, bezahlte ich beide mit meiner Kreditkarte. Bis zum Abflug war noch eine Stunde Zeit, aber unter Umständen würde es eine Verzögerung geben, teilte mir die Bodenstewardess mit. »Achten Sie bitte auf die Ansagen. Momentan ist die Sicht extrem schlecht.«

»Ist denn ein Wetterumschwung zu erwarten?«, erkundigte ich mich.

»Laut Vorhersage, ja. Aber das kann noch Stunden dauern«, sagte sie sichtlich gereizt. Wahrscheinlich hatte sie das schon zweihundert Mal erzählt. Das würde jedem auf die Nerven gehen.

Ich ging zu Yuki zurück und sagte ihr, dass wir wegen des Schnees vermutlich etwas Verspätung haben würden. Sie warf mir lediglich einen kurzen Blick zu, der wohl »Mhm« bedeuten sollte.

»Keine Ahnung, wie's weitergeht. Wir sollten das Gepäck besser noch nicht einchecken. Es ist dann so umständlich, es wiederzubekommen«, sagte ich.

Sie zog ein *Mach, was du* willst-Gesicht, sagte jedoch wieder nichts.

»Wir müssen also noch eine Weile hier herumlungern. Nicht besonders lustig, hier festzusitzen. Hast du schon was zu Mittag gegessen?«

Sie nickte.

»Wollen wir nicht trotzdem in eine Cafeteria gehen? Und etwas trinken? Vielleicht einen Kaffee, einen Kakao, einen Tee, einen Saft oder was immer du willst?«, fragte ich. Diesmal machte sie ein *Warum nicht*?-Gesicht. Ihr Repertoire war offenbar vielseitig.

»Also, lass uns gehen«, sagte ich und stand auf. Die Samsonite-Koffer hinter uns herrollend, gingen wir zur Cafeteria. Sie war gerammelt voll. Sämtliche Maschinen hatten Verspätung, und alle Passagiere wirkten abgespannt. Wir kämpften uns durch das Gewühl, und ich bestellte mir einen Kaffee und ein Sandwich. Yuki trank eine heiße Schokolade.

»Sag mal, wie lange warst du eigentlich in dem Hotel?«, unternahm ich einen erneuten Anlauf.

Sie überlegte kurz. »Zehn Tage.«

»Und wann ist deine Mutter weggefahren?«

Sie betrachtete das Schneetreiben vor dem Fenster und sagte mit einiger Verzögerung: »Vor drei Tagen.«

Ich hatte das Gefühl, Englischkonversation mit Anfängern zu üben.

»Dann hast du die ganze Zeit Schulferien?«

»Nee, ich gehe nicht zur Schule. Schon lange nicht mehr. Und jetzt lass mich in Ruhe«, erwiderte sie. Dann kramte sie ihren Walkman heraus und stöpselte sich den Kopfhörer in die Ohren. Ich trank meinen Kaffee aus und las Zeitung. In letzter Zeit zog ich anscheinend den Zorn aller Frauen geradezu an. Wie kam das? Hatte ich einfach nur Pech, oder gab es tiefere Gründe dafür?

Wahrscheinlich nur Pech, beschloss ich. Nach der Zeitungslektüre kramte ich ein Taschenbuch aus meinem Gepäck: *Schall und Wahn* von Faulkner. Bei einer bestimmten Art von nervöser Erschöpfung sind Romane von Faulkner und Philip K. Dick erstaunlich leicht zugänglich. In solchen Situationen lese ich dann immer einen von beiden. Sonst aber nicht. Yuki ging zwischendurch auf die Toilette. Als sie zurückkam, wechselte sie die Batterien in ihrem Walkman. Etwa eine halbe Stunde später kam die Ansage, die Maschine nach Narita werde vier Stunden Verspätung haben. Man warte auf einen Wetterumschwung. Ich stieß einen Seufzer aus. Na klasse, noch weitere vier Stunden hier rumhängen.

Nicht zu ändern. Man hatte mich ja vorgewarnt. Ich sollte zuversichtlich sein. Die Macht des positiven Denkens. Fünf Minuten positiv gedacht, und schon zuckten die Geistesblitze. Vielleicht klappt's, vielleicht auch nicht. Es

war jedenfalls bei weitem besser, als hier an diesem lärmenden, verrauchten Ort herumzulungern und die Zeit totzuschlagen. Ich sagte Yuki, sie solle hier einen Moment warten, und ging zum Rent-A-Car-Schalter. Als ich sagte, ich wolle einen Wagen mieten, füllte die Frau sofort die Formulare aus. Ich bekam einen Toyota Corolla Sprinter mit Stereoanlage. Ein Minibus brachte mich zu der Geschäftsstelle, wo ich die Autoschlüssel abholte. Das Büro lag etwa zehn Minuten entfernt. Es war ein ganz neuer Wagen, weiß mit Winterreifen. Ich stieg ein und fuhr zum Flughafen zurück. Ich ging in die Cafeteria und sagte zu Yuki: »Wir fahren in den nächsten drei Stunden ein bisschen durch die Gegend.«

»Wie, bei diesem Schneesturm? Man kann doch gar nichts erkennen«, sagte sie verblüfft. »Wo sollen wir denn hin?«

»Nirgendwohin. Einfach nur durch die Gegend fahren und Musik hören. Das macht dir doch Spaß, oder? Wir drehen die Anlage ganz laut auf. Das ewige Walkman-Hören ist nicht gut für deine Ohren.«

Ihr leichtes Kopfschütteln drückte Skepsis aus. Doch als ich sagte: »Los, wir gehen«, stand sie auf und trottete mit.

Ich verstaute ihr Gepäck im Kofferraum und fuhr im gemäßigten Tempo ohne Ziel durch die verschneite Landschaft. Yuki fischte eine Kassette aus ihrer Schultertasche und schob sie in den Rekorder. David Bowie sang *China Girl.* Es folgten Phil Collins, Jefferson Starship, Thomas Dolby, Tom Petty & The Heartbreakers, Hall & Oates, Thompson Twins, Iggy Pop, Bananarama und so weiter - was Teenager eben so hören.

Irgendwann kamen die Stones mit *Goin to a Go-Go.* »Das Stück kenne ich«, rief ich. »Aber die alte Version von den Miracles. Smokey Robinson & The Miracles. Ich war damals fünfzehn oder sechzehn.«

»Aha«, sagte Yuki teilnahmslos.

»Goin to a Go-Go«, sang ich mit.

Als Nächstes kamen Paul McCartney und Michael Jackson mit *Say Say Say.* Es war kaum Verkehr auf den Straßen. Eigentlich überhaupt keiner. Der Scheibenwischer ackerte sich tot, um die Schneeflocken zu beseitigen. Im Auto war es warm, und die Rockmusik tat gut. Sogar Duran Duran.

Entspannt steuerte ich den Wagen die schnurgeraden Straßen entlang und stimmte hin und wieder in die Songs mit ein. Auch Yuki wirkte gelassener. Als ihr 90er-Tape abgelaufen war, fiel ihr Blick auf die Kassette, die ich mir von der Autovermietung geliehen hatte. »Was ist denn da drauf?«, fragte sie. »Oldies«, antwortete ich.

»Würd ich gern hören«, sagte Yuki.

»Ich weiß nicht, ob dir das gefällt. Alles alter Kram«, wandte ich vorsichtshalber ein.

»Kein Problem. Ich hab zehn Tage lang immer das Gleiche gehört.«

Ich schob die Kassette in den Schlitz. Zuerst sang Sam Cooke *Wonderful World. Don't know much about history ...* - ein toller Song. Der gute Sam wurde erschossen, als ich in die neunte Klasse ging. Es folgte *Oh Boy* von Buddy Holly. Kam ebenfalls ums Leben. Bei einem Flugzeugabsturz. Bobby Darin - *Beyond the Sea.* Weilt auch nicht mehr unter den Lebenden. *Hound Dog* von Elvis. An Drogen gestorben. Alle mausetot. Es folgte Chuck Berry: *Sweet Little Sixteen.* Dann kam *Summertime Blues* von Eddie Cochran und die Everly Brothers mit *Wake up Little Susie.*

Und ich sang eifrig jede Zeile mit, die ich behalten hatte.

»Du hast ja ein tolles Gedächtnis«, sagte Yuki, sichtlich beeindruckt.

»Warum auch nicht? Ich hab früher genauso begeistert Musik gehört wie du«, sagte ich. »Als ich in deinem Alter war. Ich hing jeden Tag vor dem Radio und kratzte mein letztes Taschengeld zusammen, um mir Platten zu kaufen. Rock 'n Roll - das Beste, was die Welt zu bieten hat, fand ich. Allein das Zuhören hat schon selig gemacht.«

»Und jetzt?«

»Jetzt höre ich auch noch Musik. Mitunter gibt es Stücke, die mir gefallen. Aber ich höre sie nicht so begeistert, dass ich mir die Texte merke. Irgendwie berührt mich die Musik nicht mehr.«

»Wieso?«

»Tja, wieso ...«

»Los, sag schon«, drängte Yuki.

»Mir wird immer klarer, dass es nur ganz wenig wirklich gute Dinge gibt«,

erwiderte ich. »Ausgesprochen wenig sogar. Sei es bei Büchern, Filmen oder Konzerten. Das gilt auch für die Rockmusik. Wenn ich Radio höre, ist in einer Stunde vielleicht ein guter Song dabei. Alles andere ist Massenware, Müll. Früher habe ich über so was gar nicht nachgedacht. Mir hat alles gefallen, was mir zu Ohren kam. Ich war jung, hatte massig Zeit, und ich war verliebt. Damals fand ich alles umwerfend, auch wenn es blödsinnig und trivial war. Verstehst du, was ich meine?«

»Irgendwie schon«, sagte Yuki.

Dell-Vikings' *Come Go with Me* kam als Nächstes, und ich stimmte in den Backgroundchor mit ein. »Langweilig?«, fragte ich. »Hm, gar nicht so übel.«

»Gar nicht so übel«, wiederholte ich.

»Und jetzt bist du nicht verliebt?«

Ich dachte einen Moment ernsthaft darüber nach. »Schwierige Frage«, sagte ich. »Hast du einen jungen, den du magst?« »Nee«, erwiderte sie. »Es laufen doch bloß blöde Typen rum.« »Kann ich mir vorstellen.«

»Musik hören macht mehr Laune.«

»Tja, das Gefühl kenne ich auch.«

»Ehrlich?«, fragte sie und sah mich mit zusammengekniffenen Augen argwöhnisch an.

»Ja, ehrlich«, erwiderte ich. »Es wird immer behauptet, das sei Flucht. Ist mir egal, was andere denken. Ich lebe mein Leben. Wenn du dir im Klaren darüber bist, was du willst, dann solltest du so leben, wie es dir passt. Interessiert mich nicht, was die anderen meinen. Meinetwegen sollen sie sich von Alligatoren auffressen lassen. Das war schon meine Meinung, als ich in deinem Alter war. Und daran hat sich nichts geändert. Vielleicht bin ich noch nicht richtig erwachsen geworden. Oder aber ich hatte schon immer den richtigen Riecher. Da bin ich mir nicht so sicher. Die Antwort lässt noch auf sich warten.«

Jimmy Gilmers *Sugar Shack.* Ich pfiff die Melodie des Refrains mit. Links von der Straße erstreckte sich ein riesiges Schneefeld. *Just a little shack made out of wood. Espresso coffee tastes mighty good* … Toller Song. 1964.

»Sag mal, hat dir schon mal jemand gesagt, dass du ein bisschen verschroben bist?«, sagte Yuki.

»Mh-mh«, verneinte ich.

»Bist du verheiratet?«

»War ich mal.«

»Also geschieden?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Meine Frau hat mich verlassen.«

»Ehrlich?«

»Ehrlich. Sie hat sich in einen anderen Typen verknallt und ist mit ihm durchgebrannt.«

»Tut mir Leid.«

»Danke«, sagte ich.

»Aber ich kann mir schon vorstellen, wie deine Frau sich gefühlt haben muss.«

»Wie denn?«

Sie zuckte nur die Schultern. Ich wollte es auch gar nicht wissen. »Magst du einen Kaugummi?«, fragte sie. »Danke, nein«, antwortete ich.

Wir verstanden uns allmählich besser und sangen gemeinsam den Background des Beach-Boys-Songs *Surfin' USA* mit. Die idiotensicheren Stellen wie *Inside-outside- U.S.A,* und so weiter. Und den Refrain von *Help me Rhonda.* Ich war also noch nicht auf dem Abstellgleis, noch kein alter Kauz. Indessen ließ das Schneetreiben langsam nach. Ich fuhr zum Flughafen zurück und lieferte die Wagenschlüssel bei der Autovermietung ab. Dann gaben wir unser Gepäck auf und waren eine halbe Stunde später am Flugsteig. Der Abflug hatte sich um fünf Stunden verzögert. Nachdem die Maschine gestartet war, schlief Yuki sofort ein. Ihr Gesicht war unglaublich schön. So schön wie eine fein modellierte Plastik aus überirdischem Material. Sie wirkte sehr zerbrechlich. Als die Stewardess mit den Getränken kam, öffnete Yuki blinzelnd die Augen und lächelte mich an. Ich lächelte zurück. Ich bestellte Gin-Tonic. Während ich trank, dachte

ich an Kiki. Die Bettszene mit Gotanda spukte mir nach wie vor im Kopf herum. Die Kamera schwenkt, Kikis Gesicht. »Was ist denn los?«, sagt sie.

Was ist denn los? hallte es in meinen Gedanken wider.

16

Nachdem wir in Haneda unser Gepäck entgegengenommen hatten, fragte ich Yuki, wo sie wohne.

»In Hakone«, sagte sie.

»Ganz schön weit weg.« Es war bereits nach acht Uhr abends, und es würde lange dauern, dort hinzukommen, selbst mit einem Taxi. »Kennst du nicht jemanden in Tokyo? Einen Verwandten oder guten Bekannten?«

»Nein, niemanden, aber wir haben eine Wohnung in Akasaka. Klein, aber Mama wohnt dort, wenn sie in Tokyo zu tun hat. Ich kann dort übernachten. Es ist keiner da.«

»Hast du keine Verwandten, ich meine, außer deiner Mutter?« »Nein«, erwiderte Yuki. »Mama und ich leben allein.«

»Hm«, sagte ich. Ziemlich schwierige Verhältnisse, aber nun ja, das ging mich nichts an. »Wir fahren auf jeden Fall erst mal zu mir.

Und dann gehen wir irgendwo was essen. Danach bringe ich dich mit meinem Wagen zu eurer Wohnung. Ist das okay für dich?« »Meinetwegen«, sagte sie.

Wir fuhren mit dem Taxi zu meinem Apartment in Shibuya. Ich bat Yuki, am Eingang zu warten, während ich mein Gepäck abstellte und meine robusten Winterklamotten gegen normale Stadtkleidung tauschte. Normale Sneaker, normaler Lederblouson, normaler Pullover. Dann fuhren wir in meinem Subaru zu einem italienischen Restaurant, etwa fünfzehn Minuten entfernt. Ich aß Ravioli mit Salat, sie Spaghetti mit Muscheln und Spinat. Zusätzlich bestellte ich eine Mixplatte mit frittiertem Fisch, die wir uns teilten. Es war eine ziemliche Portion, aber Yuki war so ausgehungert, dass sie zum Nachtisch noch Tiramisu verspeiste. Ich trank einen Espresso. »War das gut«, sagte sie.

Ich sagte, wenn ich mich mit etwas gut auskennen würde, dann seien das Feinschmeckerlokale, und erzählte ihr von meiner Arbeit, bei der ich solche Läden ausfindig machen musste.

Sie hörte mir schweigend zu.

»Deshalb weiß ich so gut Bescheid. Wie die Trüffelschweine in Frankreich, die grunzend nach dem Zeug wühlen.«

»Du magst deinen Job wohl nicht besonders, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wahrhaftig nicht. Das ist überhaupt nichts für mich. Der reinste Stumpfsinn. Du entdeckst ein Feinschmeckerlokal. Stellst es den Leuten in einer Zeitschrift vor. Gehen Sie da und da hin, probieren Sie die und die Speisen. Was soll der Quatsch? Es würde doch reichen, wenn jeder in das Lokal geht, das er mag, und bestellt, was ihm gefällt. Oder? Warum wird einem vorgeschrieben, in welches Restaurant man gehen soll? Sogar die Auswahl aus der Speisekarte diktieren sie einem. Und wenn der Laden dann gut läuft, lassen Qualität und Service immer mehr nach. In neunzig Prozent der Fälle. Weil Angebot und Nachfrage aus dem Gleichgewicht geraten. Und das unterstütze ich auch noch.

Erst etwas aufstöbern und es dann verkommen lassen. Eins nach dem anderen. Ich entdecke etwas Schneeweißes, Reines und weiß, dass es verhunzt wird. So was nennt man dann Information. Und wenn jeder Winkel des gesamten Lebensraums lückenlos vernetzt ist, heißt das differenzierte Information. Ich habe es so satt, was ich tue.«

Yuki starrte mich die ganze Zeit über den Tisch hinweg an, als sei ich ein seltenes zoologisches Exemplar. »Aber du tust es.«

»Es ist nun mal mein Job«, erwiderte ich. Plötzlich kam mir zu Bewusstsein, dass ich hier mit einem dreizehnjährigen Mädchen saß. Oh Mann! Wieso belaste ich so ein junges Ding mit meinen Problemen? »Gehen wir?«, sagte ich. »Es ist schon spät. Ich bring dich dann nach Hause.«

Als wir ins Auto gestiegen waren, griff sich Yuki die herumliegende Kassette und schob sie in den Rekorder. Es war ein Oldie-Mix, von mir zusammengestellt. Ich hörte sie oft beim Autofahren. Four Tops mit *Reach Out, I'll Be There*. Die Straßen waren völlig leer, sodass wir im Nu Akasaka erreichten.

Ich fragte Yuki nach der genauen Adresse.

»Sag ich dir nicht.«

»Wieso willst du mir das nicht sagen?«, fragte ich zurück. »Ich will noch nicht nach Hause.«

»Es ist schon nach zehn«, erwiderte ich. »Wir haben einen langen, harten Tag hinter uns. Ich bin hundemüde.«

Yuki musterte mich von der Seite. Ich schaute zwar aufmerksam nach vorn auf die Straße, spürte ihren Blick aber ganz deutlich auf meiner linken Wange. Ein merkwürdiger Blick. Er schien zwar keine besonderen Emotionen zu enthalten, aber dennoch bekam ich davon Herzklopfen. Nach einer Weile wandte sie ihren Blick ab und starrte aus dem Fenster. »Ich bin hellwach. Außerdem bin ich dann ganz allein, wenn du mich dort absetzt. Lass uns doch noch ein bisschen rumfahren und Musik hören.«

Ich überlegte kurz. »Okay, noch eine Stunde. Aber dann gehst du nach Hause schlafen. Einverstanden?«

»Einverstanden«, erwiderte Yuki.

Wir kurvten in der Stadt umher und hörten Musik. Trugen dazu bei, dass die Luft verschmutzt und die Ozonschicht zerstört wurde, dass die Lärmbelästigung zunahm, die Leute gereizt und die Ressourcen knapp wurden. Yuki hatte sich zurückgelehnt und betrachtete verträumt die nächtliche Stadt.

»Deine Mutter ist jetzt in Katmandu?«, fragte ich sie. »Ja«, antwortete sie träge.

»Das heißt, du bist so lange ganz allein?«

»Wir haben eine Haushälterin in Hakone.« »Hm. Passiert das öfter?«

»Dass Mama mich allein lässt? Andauernd. Die denkt nur an ihre Fotos und vergisst alles andere. Es ist keine böse Absicht, aber so ist sie nun mal. Sie denkt eben nur an sich. Und vergisst dabei ganz, dass ich auch noch da bin. Wie einen Regenschirm, den man liegen lässt. Plötzlich macht sie sich aus dem Staub. Sie will nach Katmandu, und schon denkt sie an nichts anderes mehr. Hinterher tut es ihr dann Leid. Doch gleich darauf passiert wieder das Gleiche. Sie schleppt mich aus einer Laune heraus mit nach Hokkaido, was ja eigentlich auch Spaß macht, aber dann lässt sie mich im

Hotelzimmer zurück, wo ich den ganzen Tag nur Walkman höre. Lässt sich kaum noch blicken, und ich muss dann allein essen gehen. Inzwischen macht mir das nichts mehr aus. Sie sagt, sie wäre diesmal in einer Woche wieder da. Aber wer weiß? Wahrscheinlich fliegt sie von Katmandu noch woanders hin.«

»Wie heißt deine Mutter eigentlich?«

Den Namen, den sie nannte, hatte ich noch nie gehört.

»Sie hat aber noch einen Künstlernamen. Als Fotografin nennt sie sich Ame. Regen. Deshalb heiße ich Yuki. Schnee. Blöd, was? Aber typisch für sie.«

Der Name Anne sagte mir natürlich etwas. Wer kennt ihn nicht? Vielleicht ist sie sogar die berühmteste Fotografin in Japan. Taucht aber nie in den Medien auf, auch sonst nicht in der Öffentlichkeit. Ihr richtiger Name ist somit erst recht nicht bekannt. Sie gilt als exzentrisch. Macht nur das, was ihr gefällt. Schockierende, eindringliche Fotografien. Ich schüttelte den Kopf. »Demnach ist dein Vater der Schriftsteller Hiraku Makimura?«

Achselzucken. »Kein übler Kerl, nur leider untalentiert.«

Vor Jahren hatte ich ein paar Bücher von ihm gelesen. Zwei Romane und eine Kurzgeschichte aus seinem Frühwerk. Sie waren nicht schlecht. Origineller Stil, origineller Standpunkt. Seine Bücher wurden dann auch zu Bestsellern. Er war der Liebling der Literaturgemeinde. Er tauchte im Fernsehen, in Magazinen und sonstwo auf und äußerte sich zu allen möglichen gesellschaftlichen Phänomenen. Damals heiratete er eine angehende Fotografin namens Ame. Das war seine Glanzzeit. Danach ging es bergab mit ihm. Ohne ersichtlichen Grund brachte er nichts Anständiges mehr zu Papier, sondern schrieb nur noch belangloses Zeug. Die nächsten zwei, drei Bücher von ihm waren Flops. Die Kritiker verrissen ihn, und er verkaufte sich nicht mehr.

Daraufhin änderte Makimura radikal seinen Stil. Aus einem Verfasser naiver Jugendliteratur wurde plötzlich ein Avantgarde-Schriftsteller. Inhaltlich blieben seine Werke allerdings nichts sagend. Makimura versuchte seinen Stil mehr und mehr dem französischen Nouveau Roman

anzunähern und fabrizierte dabei nur Mist. Trotzdem gelang es ihm, einige phantasielose Kritiker für sich zu gewinnen, die auf neue Trends standen. Doch zwei Jahre später sahen auch diese Kritiker ein, dass seine Bücher nichts taugten, und schwiegen ihn tot. Ich begreife nicht, wie so etwas passieren kann. Sein Talent hatte sich jedenfalls nach den ersten drei Frühwerken völlig erschöpft. Nur stilistisch bewies er einiges Geschick. Wie ein kastrierter Köter, der nur noch der Erinnerung wegen das Hinterteil einer Hündin beschnüffelt, lungerte er in den Gefilden der Literatur herum. Zu jener Zeit hatte sich Ame schon von ihm scheiden lassen. Oder um genauer zu sein, sie hatte ihn abgeschrieben. Zumindest nach Auffassung der Öffentlichkeit.

Doch noch war es mit Makimura nicht vorbei. In den frühen Siebzigern erschloss er sich ein neues Betätigungsfeld, indem er sich zum Abenteuerschriftsteller kürte. Avantgarde ade, jetzt waren Action und Abenteuer angesagt. Er bereiste exotische Regionen, die ihm den Stoff für seine Essays lieferten. Aß rohes Seehundfleisch bei den Eskimos, lebte mit afrikanischen Ureinwohnern und recherchierte in südamerikanischen Guerilla-Camps. Außerdem übte er bissig Kritik an nicht engagierten Elfenbeinturm-Literaten. Zuerst war das ja alles ganz schön und gut, aber nach zehn Jahren hatte man das ewig gleiche Strickmuster verständlicherweise satt. Irgendwann erschöpft sich das irdische Arsenal an Abenteuern. Wir leben nicht mehr in den Zeiten von Livingstone und Amundsen. Der Stoff für Sensationen war verbraucht, nur seine Prosa war pompös wie eh und je.

Zudem waren die Abenteuer keine mehr. Bei seinen groß angelegten »Expeditionen« hatte er eine Riesengefolgschaft im Schlepptau: Koordinatoren, Redakteure, Kameramänner und so weiter. War das Fernsehen mit von der Partie, dann gesellten sich noch ein umfangreiches Filmteam und Sponsoren dazu. Manchmal wurde auch inszeniert, und im Laufe der Zeit geschah das immer häufiger. Innerhalb der Branche war das kein Geheimnis.

Vielleicht war er wirklich kein übler Kerl. Aber eben untalentiert. Wie

seine Tochter gesagt hatte.

Wir sprachen nicht weiter über ihn. Yuki schien es nicht zu wollen, und ich hatte auch keine Lust dazu.

Wir schwiegen eine Weile und hörten einfach nur Musik. Am Steuer sitzend, starrte ich auf die Rückleuchten des blauen BMW vor uns. Yuki hämmerte mit ihren Stiefelspitzen den Rhythmus von Solomon Burke und betrachtete die vorbeiziehende Stadtkulisse.

»Dein Auto ist klasse«, bemerkte sie ein wenig später. »Welche Marke ist das?«

»Ein Subaru«, erwiderte ich. »Ein älteres Modell, gebraucht. Ich kenne kaum jemanden, der mir für den Wagen Komplimente macht.«

»Ich verstehe zwar nichts davon, aber irgendwie fühlt man sich hier drinnen wohl.«

»Vielleicht liegt es daran, dass ich dem Wagen Zuneigung und Zärtlichkeit entgegenbringe.«

»Du meinst, deshalb fühlt man sich darin wohl?« »Ein harmonischer Gleichklang«, sagte ich. »Leuchtet mir nicht so ganz ein.«

»Wir unterstützen uns gegenseitig, ich und der Subaru, um es einfach auszudrücken. Das heißt, ich befinde mich darin und hege positive Gefühle für ihn. Dadurch entsteht eine angenehme Atmosphäre, die auch der Wagen spürt. Ich fühle mich wohl und der Subaru ebenfalls.«

»Eine Maschine kann sich wohl fühlen?«

»Aber ja doch«, entgegnete ich. »Frag mich nicht, warum. Aber es ist so. Sie kann übrigens auch gereizt sein. Eine logische Erklärung dafür habe ich nicht parat. Ich weiß es nur aus Erfahrung.«

»Du meinst, Maschinen können genauso geliebt werden wie Menschen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nicht wie Menschen. Maschinen gegenüber bleibt das Gefühl konstant. Bei Menschen empfindet man anders. Man passt sich dem Gegenüber emotional immer ein Stück weit an. Die Gefühle schwanken, zaudern, verharren, schwellen an und verebben, werden abgewiesen und verletzt. Sie lassen sich zumeist nicht bewusst steuern. Bei meinem Subaru ist das anders.«

Sie dachte einen Moment darüber nach. »Deine Frau hat dich wohl nicht so gut verstanden, was?«, fragte sie.

»Ich glaubte immer, wir verstünden uns gut«, erwiderte ich. »Aber sie hatte da wohl eine andere Auffassung. Eben Meinungsverschiedenheiten. Deshalb ist sie ja auch fortgegangen. Vermutlich war es einfacher für sie, sich mit einem anderen Mann einzulassen, als diese Meinungsverschiedenheiten aus dem Weg zu räumen.«

»Es klappte also nicht so gut wie mit deinem Subaru?«

»Du sagst es«, antwortete ich. Oh Mann, worüber unterhalte ich mich da mit einem Teenager.

»Und was hältst du von mir?«, fragte sie plötzlich. »Ich kenne dich doch kaum«, sagte ich.

Ich spürte wieder ihren durchdringenden Blick auf meiner Wange. Als würde er dort ein Loch einbrennen. Ein sengender Blick. Ich gab mich geschlagen.

»Du bist wahrscheinlich von allen Frauen, mit denen ich bisher ausgegangen bin, die hübscheste«, sagte ich mit starrem Blick auf die Straße. »Nein, nicht nur wahrscheinlich, sondern du bist ganz sicher die hübscheste. Wenn ich fünfzehn wäre, würde ich mich in dich verlieben. Aber ich bin bereits vierunddreißig, und da verliebt man sich nicht mehr so leicht. Ich möchte nicht noch unglücklicher werden. Da vergnüge ich mich lieber mit meinem Subaru. Reicht dir das?«

Jetzt blickte mich Yuki eher ausdruckslos an. »Du bist vielleicht komisch« war alles, was ihr dazu einfiel. Nach ihrer Bemerkung fühlte ich mich wie eine Niete. Wahrscheinlich meinte sie es gar nicht so, aber es knallte ziemlich rein.

Um viertel nach elf waren wir wieder in Akasaka. »Also?«, sagte ich.

Yuki erklärte mir diesmal genau, wo die Wohnung lag. Es war ein Klinkerbau in einer ruhigen Nebenstraße nahe des Nogi-Schreins. Klein, aber fein. Ich hielt direkt davor und stellte den Motor ab.

»Wie machen wir das mit dem Geld?«, fragte sie leise auf dem

Beifahrersitz. »Der Flug, das Essen und all das ...«

»Das Geld für den Flug soll mir deine Mutter zurückerstatten, wenn sie wieder da ist. Und das Übrige geht auf meine Kappe. Mach dir keine Gedanken. Rendezvous mit getrennter Kasse gibt's bei mir nicht. Also nur das Flugticket.« Yuki zuckte mit den Achseln und sagte nichts, stieg aus und spuckte dann ihren Kaugummi in einen der herumstehenden Pflanzenkübel.

Dankeschön - gern geschehen, sagte ich zu mir selbst. Dann fischte ich eine Visitenkarte aus meinem Portemonnaie und gab sie ihr. »Für deine Mutter, wenn sie wieder da ist. Oder falls du Probleme hast, kannst du mich unter der Nummer erreichen. Ruf mich an, falls ich dir irgendwie behilflich sein kann.«

Sie schnappte sich die Karte, warf einen kurzen Blick drauf und verstaute sie dann in ihrer Manteltasche.

»Komischer Name«, sagte sie.

Ich zog die schweren Koffer vom Rücksitz und schleppte sie in den vierten Stock. Yuki holte die Schlüssel aus ihrer Schultertasche und schloss die Wohnung auf. Ich trug die Koffer hinein. Das Apartment bestand aus Wohnküche, Schlafzimmer und Bad. Das Gebäude war nagelneu, und die perfekt ausgestattete Wohnung sah aus wie ein Modellraum. Möbel, Elektrogeräte, Geschirr- alles wirkte chic und kostspielig, doch irgendwie auch unbenutzt, ohne einen Hauch von Leben. Als hätte man alles in drei Tagen mit viel Geld arrangiert. Sehr geschmackvoll, sehr unwirklich.

»Mama benutzt es nur ab und zu«, erklärte Yuki, als sie sah, wie ich das Zimmer musterte. »Sie besitzt in der Nähe noch ein Studio, wo sie sich überwiegend aufhält, wenn sie in Tokyo ist. Dort schläft und isst sie. Hierher kommt sie sehr selten.«

»Aha«, sagte ich. Eine viel beschäftigte Frau.

Yuki zog ihre Pelzjacke aus, hängte sie auf einen Bügel und zündete den Gasofen an. Dann holte sie sich ein Päckchen Virginia Slim, steckte sich eine Zigarette in den Mund und zündete sie cool mit einem Streichholz an. Dass ein Mädchen in dem Alter raucht, hielt ich für ausgesprochen schlecht.

Sowohl für die Gesundheit als auch für die Haut. Aber ich sagte nichts, denn es sah einfach umwerfend aus, wie sie die Zigarette zwischen die scharf konturierten Lippen steckte und die Lider mit den langen Wimpern sich beim Anzünden anmutig wie Mimosenblätter senkten. Die Ponysträhnen auf ihrer Schläfe erzitterten bei jeder leisen Bewegung. Ein perfektes Bild. Wenn ich fünfzehn wäre, würde ich mich garantiert in sie verlieben, dachte ich erneut. Eine fatale Leidenschaft gleich einer Schneelawine im Frühjahr, die mich völlig hilflos und wahnsinnig unglücklich machen würde. Yuki erinnert mich an meine Jugendliebe. An ein Mädchen, in das ich mit dreizehn oder vierzehn verschossen war. Das herzzerreißende Gefühl von damals kam in mir hoch.

»Soll ich dir einen Kaffee machen«, fragte Yuki.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich will nach Hause. Es ist spät.« Yuki legte die Zigarette in den Aschenbecher und erhob sich, um mich zur Tür zu begleiten.

»Pass mit dem Gasofen und den Zigaretten auf«, ermahnte ich sie.

»Wie mein Vater.« Ein Wink mit dem Zaunpfahl.

Als ich in meiner eigenen Wohnung in Shibuya ankam, ließ ich mich erst einmal aufs Sofa fallen und trank ein Bier. Dann holte ich die Post aus dem Briefkasten. Nichts außer Geschäftskram. Ich schlitzte die Kuverts vorerst nur auf und ließ sie auf dem Tisch liegen. Lesen konnte ich die vier, fünf Briefe später. Ich war völlig ausgelaugt, wollte absolut nichts mehr tun. Innerlich war ich jedoch derart aufgekratzt, dass ich nicht einschlafen konnte. Was für ein langer Tag! Und wie er sich hingezogen hatte. Ich hatte das Gefühl, den ganzen Tag Achterbahn gefahren zu sein. Mein Körper vibrierte noch immer.

Ich überlegte, wie viel Tage ich eigentlich in Sapporo zugebracht hatte, aber ich bekam es nicht mehr zusammen. Mir schwirrte der Kopf, und mein Schlafrhythmus war völlig durcheinander. Dieser ewig graue Himmel. Die Chronologie der Ereignisse war mir nicht mehr klar. Zuerst hatte ich eine Verabredung mit der jungen Frau von der Rezeption. Dann das Telefonat

mit meinem Expartner Über das Hotel Delfin. Meine Begegnung mit dem Schafsmann. Im Kino einen Film angeschaut, in dem Kiki und Gotanda mitspielten. Mit einem hübschen dreizehnjährigen Mädchen Songs von den Beach Boys mitgesungen. Rückkehr nach Tokyo. Wie viel Tage mochten das insgesamt gewesen sein? Ich schaffte es nicht, sie zu zählen.

Morgen ist auch noch ein Tag, sagte ich mir. Über das, was sich verschieben lässt, werde ich später nachdenken.

Ich ging in die Küche, schenkte mir ein Glas Whiskey ein und trank ihn pur. Dann aß ich ein paar Cracker aus einer angebrochenen Packung. Sie waren genauso latschig wie meine mentale Verfassung. Ich legte eine alte Lieblingsplatte auf und ließ sie leise vor sich hin dudeln: die Modernaires mit nostalgischen Tommy-Dorsey-Songs. Ein bisschen anachronistisch, genauso wie meine mentale Verfassung. Und ein bisschen zerkratzt, aber das stört ja niemanden. Perfekt auf ihre Art, aber zu nichts führend. Wie meine mentale Verfassung.

Was ist denn los? sprach Kiki in meinen Gedanken.

Kameraschwenk. Gotandas feingliedrige Finger gleiten zärtlich über ihren Rücken. Wie um eine verborgene Wasserader aufzuspüren.

Was ist denn los, Kiki? Ich bin in der Tat ziemlich konfus. Habe mein früheres Selbstvertrauen verloren. Die Liebe und ein gebrauchter Subaru sind zwei verschiedene Dinge. Ich bin eifersüchtig auf Gotandas feingliedrige Finger. Ob Yuki ihre Zigarette ordentlich ausgedrückt hat? Und hat sie den Gasofen richtig ausgemacht? *Wie mein Vater.* Genau. Mein Selbstvertrauen ist dahin. Bin ich am Verwesen, brabble ich im Elefantengrab der hochkapitalistischen Gesellschaft vor mich hin?

Besser alles auf morgen verschieben.

Ich putzte mir die Zähne, zog meinen Pyjama an und kippte den Rest Whiskey hinunter. Als ich ins Bett gehen wollte, klingelte das Telefon. Ich blieb mitten im Zimmer stehen und starrte einen Moment auf den Apparat, nahm dann aber ab.

»Ich habe eben den Ofen ausgemacht«, sagte Yuki. »Und die Zigarette richtig ausgedrückt. Ist es so in Ordnung? Bist du jetzt beruhigt?«

»Ja, das ist fein«, erwiderte ich.

»Gute Nacht«, sagte sie.

»Gute Nacht«, sagte ich.

»Sag mal ...« Pause. »Im Hotel in Sapporo hast du doch sicher diesen Typen im Schafsfell gesehen, oder?«

Ich hielt den Hörer vor der Brust, als würde ich ein gesprungenes Straußenei wärmen, und ließ mich aufs Bett fallen.

»Du kannst mir nichts vormachen. Ich weiß genau, dass du ihn gesehen hast. Ich habe nur nichts gesagt, aber es war mir von Anfang an klar.«

»Du bist dem Schafsmann begegnet?«, fragte ich ungläubig.

»Hm«, machte sie ausweichend und schnalzte mit der Zunge. »Darüber sprechen wir mal in Ruhe, wenn wir uns das nächste Mal sehen. Jetzt bin ich zu erledigt.«

Womm. Hörer aufgeknallt.

Meine Schläfen hämmerten. Ich ging in die Küche und goß mir noch einen Whiskey ein. Ich bebte am ganzen Körper. Die Achterbahn begann wieder zu rappeln. *Alles ist miteinander verbunden,* hatte der Schafsmann gesagt.

Alles ist verbunden, hallte es in meinen Gedanken.

In der Tat entstanden nach und nach die merkwürdigsten Verbindungen.

17

Ich lehnte mich gegen die Spüle und trank noch einen Whiskey. Was sollte ich jetzt tun? Ich erwog, Yuki anzurufen, um sie zu fragen, woher sie den Schafsmann kannte. Doch ich war einfach zu kaputt. Es war ein langer Tag gewesen. Und sie hatte mich auf »nächstes Mal« vertröstet und aufgelegt. Also musste ich mich gedulden. Außerdem, fiel mir ein, hatte ich ihre Telefonnummer ja gar nicht.

Ich legte mich ins Bett, schlief aber nicht ein, sondern starrte etwa eine Viertelstunde lang das Telefon an. Vielleicht rief Yuki ja noch mal an. Oder jemand anders. In solchen Momenten kommt einem das Telefon vor wie eine Zeitbombe. Niemand weiß, wann es klingeln wird. Es ist nur das Ticken einer Möglichkeit. Bei genauer Betrachtung entpuppt sich solch ein Telefonapparat als ein bizarres Gebilde. Äußerst bizarr sogar. Normalerweise beachtet man es nicht, aber wenn man das Telefon anstarrt, geht von seinem Gehäuse eine ungeheure Dringlichkeit aus. Entweder scheint es vor Mitteilungsdrang zu platzen, oder aber es erweckt den Eindruck, es hadere damit, an diese Form gefesselt zu sein. Eine reine Idee in einem klobigen Körper - das Telefon.

Ich stellte mir das Fernmeldeamt vor. Dort laufen alle Verbindungen zusammen. Auch der Anschluss zu meiner Wohnung war irgendwo da draußen verknüpft. Theoretisch war ich mit allen möglichen Personen verbunden. Konnte sogar mit Anchorage telefonieren. Oder mit meiner Exfrau oder mit dem Dolphin Hotel. Es gab unzählige Möglichkeiten. Der Knotenpunkt befand sich im Fernmeldeamt. Eine von Computern gesteuerte Schaltzentrale. Die Verbindungen werden digitalisiert und transformiert, bis Kommunikation daraus entsteht. Übermittelt via Leitungen, unterirdische Kabel. Tiefseetunnel und Kommunikationssatelliten, bis wir miteinander verbunden sind. Ein gigantisches computergesteuertes Netzwerk. Doch wie elaboriert und präzise diese Technik auch sein mag, solange wir nicht gewillt sind zu sprechen, kann sich nichts verbinden. Andernfalls kann es

einem wie mir jetzt passieren, dass man die Telefonnummer nicht weiß (beziehungsweise vergessen hat zu erfragen) und deshalb keine Verbindung stattfindet. Oder man hat sich zwar nach der Nummer erkundigt, sie dann aber wieder vergessen oder die Notiz verloren. Und selbst wenn man im Besitz der Nummer ist, besteht die Möglichkeit, dass man sich verwählt. Dann gibt es keinen Anschluss. Wir sind eben eine extrem unvollkommene, unreflektierte Spezies. Und noch etwas: Angenommen, ich würde alle Hindernisse beseitigt haben und zu Yuki durchkommen, könnte sie meine Aktion ihrerseits vereiteln, indem sie mit den Worten »Keine Lust zu reden. Mach's gut!« den Hörer aufknallt. Auch in diesem Fall käme kein Gespräch zustande. Es wäre nichts als eine einseitige Gefühlsbekundung.

Das Telefon macht in der Tat einen sehr aufgebrachten Eindruck.

Es wurmt sie (ich habe vorerst die weibliche Form gewählt, aber vielleicht ist das Telefon ja auch männlich), nicht als reine Idee unabhängig existieren zu dürfen. Wie ärgerlich, dass der Kommunikation unentschiedene, unvollständige Absichten zugrunde liegen. Diese Unvollkommenheit, Zufälligkeit und Passivität überfordert die Dame.

Ich stützte mich mit dem Ellbogen auf das Kissen, um mir das entrüstete Telefon anzuschauen. Es hatte überhaupt keinen Zweck.

Ist doch nicht meine Schuld, sagte ich zu ihr. Kommunikation ist nun einmal so: unvollkommen, zufällig, passiv. Der Ärger kommt daher, dass sie sich als reine Idee begreift. Das liegt aber nicht an mir. Wahrscheinlich wurmt es sie überall, wo sie hinkommt. Dass sie allerdings in meine Privatsphäre gehört, mag ihren Verdruss um einiges steigern. Insofern fühle ich mich schon etwas verantwortlich dafür. Als würde ich, ohne es zu wissen, die Unvollkommenheit, Zufälligkeit und Passivität verstärken. Ich ziehe ihr gewissermaßen den Boden unter den Füßen weg.

Meine geschiedene Frau kam mir in den Sinn, die mich auch immer, ohne ein Wort zu sagen, vorwurfsvoll angestarrt hatte. Ich habe sie geliebt. Wir haben auch schöne Zeiten erlebt. Miteinander herumgealbert. Hunderte von Malen miteinander geschlafen. Alle möglichen Reisen unternommen. Doch hin und wieder hat sie mir auf diese Art und Weise zugesetzt. Meistens

nachts. Subtil, aber unerbittlich. Sie hat mir meine Unvollkommenheit, Zufälligkeit und Passivität vorgeworfen. Sie war gereizt. Eigentlich kamen wir gut miteinander klar, aber es gab eine entscheidende Diskrepanz zwischen meiner Person und dem, was ihr vorschwebte, ihrem Wunschdenken. Sie wollte eine Art Autonomie der Kommunikation. Eine heroische Kommunikation, die unter einer makellosen weißen Fahne die Massen zu einer glorreichen, unblutigen Revolution führt. Ein heiler Zustand, in dem alles Ungenügende von Perfektion verschluckt wird. Das war ihre Vorstellung von Liebe. Meine war anders. Für mich ist die Liebe eine reine Idee in einem plumpen Körper. Ein Gebilde, das sich durch ein Gewirr von unterirdischen Kabeln und Leitungen irgendwohin verbindet. Alles andere als vollkommen. Mitunter sind die Leitungen gestört. Oder man weiß die Nummer nicht. Oder man verwählt sich. Aber dafür kann ich nichts. Solange wir in dieser physischen Form existieren, wird sich daran auch nichts ändern. Das ist ein Grundprinzip. Ich habe versucht, es ihr zu erklären. Immer und immer wieder.

Doch eines Tages hat sie mich verlassen.

Vielleicht habe ich dazu beigetragen, indem ich die Unvollkommenheit verstärkte.

Ich betrachtete das Telefon und versuchte mich daran zu erinnern, wie ich mit meiner Frau geschlafen hatte. Die letzten drei Monate, bevor sie mich verließ, hatte sie sich mir verweigert. Sie schlief bereits mit dem anderen. Ich hatte damals noch nicht die leiseste Ahnung von ihrem Seitensprung.

»Nimm's mir nicht übel, aber was hältst du davon, mit anderen Frauen zu schlafen? Es würde mir nichts ausmachen«, sagte sie. Ich hielt es für einen Scherz. Aber sie meinte es ernst. Ich hätte überhaupt keine Lust, mit anderen zu schlafen, erklärte ich ihr, was durchaus der Wahrheit entsprach. Aber sie wolle es, sagte sie. Dann könnten wir unsere Beziehung neu überdenken.

Letztlich hatte ich mit niemandem geschlafen. Ich bin nicht prüde, aber ich schlafe doch nicht nur mit einer Frau, um mir über etwas klar zu werden. Sondern weil ich Lust dazu habe.

Kurz darauf hat sie mich verlassen. Angenommen, ich wäre fremdgegangen, wie sie es wollte, hätte ich sie dadurch zurückhalten können? Hat sie etwa ernsthaft geglaubt, das würde die Kommunikation zwischen uns auch nur ein Quäntchen autonomer gestalten? Lächerlich. Ich hatte damals nicht die geringste Lust, mit einer anderen zu schlafen. Ich habe jedoch nie herausbekommen, was in ihrem Kopf eigentlich vorging. Sie hatte sich nie konkret dazu geäußert. Auch nach der Scheidung nicht. Es war rein symbolisch. Sie hatte die Angewohnheit, über wichtige Dinge immer nur rein symbolisch zu sprechen.

Es war bereits nach Mitternacht, doch das Tosen der Autobahn ebbte nicht ab. Hin und wieder knatterte ein Moped vorbei. Die Lärmschutzscheiben dämpften zwar die Geräusche, aber nicht sehr. Sie existierten gleich da draußen, ganz nah an meinem Leben. Lokalisierten mich an diesem bestimmten Punkt der Erdoberfläche.

Ich wurde es leid, das Telefon anzustarren, und schloss die Augen.

Sobald ich das tat, stellte sich das herbeigesehnte Ohnmachtsgefühl ein und bemächtigte sich der Leere. Geschwind und elegant. Sanft glitt ich in den Schlaf.

Nach dem Frühstück blätterte ich in meinem Adressbuch nach der Nummer eines Bekannten, der für eine Künstleragentur arbeitete. Er hatte mir schon des Öfteren jemanden vermittelt, wenn ich für Magazine Interviews führen musste. Es war zehn Uhr morgens, als ich ihn anrief, und er schlief natürlich noch. Ich entschuldigte mich dafür, dass ich ihn geweckt hatte, und erklärte ihm, ich wolle Kontakt zu Gotanda aufnehmen. Er maulte ein bisschen, rückte dann aber die Telefonnummer von Gotandas Produktionsfirma heraus. Eine gediegene Firma. Ich rief dort an, und als der Manager sich meldete, nannte ich ihm den Namen eines Magazins und sagte, ich wolle eine Verabredung mit Gotanda treffen. Eine Reportage? Ehrlich gesagt, nein. Tja, weshalb dann? Berechtigte Frage. Reine Privatsache, sagte ich. Inwiefern privat? Wir würden uns von der Mittelschule kennen, erklärte ich, und ich wolle ihm etwas Wichtiges mitteilen. Ob er erfahren dürfe, wie ich heiße. Ich nannte ihm meinen Namen, den er sich

notierte. Es sei dringend, betonte ich. Er werde es ausrichten. Ich würde gern mit Gotanda persönlich sprechen, fügte ich hinzu. Das wollen viele, meinte er. Allein schon Hunderte von ehemaligen Klassenkameraden.

Es sei wirklich dringend, beharrte ich. »Wenn Sie mir den Gefallen täten, uns zusammenzubringen, werde ich mich dafür revanchieren. Professionell, versteht sich.«

Der Manager erwog meinen Vorschlag. Ich hatte natürlich gelogen. Ich besaß gar keinen Einfluss. Meine Aufgabe bestand einzig darin, bestimmte Leute, die mir zugewiesen wurden, zu interviewen. Aber das konnte der Manager ja nicht wissen. Er durfte nur nicht dahinterkommen.

»Und es geht ganz bestimmt nicht um eine Reportage?«, vergewisserte er sich. »Sonst gibt es nämlich Ärger, wenn das nicht offiziell und über mich läuft.«

»Ganz bestimmt nicht«, versicherte ich ihm. Es sei eine rein private Angelegenheit.

Er erkundigte sich nach meiner Telefonnummer. Ich gab sie ihm.

»Ein Klassenkamerad aus der Mittelschule, ja?«, seufzte er. »Sie werden dann heute Abend oder morgen von ihm hören. Sofern er Lust dazu hat.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Er ist schließlich ein viel beschäftigter Mann und hat vielleicht anderes im Sinn, als mit ehemaligen Schulkameraden zu plaudern. Er ist ja kein Kind mehr, und ich kann ihn nicht dazu zwingen.«

»Schon klar.«

Der Manager gähnte und legte auf. Ich konnte es ihm nicht verübeln. Es war schließlich erst zehn Uhr morgens.

Vormittags fuhr ich nach Aoyama, um in dem Delikatessen-Supermarkt Kinokuniya einzukaufen. Ich parkte meinen Subaru zwischen Saabs und Mercedes-Coupés. Wo er genauso kleinlaut wirkte wie sein Besitzer. Zugegeben, ich kaufe gern bei Kinokuniya. Es mag albern klingen, aber der Salat von dort bleibt tatsächlich am längsten frisch. Warum, weiß ich auch nicht. Es ist einfach so. Vielleicht sammeln sie nach Ladenschluss die

Salatköpfe ein und unterwerfen sie einer speziellen Dressur. Es würde mich nicht wundem. In einer hochkapitalistischen Gesellschaft ist alles möglich.

Auf meinem Anrufbeantworter war keine Nachricht. Es hatte also niemand angerufen. Zum Soundtrack von *Shaft,* der gerade im Radio lief, packte ich das Gemüse aus und verstaute es im Kühlschrank. *Who's that man? Shaft! Right on!*

Anschließend ging ich in ein Kino in Shibuya und schaute mir *Unerwiderte Liebe* an. Zum vierten Mal. Ich konnte nicht anders. Auf die Länge des Films eingestellt, konzentrierte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf die entscheidende Szene, um nicht das geringste Detail zu verpassen. Es war wie immer. Sonntagmorgen. Das Zimmer von friedlichem Sonnenlicht durchflutet. Heruntergezogene Jalousien. Der nackte Rücken einer Frau. Streichelnde Männerhände. An der Wand ein Plakat von Le Corbusier. Eine Flasche Cutty Sark auf dem Nachttisch. Daneben zwei Gläser und ein Aschenbecher. Eine Packung Seven Stars.

Stereoanlage. Blumenvase. Darin ein Strauß Margeriten. Verstreute Kleidung auf dem Boden. Ein Bücherregal ist auch zu sehen. Die Kamera schwenkt. Kiki! Ich schließe unwillkürlich die Augen. Mache sie wieder auf. Jetzt nimmt Gotanda sie in die Arme. Zärtlich. Nein! denke ich, rufe es, laut. Ein junger Mann vier Reihen vor mir dreht sich flüchtig nach mir um. Die Hauptdarstellerin kommt ins Bild. Die Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden. Segeljacke und Bluejeans. Rote Adidas-Turnschuhe. Eine Keksdose in den Händen. Sie betritt das Zimmer, dreht sich auf dem Absatz um und rennt weg. Gotanda richtet sich verwundert auf und blinzelt zu der Stelle, wo sie eben noch gestanden hat. Als wäre er geblendet. Kiki legt ihm eine Hand auf die Schulter und sagt lapidar: »Was ist denn los?«

Nach dem Kino schlenderte ich ziellos durch Shibuya.

Da bereits Ferien waren, wimmelte es von Schülern, die ebenfalls ins Kino gingen, sich bei McDonald's mit verhängnisvollem Junkfood vollstopften, in Boutiquen, die ihnen von *Popeye Hotdog Press, Oliver* und anderen Trendmagazinen diktiert wurden, Firlefanz kauften oder ihr Taschengeld in Spielhallen verpulverten. Aus fast allen Läden plärrte lautstark Musik. Eine

bizarre Kakophonie aus Stevie Wonder, Hall & Oates, Pachinkohallen-Marschmusik und Militärliedern aus rechtsextremen Propagandawagen. Vor dem Bahnhof Shibuya fanden Wahlkampagnen statt.

Ich streifte durch das Viertel und stellte mir vor, wie Gotandas schlanke, feingliedrige Finger über Kikis Rücken glitten. Als ich Harajuku erreicht hatte, ging ich weiter von Sendagaya bis zum Jingû-Stadion und von dort aus über die Aoyamadôri Richtung Friedhof bis zum Nezu-Museum. Auf dem Rückweg passierte ich das Café Figaro und nochmals Kinokuniya. Am Jintan-Gebäude vorbei kehrte ich dann wieder zum Bahnhof Shibuya zurück. Eine ziemliche Strecke. Es dämmerte bereits, als ich dort ankam. Vom Hügel aus sah ich im Schein der nach und nach angehenden Neonlichter Scharen dunkel gekleideter Angestellter, die in gleichmäßigem Tempo dahineilten wie instinktgeleitete, stromaufwärts ziehende Lachsschwärme.

Als ich in mein Apartment zurückkehrte, blinkte das rote Lämpchen des Anrufbeantworters. Ich schaltete das Licht an, zog meinen Mantel aus und holte mir eine Dose Bier aus dem Kühlschrank. Dann setzte ich mich aufs Bett und drückte die Wiedergabetaste. Die Kassette spulte zurück, die Ansage wurde abgespielt.

»Hallo, ist ja eine Ewigkeit her«, hörte ich Gotanda sagen.

»Hallo, ist ja eine Ewigkeit her.«

Gotandas Stimme war klar und durchdringend. Weder zu hastig noch zu langsam. Weder zu laut noch zu leise. Weder zu hektisch noch zu lahm. Eben perfekt. Ich hatte seine Stimme sofort erkannt. Sie war so unvergesslich wie sein Lächeln, seine blendend weißen Zähne, seine wohlgeformte Nase. Eigentlich habe ich nie auf seine Stimme geachtet oder mich an sie erinnert, aber offensichtlich hatte sie mein Unterbewusstsein im Nu herauf befördert. Und zwar so lebhaft wie das Läuten einer Glocke in stiller Nacht. Erstaunlich.

»Du kannst mich heute den ganzen Abend zu Hause erreichen. Vor morgen früh gehe ich ohnehin nicht schlafen«, sagte er und nannte zweimal seine Telefonnummer. »Also bis dann.«

Klick.

Nach der Amtvorwahl konnte er nicht weit weg wohnen. Ich schrieb seine Nummer auf und wählte sie bedächtig. Nach dem sechsten Klingelzeichen meldete sich sein Anrufbeantworter. »Ich bin leider nicht zu Hause. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht auf dem Band«, sagte eine Frauenstimme. Ich nannte Namen, Telefonnummer und Uhrzeit. Und dass ich die ganze Zeit zu Hause erreichbar sei. Komplizierte Welt. Ich legte auf und ging in die Küche, wo ich den Sellerie wusch, in Streifen schnitt und ein Dressing zubereitete. Als ich beim Essen war, klingelte das Telefon. Es war Yuki. Was ich gerade machen würde? Ich kaue gerade an einer Selleriestange und trinke ein Bier dazu, sagte ich. Wie armselig, meinte Yuki. So schlimm sei es nun auch nicht, entgegnete ich. Es gebe noch viel armseligere Dinge. Die kenne sie nur noch nicht.

»Wo steckst du denn gerade?«, fragte ich.

»Immer noch in der Wohnung in Akasaka«, antwortete sie. »Wie wär's mit einer Spritztour?«

»Tut mir Leid, aber heute geht es schlecht. Ich erwarte nämlich einen

wichtigen geschäftlichen Anruf. Ein anderes Mal gerne. Übrigens, was ich dich noch fragen wollte: Du hast gestern diesen Typen mit dem Schafsfell erwähnt. Bist du ihm tatsächlich begegnet?"

Kannst du mir mehr darüber erzählen? Es ist sehr wichtig für mich.«

»Ein anderes Mal«, sagte sie und legte abrupt auf. Verdattert starrte ich auf den Hörer in meiner Hand.

Während ich auf dem Sellerie herumkaute, überlegte ich, was ich zum Abendessen kochen könnte. Spaghetti.

Zuerst zwei Knoblauchzehen grob hacken und in Olivenöl anbraten. Die Pfanne ankippen, damit sich das l sammelt, und auf kleiner Flamme weiterdünsten. Rote Chilies hinzugeben und zusammen mit dem Knoblauch anbraten, jedoch rechtzeitig herausnehmen, damit sie nicht so bitter werden. (Gar nicht so einfach, den genauen Zeitpunkt abzupassen). Dünne Schinkenscheiben in Streifen schneiden und knusprig braten. Zum Schluss alles auf die al dente gekochten Spaghetti geben und mit frisch gehackter Petersilie bestreuen. Mit leichtem Mozzarella-Tomaten-Salat servieren. Nicht übel.

Das Wasser für die Spaghetti war gerade am Kochen, als das Telefon erneut klingelte. Ich schaltete das Gas aus und nahm den Hörer ab.

»Hallo, wir haben uns ja eine Ewigkeit nicht gesehen«, sagte Gotanda. »Wie viel Jahre mag das her sein? Wie geht's dir?« »Ganz gut«, erwiderte ich.

»Also, was ist los? Mein Manager sagte mir, du wolltest etwas Dringendes mit mir besprechen. Ich hoffe, wir müssen nicht wieder einen Frosch sezieren«, sagte er lachend.

»Um Himmels willen, nein. Ich wollte dich nur etwas fragen. Ich weiß, du hast viel um die Ohren, tut mir Leid. Es klingt vielleicht ein bisschen verrückt, aber ...«

»Hörmal, bist du gerade beschäftigt?«, unterbrach mich Gotanda. »Nein. Ich habe nichts Besonderes vor. Bin gerade dabei, mir ein Abendessen zuzubereiten.«

»Das trifft sich ja ausgezeichnet. Wie wäre es mit einem Dinner auswärts? Ich wollte gerade jemanden suchen, der mir Gesellschaft dabei leistet. Du weißt doch, wie langweilig es ist, allein zu essen.«

»Bist du sicher? Ich habe dich so mir nichts dir nichts am Telefon überfallen, also ...«

»Kein Problem. Wir werden alle hin und wieder hungrig, ob wir wollen oder nicht, und dann muss man eben essen. Ich zwinge mich jetzt nicht dir zuliebe dazu. Ist doch viel netter, irgendwo bei Speis und Trank über alte Zeiten zu plaudern. Ich habe seit ewigen Zeiten keinen alten Bekannten mehr getroffen. Ich würde dich wirklich gern wiedersehen, wenn es dir recht ist. Bin ich zu aufdringlich?«

»Im Gegenteil. Ich bin doch derjenige, der dich sprechen will.« »Nun, dann komme ich vorbei und hole dich ab. Wo wohnst du denn?«

Ich nannte ihm die Adresse und beschrieb die Lage meines Apartments.

»Das ist gar nicht so weit weg von hier. Vielleicht zwanzig Minuten. Also mach dich fertig. Ich sterbe nämlich vor Hunger und kann nicht länger warten.«

»Okay«, sagte ich und legte auf. Alte Zeiten? Ich schüttelte den Kopf.

Über welche alten Geschichten wollte Gotanda denn mit mir plaudern? Wir waren nie eng befreundet gewesen und hatten damals kaum miteinander geredet. Gotanda war der glamouröse Star der Klasse, und ich war eine graue Maus. Es war schon allerhand, dass er sich überhaupt an mich erinnern konnte. Über welche alten Zeiten sollten wir denn plaudern? Na egal. Immerhin behandelte er mich nicht kaltschnäuzig.

Ich rasierte mich rasch und kramte meine schicksten Klamotten aus dem Schrank: ein orange gestreiftes Hemd, ein Tweedjackett von Calvin Klein, eine Armani-Strickkrawatte (Geburtstagsgeschenk einer Exfreundin), frisch gewaschene Bluejeans und meine nagelneuen Yamaha-Tennisschuhe. Das war die Quintessenz meiner Garderobe. Hoffentlich hatte er einen Blick für meinen schicken Aufzug. Ich war noch nie mit einem Filmstar essen gegangen. Keine Ahnung, was für ein Outfit da von einem verlangt wurde.

Pünktlich auf die Minute klingelte es an meiner Tür. Es war sein Chauffeur, der mir höflich mitteilte, Gotanda warte unten. Bestimmt ein Mercedes, vermutete ich wegen des Fahrers, und ich behielt Recht. Ein Luxusschlitten in Silbergrau, groß wie ein Motorboot. Dunkel getönte Scheiben. Mit einem wohlklingenden Schnappen öffnete der Chauffeur den Schlag, und schon saß ich drinnen. Neben Gotanda.

»Mann, lange nicht gesehen, was?«, rief er mit einem breiten Lächeln. Zum Glück schüttelte er mir nicht die Hand. »In der Tat«, erwiderte ich.

Er trug eine dunkelblaue Windjacke über einem schlichten Pullover mit V-Ausschnitt und eine abgewetzte, beigefarbene Kordhose. Verblichene Asics-Joggingschuhe. Tadellos. Die gewöhnlichsten Klamotten wirkten bei ihm hochgradig elegant. Erfreut betrachtete er meinen Aufzug.

»Très chic«, lobte er. »Du hast einen guten Geschmack.« »Danke«, sagte ich.

»Wie ein Filmstar.« Keine Ironie, nur ein Scherz. Ich lachte. Er auch. Das machte uns ein wenig entspannter. Gotanda ließ seinen Blick durch das Wageninnere schweifen. »Schicke Karre, was? Leihgabe von der Produktion, wann immer ich ihn brauche. Komplett mit Chauffeur. So gibt's keine Unfälle und keine Trunkenheit am Steuer. Sicherheit geht vor. Die sind glücklich, und ich auch.«

»So kann man's auch sehen«, sagte ich.

»Ich selbst könnte so ein Ding gar nicht chauffieren. Ich bevorzuge eher kleine Autos.«

»Porsche?«

»Maserati.«

»Mein Auto ist noch kleiner«, sagte ich.

»Civic?«

»Subaru.«

»Subaru«, wiederholte er und nickte. »Bin ich früher auch gefahren. Mein erster, vom eigenen Geld gekaufter Wagen. Nicht vom Spesenkonto, sondern von der Gage für meinen ersten Film. Allerdings gebraucht. Ich habe die Karre geliebt. Bin damit damals immer zum Studio gefahren, als

ich meine zweite Nebenrolle hatte. Die haben mir sofort ins Gewissen geredet: *Wenn du ein Star werden willst, kannst du keinen Subaru fahren.* Also habe ich ihn gegen einen Neuwagen getauscht. Das ist Showbusiness. War ein prima Wagen. Praktisch. Billig. Echt klasse.«

»Ganz meine Meinung«, sagte ich.

»Was glaubst du, weshalb ich einen Maserati fahre?«

»Keine Ahnung.«

»Ich muss mein Spesenkonto aufbrauchen.« Er zog die Augenbrauen zusammen, als gestehe er eine geheime Schandtat. »Mein Manager drängt mich andauernd, ich solle mehr ausgeben. Meine Spesen seien nie ausgeschöpft. Also habe ich mir diesen teuren Flitzer angeschafft. Kostspielige Autos lassen sich nämlich gut absetzen. Und alle sind glücklich und zufrieden.«

Du meine Güte! Haben die Leute eigentlich außer Spesen auch noch was anderes im Sinn?

»Mann, ich hab einen Mordshunger«, sagte er und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Ich würde gern ein ordentliches Steak verdrücken. Schließt du dich an?«

»Soll mir recht sein«, erwiderte ich.

Er nannte dem Chauffeur das Fahrziel, worauf dieser wortlos nickte. Gotanda sah mich an und lächelte. »Sag mal, es ist zwar etwas indiskret, aber du bist doch sicher Single, wenn du dir allein was kochst?«

»Stimmt«, sagte ich. »Ich war verheiratet, bin aber inzwischen geschieden.«

»Wie ich«, sagte er. »Verheiratet und geschieden. Zahlst du Alimente?«

»Nein.«

»Gar nichts?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wird nicht von mir verlangt.«

»Du Glückspilz«, sagte er mit einem Grinsen. »Ich zahle zwar keine Alimente, aber die Scheidung hat mich Kopf und Kragen gekostet. Du hast doch bestimmt davon gehört, oder?«

»So in etwa«, erwiderte ich. Er sagte nichts weiter dazu.

Es hatte in der gesamten Regenbogenpresse gestanden. Seine Heirat mit einer populären Filmschauspielerin vor vier oder fünf Jahren und dann die Scheidung zwei Jahre später. Aber wer kannte schon die wahre Geschichte? Es hieß, dass ihre Familie ihn nicht mochte - keine Seltenheit in diesen Kreisen. Seine Frau hatte die Verwandtschaft im Nacken, die sich in alles einmischte, privat wie öffentlich. Gotanda selbst war eher das verwöhnte Bürschchen, das einen lockeren Lebenswandel führte. Das bittere Ende war also abzusehen. »Seltsam, wie die Zeit verfliegt«, sagte er schmunzelnd. »Es ist noch nicht allzu lange her, da haben wir gemeinsam naturwissenschaftliche Experimente durchgeführt, und jetzt erfahren wir voneinander, dass wir beide geschieden sind. Findest du das nicht komisch?« Er fuhr sich mit den Fingerspitzen über die Augenlider. »Und du? Wieso hast du dich getrennt?«

»Ganz einfach. Eines Tages hat mich meine Frau verlassen.«

»Aus heiterem Himmel?«

»Ja. Ohne ein Wort. Plötzlich war sie weg. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung. Als ich nach Hause kam, war sie fort. Erst dachte ich, sie wäre irgendwo einkaufen gegangen. Ich habe das Abendessen zubereitet und auf sie gewartet. Am nächsten Morgen war sie immer noch nicht da. So verging eine Woche, ein Monat. Dann kamen die Scheidungspapiere.«

Er sann kurz nach und seufzte. »Versteh mich bitte nicht falsch, aber mir scheint, du bist besser dran als ich.«

»Wieso das?«, fragte ich zurück.

»Meine Frau ist nicht abgehauen. Ich bin rausgeschmissen worden. Buchstäblich. Eines Tages haben sie mich vor die Tür gesetzt.« Er schaute durch die getönten Scheiben nach draußen. »Und das Schlimmste daran war, dass alles geplant war. Bis ins letzte Detail. Perfekt kalkuliert. Es war regelrechter Betrug. Sie hatten ohne mein Wissen alles Mögliche auf ihren Namen umschreiben lassen. Ein Bravourstück. Ich hatte nicht den leisesten Schimmer, bin ihnen voll auf den Leim gegangen. Habe alles ihrem Steuerberater gegeben - meinen offiziellen Stempel, meine Dokumente, Aktien, Sparbücher, einfach alles. In dem Glauben, sie bräuchten es für die

Steuern, habe ich ihnen meinen ganzen Kram vertrauensselig überlassen. Zugegeben, mir fehlt jeglicher Sinn für diesen Kleinkram. Das lasse ich lieber andere für mich erledigen. Aber der Typ steckte mit ihrer Sippe unter einer Decke. Und ehe ich mich's versah, hatten sie mich abgezockt. Bis auf die Knochen. Und dann haben sie mich vor die Tür gesetzt, wie einen lästigen Köter. Eine wahre Lektion, kann ich dir sagen.« Er lächelte wieder. »Bin dadurch ein bisschen erwachsener geworden.«

»Wir sind ja auch bereits vierunddreißig. Da ist man ohnehin erwachsen, ob man will oder nicht.«

»Da hast du Recht. Aber das menschliche Dasein ist schon ein Rätsel. Mit einem Mal ist man alt. Ich habe immer geglaubt, man wird allmählich älter, Jahr für Jahr«, sagte er und sah mich aufmerksam an. »Aber das stimmt nicht. Es passiert mit einem Schlag.«

Das Steak-Restaurant lag in einem abgelegenen Winkel in Roppongi. Es sah nach einem äußerst noblen Schuppen aus. Als der Mercedes vorfuhr, stürzten gleich Geschäftsführer und Kellner heraus, um uns zu begrüßen. Gotanda sagte dem Chauffeur, er möge uns in einer Stunde abholen. Die Limousine verschwand folgsam und lautlos wie ein Riesenfisch in der Dunkelheit. Wir wurden nach hinten in ein Separee geführt. In dem Laden saßen nur modisch gekleidete Leute, aber Gotanda in seinen Kordhosen und Joggingschuhen wirkte am schicksten. Er fällt eben auf. Sobald wir den Raum betraten, reckten sämtliche Gäste die Köpfe und schauten sich nach ihm um. Etwa zwei Sekunden dauerten die Blicke, nicht länger, denn das hätte wahrscheinlich gegen die Etikette verstoßen. Komplizierte Welt.

Wir nahmen Platz und bestellten zunächst zwei Whiskey-Soda. »Auf unsere Exfrauen«, prostete Gotanda mir zu.

»Es mag vielleicht blöd klingen«, sagte er dann, »aber ich liebe sie immer noch. Obwohl sie mir so übel mitgespielt hat. Sie geht mir nicht aus dem Sinn. Sie geht mir einfach nicht aus dem Sinn. Andere Frauen reizen mich überhaupt nicht.«

Ich nickte und starrte auf die äußerst eleganten Eiswürfel in meinem Glas.

»Und wie ist es bei dir?«

»Du meinst, was ich für meine Exfrau empfinde? Ich weiß nicht so recht. Ich wollte nicht, dass sie geht«, gab ich zu. »Aber nun ist sie fort. Wer letztlich Schuld hatte, weiß ich auch nicht. Spielt auch keine Rolle mehr. Ich habe lange gebraucht, bis ich mich an die Tatsache gewöhnt hatte. Eine andere Möglichkeit kam mir nicht in den Sinn. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

»Habe ich etwa einen wunden Punkt getroffen?«, fragte er.

»Überhaupt nicht«, entgegnete ich. »Das ist nun mal Tatsache, davor kann man nicht flüchten. Es tut nicht weh. Eher ein undefinierbares Gefühl.«

Er schnippte mit den Fingern. »Genau, das ist es, ein undefinierbares Gefühl. Das trifft den Nagel auf den Kopf. Ein Gefühl, als hätte die Schwerkraft sich verändert. Es ist nicht einmal schmerzhaft.«

Der Ober kam, und wir bestellten Steak und Salat. Beide medium. Und noch eine Runde Whiskey-Soda.

»Also«, sagte Gotanda, »du hast etwas auf dem Herzen? Lass uns jetzt darüber sprechen, bevor wir zu betrunken sind.«

»Es ist eine ziemlich seltsame Geschichte«, begann ich.

Er warf mir ein freundliches Lächeln zu. Ein wenig routiniert vielleicht, aber nicht unsympathisch.

»Ich mag seltsame Geschichten«, ermunterte er mich.

»Ich habe neulich einen Film mit dir gesehen.«

»Etwa *Unerwiderte Liebe?«,* fragte er, das Gesicht zu einer Grimasse verzogen, mit gesenkter Stimme. »Ein grauenvoller Film. Grauenvoller Regisseur. Grauenvolles Drehbuch. Es ist immer die gleiche Chose - alle Beteiligten wollen die Angelegenheit am liebsten so schnell wie möglich vergessen.«

»Ich habe ihn viermal gesehen«, gestand ich.

Er starrte mich entgeistert an. »Ich gehe mit dir jede Wette ein, dass es auf der ganzen Welt keinen Menschen gibt, der sich diesen Streifen viermal angucken würde. Nicht mal in unserer gesamten Galaxie.«

»Es spielt jemand mit, den ich kenne«, sagte ich. »Außer dir, meine ich.«

Gotanda tippte sich an die Schläfe und blinzelte. »Wer?«

»Ihren Namen kenne ich nicht. Die Frau, mit der du am Sonntagmorgen im Bett liegst.«

Er nahm einen Schluck Whiskey. »Oh, ja«, sagte er. »Kiki.«

»Kiki«, wiederholte ich. Bizarrer Name. Klang nach einer ganz anderen Person.

»So heißt sie. Zumindest kennt sie jeder nur unter diesem Namen. In unserer sonderbaren kleinen Welt ist sie als Kiki bekannt.

Das genügt.«

»Kannst du zu ihr Verbindung aufnehmen?« »Ich fürchte, nein.«

»Wieso nicht?«

»Ich fange mal von vorne an. Erstens: Kiki ist keine professionelle Schauspielerin. Das macht die Sache etwas kompliziert. Jeder Schauspieler, egal ob berühmt oder nicht, gehört einer Produktionsfirma an. Der Kontakt wird über Agenten hergestellt. Die meisten von uns sitzen also neben dem Telefon und warten auf den entscheidenden Anruf. Bei Kiki ist das anders. Sie ist an keine Produktionsfirma gebunden. Sie hatte nur in diesem Film einen kleinen Auftritt. Ein reiner Gelegenheitsjob.«

»Wie hat sie die Rolle dann bekommen?«

»Ich habe sie empfohlen«, sagte er ohne Umschweife. »Ich habe sie gefragt, ob sie in dem Film mitspielen wolle, und sie dann dem Regisseur vorgestellt.«

»Wieso?«

Er nahm einen Schluck Whiskey und verzog leicht den Mund. »Das Mädchen hat irgendwie Talent. Wie soll ich sagen ... sie ist präsent. Sie hat das gewisse Etwas. Man spürt es. Eine Superschönheit ist sie nicht gerade und auch nicht die geborene Schauspielerin. Aber allein ihre Anwesenheit erzeugt eine gewisse Spannung auf der Leinwand. Das ist eine Gabe. Also sorgte ich dafür, dass sie mitspielen konnte. Sie hat es toll gemacht. Alle waren von Kiki hingerissen. Ich will ja nicht prahlen, aber die Szene mit ihr war einfach gelungen. Es war authentisch. Fandest du nicht?«

»Doch, doch«, musste ich ihm beipflichten. »Sehr authentisch. Kann man

wohl sagen.«

»Ich dachte, das Mädchen müsste man zum Film bringen. Sie besitzt das nötige Talent. Aber es hat nicht geklappt. Sie hat sich aus dem Staub gemacht. Das ist der nächste Punkt. Sie ist einfach verschwunden. Hat sich in Luft aufgelöst. Wie Morgentau.«

Verschwunden?«

Ja, buchstäblich. Ungefähr vor einem Monat. Ich habe jeden davon überzeugt, dass sie die ideale Besetzung für diese neue Rolle wäre, und alles war geregelt. Sie sollte einfach nur zum Vorsprechen kommen. Ich habe sie sogar noch einen Tag vorher angerufen, und sie an den Termin zu erinnern. Sie solle sich keinesfalls verspäten, hatte ich ihr gesagt. Aber sie ließ sich nicht blicken. Das war's dann. Ich habe sie seitdem nicht wiedergesehen.«

Er gab dem Kellner ein Zeichen, er möge noch zwei weitere Whiskey Soda bringen.

»Es geht mich zwar nichts an«, sagte Gotanda, »aber hast du jemals mit Kiki geschlafen?«

Ich bejahte.

»Angenommen, ich hätte mit ihr was gehabt, würde es dich stören?«

»Keineswegs«, erwiderte ich.

»Ein Glück«, rief Gotanda erleichtert. »Ich bin nämlich ein miserabler Lügner. Deshalb will ich es lieber gleich gestehen. Ich habe ein paarmal mit ihr geschlafen. Sie war klasse. Ein bisschen überdreht vielleicht, aber irgendwie faszinierend. Sie gäbe eine gute Schauspielerin ab und würde es bestimmt weit bringen. Ein Jammer.«

»Und du kannst sie nicht erreichen? Weißt du denn nicht, wie sie richtig heißt?«

»Null. Es gibt überhaupt keinen Anhaltspunkt. Keiner weiß etwas über sie. Nur, dass sie Kiki heißt.«

»Hat die Buchhaltung der Produktionsgesellschaft denn keine Honorarbelege?«, erkundigte ich mich. »Sie brauchen doch Namen und Adresse von ihr. Für die Lohnsteuer.«

»Das habe ich natürlich alles gecheckt, was denkst du denn. Aber ohne

Erfolg. Sie hat auf die Gage gepfiffen. Kein Geld angenommen, also gibt's auch keine Belege. Absolut null.«

»Sie hat die Gage nicht angenommen?«

»Frag mich nicht wieso«, sagte Gotanda bei seinem dritten Drink. »Diese Frau ist ein Rätsel. Vielleicht wollte sie inkognito bleiben. Wer weiß? Na ja, wie auch immer, wir beide haben jedenfalls drei Dinge gemeinsam: Erstens, den gleichen Labortisch in der Schulzeit. Zweitens, die Scheidungen. Und drittens, wir haben beide mit Kiki geschlafen.«

Bald darauf kam das Essen. Prachtvolle Steaks. Perfekt medium, wie gemalt. Gotanda aß mit sichtlicher Wonne. Seine Tischmanieren waren ziemlich lässig, um nicht zu sagen, nachlässig. Knigge hätte sich im Grabe umgedreht. Aber es machte Spaß, mit ihm zu essen. Es sah einfach appetitlich aus, wie er das Zeug verschlang. Ein weibliches Wesen hätte es wohl als charmant bezeichnet. Sein Verhalten wirkte keineswegs aufgesetzt, sondern ganz natürlich, wie angeboren.

»Sag mal, wo bist du Kiki eigentlich begegnet?«, fragte ich ihn und schnitt in mein Steak.

»Lass mich mal nachdenken«, überlegte er laut. »Ach ja, ich hatte ein Mädchen bestellt, und sie ist dann mitgekommen. Du weißt schon, per Telefon.«

Ich nickte.

»Nach meiner Scheidung habe ich eine Zeit lang fast nur mit solchen Mädchen die Nächte verbracht. Es war so herrlich unkompliziert. Mit Amateurinnen ging es einfach nicht, und bei Kolleginnen aus der Filmbranche hätten die Klatschspalten darüber berichtet. Ein Telefonanruf genügt. Teures Vergnügen, aber die Diskretion bleibt gewahrt. Absolut. Ein Typ von der Produktion hat mir den Club empfohlen. Die Mädchen sind alle prima. So angenehm. Eben Profis. Und dabei nicht vulgär. Die haben auch ihren Spaß dabei.«

Er schob sich einen Bissen Steak in den Mund und ließ ihn langsam auf der Zunge zergehen. Daraufhin nahm er einen Schluck Whiskey.

»Nicht schlecht, oder?«

»Kann man wohl sagen«, pflichtete ich ihm bei. »Hervorragender Laden.«

Er nickte. »Aber wenn man sechs Mal im Monat herkommt, hat man es auch satt.«

»Wieso denn so oft?«

»Reine Gewohnheit. Ich kann hier reinspazieren, ohne dass jemand Aufhebens davon macht. Kein Getuschel vom Personal. Sie sind Prominenz gewöhnt und glotzen einen nicht an. Niemand kommt und will ein Autogramm, wenn man gerade mit dem Besteck hantiert. Woanders kann ich einfach nicht entspannt essen. Ehrlich.«

»Hört sich nach einem anstrengenden Leben an«, sagte ich. »Außerdem musst du ja auch dein Spesenkonto ausschlachten.« »Du sagst es. Wo waren wir stehengeblieben?« »Bei den Callgirls, die du bestellt hast.«

»Ach ja«, sagte Gotanda und wischte sich die Mundwinkel mit der Serviette ab. »Also, eines Tages habe ich mich nach dem Mädchen erkundigt, das sonst immer kam. Sie war jedoch nicht abkömmlich. Stattdessen haben sie zwei andere geschickt. Ich durfte mir eine aussuchen, da ich ein guter Kunde bin. Nun, eines der Mädchen war Kiki. Ich fand es lästig, mich zu entscheiden, also schlief ich mit beiden.«

»Hm«, machte ich.

»Findest du das anstößig?«

»Nein. Wenn ich ein Pennäler wäre, vielleicht ...«

»Als Pennäler habe ich so was ja auch noch nicht gemacht«, sagte Gotanda grinsend. »Nun, jedenfalls habe ich es mit beiden getrieben. Es war eine unglaubliche Kombination. Ich meine, die eine ist absolut umwerfend. Eine atemberaubende Schönheit, sage ich dir. Jeder Millimeter ihres Körpers strotzt vor Geld. In meinem Gewerbe triffst du andauernd auf schöne Frauen, aber die übertrifft alle. Sie hat ein angenehmes Wesen und was im Köpfchen. Man kann sich richtig gut mit ihr unterhalten. Und dann ist da noch Kiki. Keine besondere Schönheit, aber doch recht hübsch. Eben nicht so wie die Supergirls vom Club, die man sonst kennt. Sie ist eher ... äh ..,«

»Normal?«, schlug ich vor.

»Genau, ganz normal. Unauffällige Kleidung, kaum geschminkt, redet

nicht viel. Es scheint sie wenig zu kümmern, was andere über sie denken.

Das Komische daran war, dass ich mich zu ihr immer mehr hingezogen fühlte. Ich meine, zu Kiki. Nach dem Dreier haben wir uns noch gemeinsam auf den Boden gehockt, was getrunken, Musik gehört und gequatscht. Ich hatte lange nicht mehr solchen Spaß gehabt. Wie in der Schulzeit. Es war herrlich entspannend. Wir drei haben uns dann noch ein paarmal getroffen.«

»Wann war das?«

»Ungefähr sechs Monate nach meiner Scheidung, also vor etwa anderthalb Jahren«, sagte Gotanda. »Wir waren fünf, sechs Mal zusammen. Ich habe niemals mit Kiki allein geschlafen. Komisch, nicht wahr? Hätte ich tun sollen.«

»Ja, wieso nicht?«

Er legte sein Besteck ab und tippte sich abermals an die Schläfe. Schien eine Marotte von ihm zu sein, wenn er nachdachte. Charmant, würde ein Mädchen jetzt sagen.

»Vielleicht hatte ich Angst«, sagte Gotanda. »Angst?«

»Angst, mit ihr allein zu sein«, sagte er und griff nach Messer und Gabel. »Sie hatte so etwas Aufreizendes, Provozierendes. Zumindest wirkte sie so auf mich. Aber es ist eher ein vages Gefühl. Provozierend kann man es eigentlich nicht nennen.«

»Meinst du suggestiv? Sie gibt die Richtung an?«

»Ja, vielleicht. Ich weiß auch nicht. Wie gesagt, es war nur so ein vages Gefühl. Ich kann es nicht genau beschreiben. Aber egal, ich hatte jedenfalls nie Lust, mit ihr alleine zu schlafen. Obwohl sie mich ehrlich viel mehr fasziniert hat. Verstehst du, was ich meine?«

»Ich denke schon«.

»Um es kurz zu machen, ich glaube, wenn ich mit Kiki allein geschlafen hätte, wäre das nicht so entspannend für mich gewesen. Ich wäre vermutlich eine viel tiefere Beziehung zu ihr eingegangen. Frag mich nicht, warum. Aber darauf war ich nicht aus. Ich wollte einfach nur Sex haben, um zu relaxen. Darum habe ich es nie allein mit ihr gemacht. Obwohl ich Kiki wirklich mochte.«

Ein Weilchen aßen wir schweigend.

»Als Kiki an dem Tag nicht zum Vorsprechen erschien, habe ich in ihrem Club angerufen«, erinnerte sich Gotanda dann. »Ich habe nach ihr gefragt, aber sie war nicht da. Sie sagten, sie sei verschwunden. Ganz plötzlich. Vielleicht haben sie das ja auch nur vorgegeben, wer weiß? Ich habe es nicht weiter überprüft. Jedenfalls hatte sie sich für mich in Luft aufgelöst.«

Der Kellner räumte ab und fragte, ob wir Kaffee wollten.

»Nein, ich hätte gern noch einen Drink«, sagte Gotanda. »Und du?«

»Ich schließe mich an«, sagte ich.

Daraufhin kam die vierte Runde Whiskey-Soda.

»Was, meinst du, habe ich heute tagsüber gemacht?«, fragte mich Gotanda.

»Keine Ahnung«, sagte ich.

»Ich habe einem Zahnarzt assistiert, den ganzen Tag, zur Vorbereitung auf meine jetzige Rolle. Ich spiele nämlich einen Zahnarzt in einer neuen TV-Serie. Ryoko Nakano spielt eine Augenärztin, und meine Praxis befindet sich in ihrer Nachbarschaft. Wir kennen uns seit der Kindheit, aber irgendetwas bringt uns immer wieder auseinander. So in etwa die Handlung. Na ja, die übliche Story. Wie man sie aus TV-Serien kennt. Hast du mal eine gesehen?«

»Nein«, erwiderte ich. »Ich gucke nur Nachrichten, und auch das nur zwei Mal die Woche.«

»Sehr klug von dir«, sagte Gotanda mit einem Nicken. »Es läuft ja sowieso nur Quatsch. Wenn ich nicht selbst mitspielen würde, würde ich auch darauf verzichten. Aber die Serie ist außerordentlich beliebt. Hohe Einschaltquoten. Die Masse steht auf triviale Geschichten. Du ahnst nicht, wie viel Zuschriften ich jede Woche bekomme. Zahnärzte aus ganz Japan schreiben mir und mäkeln pingelig herum, dass sie und die Prozedur nicht richtig dargestellt oder die und die Behandlungsmethode falsch sei. Spielen sich glatt darüber auf, dass ihnen solche unseriösen Sendungen geboten werden. Dann sollen sie doch was anderes gucken, oder?«

»Es zwingt sie ja keiner.«

»Das Komische ist, dass sie mir immer diese Arzt- oder Lehrerrollen aufhalsen. Ich kann schon gar nicht mehr zählen, wie oft ich einen Arzt gespielt habe. Das Einzige, was noch in der Sammlung fehlt, ist ein Darmspezialist. Ist vermutlich nicht besonders telegen. Einen Tierarzt habe ich gespielt. Einen Gynäkologen. Pauker für sämtliche Schulfächer. Du wirst es nicht glauben, ich habe sogar schon einen Hauswirtschaftslehrer gemimt. Woran liegt das wohl?«

»Nun, vermutlich wirkst du vertrauenerweckend.«

Gotanda nickte. »Vermutlich. Das wird es sein. Einmal habe ich einen abgedrehten Gebrauchtwagenhändler gespielt, einen geschwätzigen Typen mit einem Glasauge. Die Rolle hat mir Spaß gemacht. Es war eine Herausforderung. Und ich denke, ich habe meine Sache gut gemacht. Aber keine Chance. Es kamen haufenweise Protestschreiben. Alle bedauerten mich, weil ich eine so fiese Rolle spielen müsste. Einige drohten sogar damit, den Sponsor dieser Sendung zu boykottieren. Wer war eigentlich der Sponsor? Lion-Zahnpasta, glaube ich. Oder war es Sunstar? Schon vergessen. Jedenfalls wurde meine Rolle mittendrin gestrichen. Ausgemerzt. Eine ziemlich bedeutende Rolle, der natürlichen Auslese zum Opfer gefallen. Es war ein so interessanter Part. Welch ein Jammer ... Seitdem spiele ich immer nur Lehrer und Ärzte, Ärzte und Lehrer.«

»Ein kompliziertes Leben.«

»Oder ein sehr einfältiges, wenn man so will«, sagte er lachend. »Egal, heute habe ich jedenfalls den Tag als Zahnarzthelfer verbracht und Behandlungstechniken studiert. Ich habe mich ziemlich gut angestellt, nachdem ich nun schon einige Male da gewesen bin. Sogar der Zahnarzt hat mich gelobt. Ich könnte einfache Behandlungen glatt schon selbst durchführen. Ich trage einen Mundschutz, mich würde also niemand erkennen. Alle Patienten entspannen sich nämlich immer, wenn ich mit ihnen rede.«

»Ich sag's ja, du wirkst vertrauenerweckend.«

»Hm, ich fange langsam an, daran zu glauben. Komischerweise bin ich selbst ganz entspannt, wenn ich diese Rollen verkörpere. Ich hätte mich

wohl besser für den Beruf des Arztes oder Lehrers entscheiden sollen. Vielleicht würde ich dann ein glücklicheres Leben führen. Es wäre übrigens gar nicht so unwahrscheinlich gewesen, wenn ich nur gewollt hätte.«

»Bist du denn jetzt nicht glücklich?«

»Schwierige Frage«, sagte Gotanda. Diesmal legte er seinen Zeigefinger auf die Stirnmitte. »Es hat mit diesem Vertrauen zu tun, das du angesprochen hast. Ich weiß nämlich nicht, ob ich mir selbst trauen kann. Die Zuschauer nehmen mir das ab. Aber das ist ein Trugbild. Bloß ein Image. Ein Knopfdruck, und schon ist das Bild weg. Und ich bin ausgelöscht. Stimmt doch, oder?

Wenn ich ein echter Arzt oder Lehrer wäre, könnte man meine Identität nicht mit einem Knopfdruck löschen. Ich würde ich bleiben.«

»Na ja, aber auch als Schauspieler bist du stets präsent«, wandte ich ein.

»Manchmal bin ich einfach nur erschöpft«, sagte Gotanda. »Entsetzlich müde. Der Kopf tut mir weh, und ich fühle mich ganz aufgelöst. Dann frage ich mich, wer bin ich und was ist meine Maske? Manchmal verliere ich mich total aus dem Blick. Die Grenzlinie zwischen Ich und Schatten ist dann völlig verwischt.«

»Dieses Gefühl kennt jeder mehr oder weniger. Das geht nicht nur dir so«, tröstete ich ihn.

»Das ist mir klar. Jeder fühlt sich zuweilen verloren. Doch bei mir nimmt diese Neigung einfach überhand. Es ist irgendwie *fatal.* Das war schon immer so, seit ich denken kann. Um ehrlich zu sein, ich habe dich immer beneidet.«

»Mich?«, fragte ich ungläubig. »Auf was solltest du bei mir neidisch gewesen sein? Das kapier ich nicht.«

»Tja, wie soll ich sagen ... Du schienst immer das zu machen, was dir gefällt. Als würde es dich überhaupt nicht kümmern, wie andere Leute dich beurteilen. Du hast einfach unbeirrt deinen Kram gemacht. Schienst dich immer fest im Griff zu haben.« Er hob sein Glas und schaute hindurch. »Ich hingegen war immer der Musterknabe. Von Kindesbeinen an. Hervorragende Noten. Allseits beliebt. Blendendes Aussehen. Auch Lehrer

und Eltern setzten ihr Vertrauen in mich. Ich war immer der Klassensprecher. Sportlich. Beim Baseball machte ich ausnahmslos Superschläge. Ich weiß auch nicht, warum, aber es waren immer Treffer. Schwer vorzustellen, wie ich mich gefühlt habe, was'?«

»Allerdings«, sagte ich.

»Bei Baseballmeisterschaften wollten mich alle in ihrer Mannschaft haben. Ich konnte nie ablehnen. Auch bei Redewettbewerben durfte ich nicht fehlen. Die Lehrer haben mir zugeredet. Und jedes Mal habe ich gewonnen. Der Wahl zum Schulsprecher konnte ich ebenfalls nicht fernbleiben. Alle setzten auf mich. Bei Klassenarbeiten wusste jeder im Voraus, dass ich gut abschneiden würde. Tauchten im Unterricht schwierige Fragen auf, nahmen die Lehrer meistens mich dran. Ich bin nicht ein einziges Mal zu spät gekommen. Als hätte ich gar keine eigene Persönlichkeit. Ich tat nur immer das, was von mir erwartet wurde, was mir angemessen schien. Auf dem Gymnasium war es das Gleiche. Du bist ja auf eine staatliche Oberschule gegangen. Ich war auf einer renommierten Privatschule. Ich bin dort in die Fußballmannschaft eingetreten. Die war ziemlich stark. Wir standen kurz davor, zur Nationalmannschaft aufzusteigen. Es lief also bei mir wie an der Mittelschule. Ein Musterschüler. Gute Leistungen, Sportskanone und Führungsqualitäten. Ich war der Schwarm aller Mädchen vom Lyzeum nebenan. Mit einer bin ich gegangen. Sie war sehr hübsch. Kam immer zu den Fußballspielen, da haben wir uns kennen gelernt. Aber wir haben's nicht gemacht, nur Petting. Wir sind zu ihr gegangen, wenn ihre Eltern nicht zu Hause waren. Hektische Fummelei. Hat trotzdem Spaß gemacht. Unsere Rendezvous fanden in der Bibliothek statt. Eine Oberschulzeit wie im Bilderbuch. Im Stil von Jugendserien im staatlichen Fernsehen.«

Gotanda nahm einen Schluck Whiskey und schüttelte den Kopf.

»An der Uni sah es dann ein bisschen anders aus, es war die Zeit der Studentenunruhen. Die allgemeine studentische Kampffront. Und ehe ich mich's versah, war ich wieder Anführer. Immer, wo irgendetwas in Bewegung geriet, hatte ich die Rolle des Leithammels. Ich errichtete Barrikaden, lebte mit zig Mädchen in wilder Ehe, rauchte Joints und hörte

Deep Purple. Also das, was damals alle getan haben. Dann kam die mobile Einsatztruppe, und man steckte uns vorübergehend in den Knast. Anschließend gab es für uns nichts mehr zu tun. Damals überredete mich eine Frau, mit der ich zusammenlebte, bei ihrer Theatertruppe mitzuspielen. Ich probierte es aus, zuerst nur zum Spaß, aber langsam gewann ich Interesse daran. Obwohl ich ein Neuling war, bekam ich eine Reihe passabler Rollen. Schon bald stellte sich heraus, dass ich eine Begabung dafür besaß. Ich beherrschte das Rollenspiel. Naturtalent. Nach zwei Jahren genoss ich bereits eine gewisse Popularität. Eigentlich war ich damals ziemlich durch den Wind. Alkohol und Sex, exzessiv. Na ja, wie es damals eben so üblich war. Eines Tages kam ein Typ von einer Filmgesellschaft und fragte mich, ob ich nicht in einem Kinofilm mitspielen wolle. Natürlich hatte ich Interesse und willigte ein. Es war keine schlechte Rolle. Ich spielte einen sensiblen Oberschüler, was mir dann sogleich weitere Rollen bescherte. Auch in Fernsehspielen. Die Würfel waren gefallen. Ich war so beschäftigt, dass ich die Theatertruppe aufgeben musste. Als ich dort ausstieg, gab es natürlich Ärger, aber es ging nicht anders. Ich hatte ohnehin nicht vorgehabt, ewig im Off-Theater zu bleiben. Mich zog es in die große, weite Welt. Und wie es jetzt aussieht, ist alles vorprogrammiert. Ich bin Spezialist für Arzt- und Lehrerrollen. Zwischendurch habe ich zwei Werbespots gedreht: Magentabletten und Instantkaffee. Das war also der Traum von der großen, weiten Welt.«

Gotanda seufzte. Charmant, aber ein Seufzen.

»Ein Leben wie im Bilderbuch, nicht wahr?«

»Nun, viele Künstler malen nicht besonders toll«, erwiderte ich.

»Na ja, stimmt auch wieder. Ich habe eben das Glück gepachtet. Aber wenn ich's mir recht überlege, treffe ich nie eine eigene Wahl. Manchmal wache ich nachts auf und kriege panische Angst, weil mir meine Identität zu entgleiten droht. Ich frage mich dann, was mein wahres *Ich* ist. Mein ganzes Leben besteht nur darin, eine Rolle nach der anderen perfekt zu verkörpern. Aber keine einzige davon habe ich mir ausgesucht.«

Ich sagte nichts dazu. Es hätte nichts gebracht.

»Ich rede bestimmt zuviel über mich«, entschuldigte er sich. Überhaupt nicht, versicherte ich ihm. »Wenn dir danach ist, rede nur. Ich werde es nicht herumerzählen.«

»Darüber mache ich mir auch keine Sorgen«, sagte Gotanda und schaute mich an. »Von Anfang an nicht. Ich habe sofort Vertrauen zu dir gehabt. Warum, weiß ich auch nicht. Aber es ist so. Mit dir kann ich reden. Da fühle ich mich sicher. Eigentlich bin ich sonst niemandem gegenüber so redselig. Oder sagen wir, kaum jemandem. Mit meiner Exfrau habe ich geredet. Ganz offen. Wir haben uns gut verstanden. Na ja, schließlich haben wir uns ja auch geliebt. Bis sich die anderen in unser Leben eingemischt und es zerstört haben. Wären wir unter uns geblieben, kämen wir heute noch gut miteinander klar. Aber sie ist psychisch sehr labil. Bei ihr zu Hause herrscht ein strenges Regiment. Sie klammert sich zu stark an ihre Familie. Reichlich unselbstständig. Na ja, und ich ... aber das führt jetzt zu weit. Darum geht es im Moment nicht. Ich wollte nur sagen, dass ich dir unbesorgt alles erzählen kann. Ich hoffe nur, es ist dir nicht lästig.«

»Überhaupt nicht«, erwiderte ich.

Dann sprach er über den gemeinsamen Laborunterricht. Wie er ewig unter dem Stress gestanden habe, die Experimente erfolgreich abschließen zu müssen und den Mädchen, die nicht so helle waren, alles genau zu erklären. Und wie er mich immer darum beneidet habe, dass ich die Aufgabe ganz allein erledigen konnte. Ich hingegen erinnerte mich überhaupt nicht mehr daran, was wir damals im Labor alles machen mussten, und deshalb fiel mir auch nichts ein, worauf er hätte neidisch sein können. Das Einzige, worauf ich mich noch besann, war Gotandas Geschicklichkeit. Mit welch anmutigen, eleganten Handgriffen er zum Beispiel den Bunsenbrenner anzündete oder das Mikroskop einstellte. Und wie gebannt die Mädchen jede seiner Gesten und Bewegungen verfolgten, als bestaunten sie ein Weltwunder. Ich konnte also meinen Kram nur deshalb so entspannt machen, weil alles Schwierige an ihm hängen blieb.

Das sagte ich aber nicht, sondern hörte ihm nur zu.

Ein wenig später kam ein gut gekleideter Mann um die vierzig an unseren

Tisch und klopfte Gotanda auf die Schulter. Sie begrüßten sich wie alte Bekannte. Mein Blick wurde automatisch von der Rolex an seinem Handgelenk angezogen, die so imposant funkelte, dass ich blinzeln musste. Nachdem er mich gleich zu Anfang für den Bruchteil einer Sekunde gemustert hatte, ignorierte er mich nun vollständig. Es war ein Blick, als hätte er eine Fußmatte begutachtet. Trotz meiner Armani-Krawatte war ihm augenblicklich klar, dass ich kein Prominenter war. Er und Gotanda hielten Small Talk: wie es momentan so liefe, dass man sehr beschäftigt sei, demnächst mal wieder Golf spielen wolle und so weiter. Irgendwann verabschiedete sich der Rolexträger mit einem neuerlichen Schulterklopfen und einem »Bis demnächst« von Gotanda und verzog sich.

Nach seinem Abgang zog Gotanda ein paar Millimeter die Augenbrauen hoch und gab dann dem Ober ein Zeichen, er möge die Rechnung bringen. Er unterschrieb, ohne einen Blick darauf zu werfen.

»Geht auf mich. Läuft sowieso alles unter Spesen«, erklärte er. »Es geht nicht um Geld, nur um Spesen.«

Ich bedankte mich für die Einladung.

»Das ist keine Einladung. Ich sag dir doch, alles Spesen«, erwiderte er tonlos.

Anschließend fuhren wir in seinem Mercedes zu einer Bar in einer Seitenstraße in Anzabu. Wir setzten uns ans Ende der Theke und bestellten diverse Cocktails. Gotanda schien ziemlich viel zu vertragen, er wirkte überhaupt nicht betrunken. Weder lallte er, noch wurde sein Blick glasig. Er redete munter weiter. Über die Hohlheit der Fernsehanstalten. Über die schwachsinnigen Sendeleiter. Über all die Möchtegern-Talente, die er zum Kotzen fand. Über die Pseudokritiker, die in Nachrichten-Shows auftraten. Er war ein guter Geschichtenerzähler, eloquent und scharfsinnig in seinen Beobachtungen.

Dann wollte er mehr über mich erfahren. Wie mein Leben so verlaufen sei. Ich lieferte eine geraffte Version meiner Lebensgeschichte. Erzählte von dem Büro, das ich nach der Uni mit einem Freund betrieben hatte. Dass wir für Werbeagenturen und Redaktionen gearbeitet hatten, dass es gut lief, ich aber aufgrund gewisser Umstände ausgestiegen war. Ich sprach über meine Heirat und meine Scheidung. Erwähnte meine derzeitige freiberufliche Tätigkeit als Journalist, dass ich nicht viel verdienen würde, aber auch keine Zeit hätte, Geld auszugeben. Ich wunderte mich, wie ruhiges klang, als ich mein Leben rekapitulierte. Als wäre es gar nicht meine Geschichte.

Die Bar begann sich zu füllen, was die Unterhaltung erschwerte. Außerdem starrten einige Gäste zu Gotanda rüber. »Lass uns zu mir gehen«, sagte er. »Ich wohne ganz in der Nähe. Da stört uns keiner, und was zu trinken gibt's auch.«

Seine Wohnung lag ein paar Ecken weiter. Gotanda schickte den Chauffeur nach Hause. Imposante Behausung. Es gab zwei Fahrstühle. Für einen brauchte man einen speziellen Schlüssel.

»Die Wohnung hat mir meine Agentur besorgt, als die Scheidung lief und ich zu Hause rausgeflogen bin. Sie konnten doch einen berühmten Filmstar, der von seiner Frau vor die Türe gesetzt wurde, nicht einfach in einer billigen Bruchbude hausen lassen. Das wäre schlecht für mein Image.

Natürlich zahle ich Miete. Offiziell vermietet die Agentur die Wohnung an mich. Die Miete läuft über mein Spesenkonto. Perfektes Zusammenspiel.«

Es war ein Penthouse mit einem geräumigen Wohnzimmer, zwei weiteren Zimmern, einer Küche und einer Dachterrasse, von der man den Tokyo Tower deutlich sehen konnte. Die Einrichtung war recht geschmackvoll. Die simple, puristische Ausstattung hatte sicher einiges gekostet. Auf dem Parkettboden lagen prachtvolle Perserteppiche in verschiedenen Größen. Das stattliche Sofa war weder zu hart noch zu weich. Üppige Topfpflanzen in Kübeln waren effektvoll arrangiert. Die Beleuchtung war modernes italienisches Design, das Dekor sparsam. Lediglich ein paar Teller aus der Zeit der Ming-Dynastie auf dem Sideboard. Nirgendwo ein Staubkörnchen. Vermutlich kam täglich eine Putzfrau vorbei. Auf dem Tisch lagen GO-Hefte und Architekturzeitschriften herum.

»Hübsche Wohnung«, lobte ich.

»Wie im Filmstudio, nicht wahr?«

»So kann man es sehen«, erwiderte ich und ließ nochmals meinen Blick durchs Zimmer schweifen.

»Das kommt dabei raus, wenn man alles einem Innenarchitekten überlässt. Wie eine Kulisse. Äußerst fotogen. Manchmal klopfe ich gegen die Wände, um mich davon zu überzeugen, dass sie keine Attrappen sind. Steril, kein Hauch von Leben. Aber hübsch anzusehen.«

»Na, dann solltest du hier eben deine persönlichen Geruchsmarken hinterlassen.«

»Das Problem ist nur, ich habe keine«, sagte er mit ausdrucksloser Stimme.

Er legte eine Platte auf den Bang & Olufsen-Plattenteller und setzte die Nadel auf. Die Musik - eine alte LP von Bob Cooper - ertönte aus nostalgischen JBL-P88-Boxen. Diese phantastischen Exemplare stammten aus der Zeit, in der Lautsprecher noch nach was klangen, bevor JBL seine neurotischen Profimodelle in Umlauf brachte.

»Was kann ich dir zu trinken anbieten?«, fragte er. »Egal, ich nehme das Gleiche wie du.«

Er verschwand in der Küche und kam mit einer Flasche Wodka, Soda, Eiswürfeln und drei halbierten Zitronen auf einem Tablett zurück. Während wir die Drinks zu uns nahmen, hörten wir coolen, sauberen Westtoast-Jazz. Trotz der fehlenden oder kaum vorhandenen persönlichen Note fühlte ich mich nicht unbehaglich. Es war eine Ansichtssache. Für mich war es ein ganz gemütlicher Raum. Ich lümmelte mich auf dem Sofa und trank behaglich meinen Wodka-Tonic.

»Ich hatte eine Reihe von Möglichkeiten«, sagte Gotanda und blickte dabei durch sein Glas zum Deckenlicht empor. »Ich hätte Arzt werden können, wenn ich gewollt hätte. An der Uni habe ich Kurse für das Lehramt besucht. Ich könnte bei einer erstklassigen Firma angestellt sein. Aber nun ist das aus mir geworden. Das ist mein Leben. Komisch. Die Karten lagen ausgebreitet vor mir. Ich hätte jede nehmen können. Und was ich auch angepackt hätte, es wäre mir gelungen. Ich war zuverlässig. Aber genau deshalb blieb mir keine Wahl.«

»Ich habe niemals verschiedene Karten zur Auswahl vor mir gehabt«, sagte ich mit vollem Ernst. Gotanda sah mich aus schmalen Augen an und musste lachen. Er hielt es offensichtlich für einen Scherz.

Er schenkte uns neu ein, quetschte eine Zitrone aus und warf die Schale in den Mülleimer. »Sogar in meine Ehe bin ich regelrecht hineingeschlittert. Wir hatten im selben Film mitgespielt und uns dabei näher kennen gelernt. Während der Dreharbeiten sind wir gemeinsam etwas trinken gegangen oder mit einem Mietwagen durch die Gegend kutschiert. Danach haben wir uns weiterhin verabredet. Die anderen fanden auch, dass wir gut zusammenpassten, also haben wir uns zur Heirat entschlossen. Ich habe mich sozusagen da hineinmanövrieren lassen. Du kannst dir überhaupt nicht vorstellen, wie klein und beschränkt das Showbusiness ist. Als würde man in einer Mietskaserne in einer düsteren Seitengasse hausen. Wenn man erst mal in den Sog gerät, kann man sich nicht mehr wehren. Das Milieu bekommt dann Macht über dich. Trotz allem, ich habe sie sehr gemocht, wirklich. Sie war das Beste, was mir in meinem ganzen Leben passiert ist. Das ist mir nach unserer Heirat bewusst geworden. Ich wollte sie ganz für

mich haben, aber es lief nicht. In dem Moment, wo ich mich ernsthaft für etwas entscheide, habe ich es schon verloren - Frauen, Rollen, was auch immer. Sobald mir etwas zugeteilt wird, gelingt mir alles. Ergreife ich hingegen die Initiative, dann rinnt es mir durch die Finger.«

Ich hörte ihm schweigend zu.

»Ich bin nicht depressiv«, sagte er. »Ich liebe sie immer noch. Das ist es. Manchmal denke ich, wie schön es doch wäre, wenn wir beide die Schauspielerei aufgeben und ein geruhsames Leben führen würden. Wir bräuchten nicht so eine hochgestochene Wohnung. Keinen Maserati. Nur einen anständigen Job und ein anständiges Heim. Kinder natürlich. Nach der Arbeit würde ich mit Freunden in der Kneipe hocken und ein bisschen herumsülzen. Und dann nach Hause zu ihr. Den Civic oder Subaru würde ich in Raten abzahlen. So würde mein Alltag aussehen. Mehr wünschte ich mir gar nicht. Hauptsache, sie ist da. Aber leider macht sie mir einen Strich durch die Rechnung, denn sie hat andere Vorstellungen. Ihre Familie erwartet mehr von ihr. Die Mutter ist eine ehrgeizige Drillmama, der Vater vom Geld besessen. Der ältere Bruder ist ihr Manager, und der jüngere baut andauernd irgendwelchen Mist, und das auszubügeln kostet Geld. Ihre Schwester strebt eine Karriere als Sängerin an und kann nicht aussteigen. Ihr selbst sind diese Wertvorstellungen schon als Kleinkind eingeimpft worden. Sie hat ihr Leben lang dieses Schema erfüllen müssen. Sie lebt nach einem fabrizierten Image. Du und ich sind da ganz anders. Sie hingegen hat nicht die geringste Ahnung von der realen Welt. Aber sie hat ein gutes Herz. Sie hat so etwas phantastisch Reines an sich. Davon bin ich überzeugt. Nur - es klappt nicht mit uns. Ich bin da wirklich ratlos. Aber weißt du was? Vorigen Monat habe ich mit ihr geschlafen.«

»Mit deiner Geschiedenen?«

»Ja. Findest du das pervers?«

»Nein, das nicht gerade«, erwiderte ich.

»Sie kam hierher. Aus welchem Grund, weiß ich auch nicht. Rief vorher an, dass sie gerne vorbeischauen würde. Klar, komm nur, habe ich gesagt. Wir haben etwas getrunken und geredet wie in alten Zeiten und landeten

natürlich im Bett. Es war toll. Sie sagte mir, sie liebe mich immer noch, und ich gestand ihr, wie sehr ich mir wünschte, noch einmal mit ihr von vorn anzufangen. Aber darauf ist sie nicht eingegangen. Sie hat sich das nur angehört und gelächelt. Ich habe ihr von einem normalen Leben vorgeschwärmt. So wie ich es dir gerade geschildert habe. Sie saß nur da und lächelte, doch in Wirklichkeit hat sie gar nicht zugehört. Von Anfang an nicht. Als würde man gegen eine Wand reden. Keine Reaktion. Vergeudete Liebesmüh. Sie hatte sich bloß allein gefühlt und wollte mit jemandem kuscheln. Und ich war eben gerade verfügbar. Nicht gerade sehr schmeichelhaft für mich, aber so ist es. Sie lebt in einer völlig anderen Welt. Wenn sie sich einsam fühlt, muss nur jemand da sein, der dieses Gefühl vertreibt, dann ist alles wieder in Ordnung. Sie würde keinen Schritt weiter gehen. Ich bin da anders.«

Die Platte war zu Ende, es herrschte einen Augenblick Stille. Er hob den Tonarm hoch und schien über etwas nachzudenken.

»Was hältst du davon, ein paar Mädchen herzubestellen?«

»Meinetwegen. Wenn dir danach ist«, antwortete ich.

»Hast du schon mal käuflichen Sex gehabt?«

»Niemals«, sagte ich.

»Warum nicht?«

»Kam mir gar nicht in den Sinn«, antwortete ich ehrlich.

Gotanda zuckte die Schultern und meinte: »Heute Nacht solltest du es mal ausprobieren. Ich werde das Mädchen bestellen, das immer zusammen mit Kiki kam. Vielleicht weiß sie etwas über sie.«

»Tu ganz, was du willst«, erwiderte ich. »Sag mal, fällt das etwa auch unter Spesen?«

Er füllte lachend sein Glas mit Eiswürfeln auf. »Ja. Kaum zu glauben, was? Der Club ist nämlich als Partyservice getarnt. Sie stellen einwandfreie Rechnungen aus. Das System ist so undurchschaubar, dass man ihnen nur schwerlich auf die Schliche kommen kann. Sex als Bewirtungskosten. Verrückte Welt, was?«

»Fortgeschrittener Kapitalismus«, sagte ich.

Während wir auf die Mädchen warteten, kamen mir Kikis wundervolle Ohren in den Sinn. Ich fragte Gotanda, ob er sie je gesehen hätte.

»Ihre Ohren?«, fragte er leicht verwundert. »Nein, die habe ich nicht bemerkt. Oder vielleicht doch, aber ich kann mich nicht daran erinnern. Was war denn mit ihren Ohren?«

»Ach, nichts weiter«, sagte ich.

Es war kurz nach Mitternacht, als die Mädchen eintrafen. Eine davon war die atemberaubende Schönheit, von der Gotanda so geschwärmt hatte. Sie war in der Tat umwerfend. Die Sorte Frau, die einem unvergesslich bleibt, auch wenn man ihr nur kurz begegnet und nicht einmal mit ihr geredet hat. Eine Frau, von der Männer ewig träumen. Weder schrill noch mondän. Trenchcoat, grüner Kaschmirpulli, schlichter Wollrock. Außer ein paar Ohrsteckern trug sie keinen Schmuck. Wie eine Studentin.

Die andere Frau trug ein Kleid in dezenten Farben und eine Brille. Ich wusste gar nicht, dass es bebrillte Prostituierte gab. Sie war zwar nicht so umwerfend wie die andere, aber doch attraktiv - schlaksige Glieder und ein sonnengebräunter Teint. Sie sagte, sie habe die letzte Woche in Guam am Strand verbracht. Ihr kurzes Haar war ordentlich mit Haarspangen zusammengehalten. Sie trug ein Silberarmband. Ihre flinken Bewegungen und die straffe Haut erinnerten an eine geschmeidige Raubkatze.

Ich musste an die Oberschulzeit denken. Diese beiden unterschiedlichen Typen konnte man in jeder Klasse finden - die elegante Schöne und die quirlige Attraktive. Es war wie bei einem Klassentreffen. Oder besser gesagt, wie bei einem gemeinsamen Umtrunk danach, mit Gleichgesinnten in entspannter Atmosphäre. Mag albern klingen, diese Assoziation, aber solch ein Gefühl hatte ich. Ich verstand jetzt, was Gotanda mit »entspannt« gemeint hatte. Er schien mit beiden Sex gehabt zu haben, denn sie begrüßten sich ganz locker. »Na, wie geht's denn?« - in diesem Stil. Gotanda stellte mich als ehemaligen Klassenkameraden vor, der inzwischen mit Schreiben sein Geld verdiente. Sie begrüßten mich mit einem warmen

Lächeln nach dem Motto »Keine Sorge, wir sind doch alle Freunde«. Ein Lächeln, das einem in der wirklichen Welt kaum begegnet. »Hallo«, grüßte ich zurück.

Wir saßen auf dem Boden oder lümmelten auf dem Sofa, tranken Brandy-Soda und unterhielten uns, während im Hintergrund Joe Jackson, Chic und Alan Parsons Project dudelte. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung, die wir alle genossen. Gotanda spielte dem Mädchen mit der Brille seine Zahnarztrolle vor. Er war wirklich gut, besser als ein echter Zahnarzt. Ein geborener Schauspieler.

Gotanda flüsterte dem Mädchen mit der Brille, das neben ihm saß, etwas ins Ohr, und sie kicherte hin und wieder. Die Schöne hatte sich inzwischen an meine Schulter geschmiegt und hielt meine Hand. Sie duftete so herrlich, dass einem der Atem stockte. Wirklich wie bei einem Klassentreffen, dachte ich. Das Mädchen, das dir plötzlich gesteht: *Ich habe dich immer gemocht, wusste aber nie, wie ich es dir sagen sollte. Warum hast du mich nicht verführt?* Das Traumbild eines jeden Mannes, eines jeden Jungen. Ich legte meinen Arm um sie, und sie schloss die Augen und tastete mit ihrer Nasenspitze nach meinem Ohr. Ihre Lippen glitten sanft meinen Nacken hinab. Ich bemerkte, dass Gotanda mit seinem Mädchen verschwunden war. Vermutlich hatten sie sich ins Schlafzimmer verzogen. »Könntest du das Licht ein bisschen dimmen?«, bat sie mich, und ich schaltete die Deckenbeleuchtung aus, sodass nur noch die kleine Tischlampe brannte. Bob Dylan sang gerade *It's all over now, baby blue.*

»Zieh mich aus, ganz langsam«, flüsterte sie mir ins Ohr. Also zog ich ihr erst den Pullover aus, dann den Rock, die Bluse und die Strümpfe - ganz langsam. Automatisch faltete ich ihre Sachen zusammen, besann mich dann aber. Dann entkleidete sie mich. Armani-Schlips, Levis, T-Shirt. Sie stand in knappem BH und Slip vor mir.

»Und?«, fragte sie mich.

»Toll«, sagte ich. Sie hatte einen phantastischen Körper. Schön, vital, makellos und sexy.

»Wie toll?«, feuerte sie mich an. »Beschreib mal etwas genauer. Je besser

du es tust, umso mehr werde ich dich verwöhnen.«

»Es erinnert mich an früher. An meine Oberschulzeit«, sagte ich aufrichtig.

Sie kniff einen Moment ungläubig die Augen zu, blickte mich dann aber lächelnd an. »Du bist ein wenig eigenartig, was?« »Habe ich was Falsches gesagt?«

»Überhaupt nicht«, sagte sie. Dann kam sie zu mir und tat Dinge, die noch niemand in meinem ganzen vierunddreißigjährigen Leben mit mir gemacht hatte. Gewagte, aufregende Dinge, auf die man nicht so ohne weiteres käme. Doch irgendjemandem waren sie offensichtlich eingefallen. Meine Nervosität legte sich, ich schloss die Augen und gab mich ganz dem Strom der Wollust hin. Diese Art von Sex war ganz anders als alles, was ich bisher erlebt hatte.

»Nicht schlecht«, sagte ich. Es lief immer noch Bob Dylan. Welchen Song sang er jetzt? *A Hard Rain's A-Gonna Fall.* Ich nahm sie zärtlich in die Arme. Sie kuschelte sich weich an mich. Wann kann man schon zu Bob-Dylan-Musik mit einer phantastischen Frau schlafen und das Ganze von der Steuer absetzen? In den guten alten sechziger Jahren war das jedenfalls undenkbar gewesen.

Alles nur Bilder, meldete sich mein Verstand. Ein Knopfdruck, und alles ist weg. Eine Sexszene in 3-D. Verfeinert mit erotischem Eau-de-Cologne-Duft, weicher Haut und heißem Atem. Ich folgte dem vorgeschriebenen Kurs und ejakulierte, worauf wir beide im Badezimmer eine Dusche nahmen. Nur in Badetücher gewickelt, kehrten wir ins Wohnzimmer zurück, hörten Dire Straits und andere Platten und nippten an unseren Brandys.

Sie fragte mich, worüber ich schriebe. Ich erklärte es ihr kurz, worauf sie meinte, es klinge nach einem interessanten Job. Je nachdem, erwiderte ich. Meine Arbeit sei kulturelles Schneeschaufeln. Dann würde sie sinnlichen Schnee schaufeln, sagte sie. Ich musste lachen. Ob ich nicht Lust hätte auf eine Runde gemeinsames Schneeschaufeln? Wir wälzten uns auf dem Teppich. Diesmal trieben wir es ganz simpel, nicht so ausgedehnt. Und sie wusste wieder ganz genau, wie sie mir Lust bereiten konnte. Wie schafft sie das bloß? wunderte ich mich.

Später, als wir ausgestreckt in Gotandas luxuriöser Badewanne lagen, fragte ich sie nach Kiki. »Kiki«, wiederholte sie. »Von ihr habe ich schon lange nichts mehr gehört. Kennst du sie?«

Ich nickte.

Sie schürzte die Lippen wie ein kleines Mädchen und holte tief Luft. »Sie ist nicht mehr da. Plötzlich war sie verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Wir waren ziemlich gut befreundet, sind zusammen einkaufen oder irgendwo was trinken gegangen. Dann ist sie abgetaucht, ohne Bescheid zu sagen. Vor einem Monat etwa, oder etwas früher. Aber das ist nichts Ungewöhnliches in diesem Gewerbe. Man reicht keine Kündigung ein, sondern steigt einfach aus, ohne Erklärung. Schade, dass sie nicht mehr da ist. Wir haben uns gut verstanden. Aber so läuft das eben. Wir sind nun einmal keine Pfadfinderinnen.« Sie streichelte meinen Bauch und fuhr sacht über meinen Schwanz. »Hast du mit Kiki geschlafen?«

»Wir haben sogar zusammengelebt, vor etwa vier Jahren.«

»Vor vier Jahren?«, wiederholte sie mit einem Lächeln. »Ziemlich lange her, die Geschichte. Vor vier Jahren war ich noch ein unschuldiges Schulmädchen.«

»Hast du irgendeine Idee, wo ich Kiki finden könnte?«, fragte ich.

»Ziemlich schwierig, schätze ich. Keine Ahnung, wo sie jetzt steckt. Wie gesagt, sie hat sich einfach aus dem Staub gemacht, aus heiterem Himmel. Ich wüsste wirklich nicht, wo du nach ihr suchen könntest. Sag mal, hängst du noch an ihr?«

Ich streckte mich in der Wanne aus und blickte zur Decke empor. Liebte ich Kiki immer noch? »Weiß ich auch nicht, ehrlich gesagt. Aber das spielt eigentlich keine Rolle, ich muss sie einfach sehen, unbedingt. Ich werde das Gefühl nicht los, dass sie nach mir verlangt. Andauernd träume ich von ihr.«

»Komisch«, sagte sie und sah mich an. »Ich träume nämlich auch manchmal von Kiki.«

»Was sind das für Träume?«

Sie antwortete nicht darauf, sondern sagte nur lächelnd, sie würde gern etwas trinken. Wir gingen ins Wohnzimmer zurück, hockten uns auf den

Boden und hörten bei einem Drink Musik. Sie schmiegte sich an meine Brust, und ich legte meinen Arm um ihre nackten Schultern. Gotanda und sein Mädchen ließen sich nicht blicken. Vermutlich eingeschlafen.

»Du nimmst es mir wahrscheinlich nicht ab«, sagte sie, »aber es macht richtig Spaß mit dir. Ehrlich. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich arbeite oder eine Show abziehe. Glaubst du mir das?«

»Ich glaube es dir«, sagte ich. »Ich genieße es auch. Es ist so entspannend. Wie bei einem Klassentreffen.«

»Du bist wirklich eigenartig«, sagte sie und kicherte.

»Um noch mal auf Kiki zurückzukommen«, hakte ich nach, »gibt es sonst jemanden, der etwas wissen könnte? Ihren richtigen Namen, ihre Adresse oder dergleichen?«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Über solche Dinge wird nie gesprochen. Wir haben alle Pseudonyme. Kiki. May - das bin ich. Die andere heißt Mami. Unsere Namen bestehen immer nur aus zwei Katakana-Silben. Wir wissen nichts über das Privatleben der anderen und fragen auch nicht nach. Es sei denn, jemand erzählt von sich aus. Das ist so Sitte bei uns. Wir kommen gut miteinander klar, gehen manchmal zusammen aus. Aber das hat nichts mit dem wirklichen Leben zu tun. Keine von uns weiß, was die andere für ein Mensch ist. Ich bin May. Sie ist Kiki. Wir führen kein reales Leben. Wir existieren nur als Traumbilder, als Luftgebilde. Puff! Unsere Namen sind nichts als Zeichen, die an den Illusionen haften. Deshalb respektieren wir unsere artifiziellen Images gegenseitig. Verstehst du?«

»Nur zu gut«, erwiderte ich.

»Einige Kunden bedauern uns, aber wir tun es nicht nur für Geld. Wir haben auch unseren Spaß dabei. Da der Club strikt auf die Mitgliedschaft achtet, haben wir nur ausgewählte Kunden, die sich mit uns vergnügen wollen. Wir alle haben unseren Spaß in dieser künstlichen Welt.«

»Vergnügliches Schneeschaufeln«, sagte ich.

»Genau«, erwiderte sie. Dann küsste sie meine Brust. »Manchmal ist es auch eine Schneeballschlacht.«

»May«, sagte ich. »Ich kannte mal ein Mädchen, das hieß wirklich so. Sie

war Sprechstundenhilfe in der Zahnarztpraxis neben meinem Büro. Stammte aus einer Bauernfamilie in Hokkaido. Alle nannten sie May, das Zicklein. Sie war dünn und hatte einen dunklen Teint. Ein nettes Mädchen.«

»May, das Zicklein«, wiederholte sie. »Und wie heißt du?« »Puh, der Bär«, erwiderte ich.

»Wie im Märchen«, sagte sie. »Klasse! May, das Zicklein, und Puh, der Bär.«

»Wie im Märchen«, sagte ich.

»Küss mich«, bat sie. Ich nahm sie in die Arme und küsste sie. Es war ein wundervoller Kuss. Ein nostalgischer Kuss. Dann tranken wir unseren soundsovielten Brandy-Soda und hörten Police. Schon wieder so ein idiotischer Name für eine Band. Wie kann man sich nur so nennen? Während ich noch darüber nachdachte, war sie bereits in meinen Armen eingeschlummert. Sie wirkte jetzt gar nicht mehr wie die umwerfende Traumfrau, sondern war ein ganz normales, zerbrechliches Mädchen. Wie beim Klassentreffen, dachte ich. Meine Uhr zeigte vier Uhr, und alles war totenstill. May, das Zicklein, und Puh, der Bär. Images, nichts weiter. Märchen auf Spesen. Police. Was für ein Tag! Was sich verbinden will, verbindet sich doch nicht ganz. Dem Faden folgen, bis er plötzlich reißt. Ich habe Gotanda wiedergesehen und sogar eine gewisse Zuneigung zu ihm entwickelt. Ich habe May, das Zicklein, kennen gelernt. Wir haben zusammen geschlafen. Es war wundervoll. Ich wurde Puh, der Bär. Sinnliches Schneeschaufeln. Aber es wird zu nichts führen.

Ich ging in die Küche, um Kaffee zu kochen, worauf die anderen drei wach wurden und aufstanden. Es war halb sechs. May trug einen Bademantel, Mami kam in Gotandas Paisley-Pyjamajacke und Gotanda in der dazugehörenden Hose. Ich selbst hatte mich schon angezogen - Jeans und T-Shirt. Wir setzten uns an den Frühstückstisch, tranken Kaffee und reichten uns Butter und Marmelade für die Toasts. Auf UKW lief *Barockmusik für Sie.* Henry Purcell.

»Wie auf dem Campingplatz«, sagte ich.

»Kuckuck«, rief May.

Um halb sieben rief Gotanda für die Mädchen ein Taxi. May küsste mich zum Abschied und sagte: »Falls du Kiki wiedersiehst, bestell ihr liebe Grüße von mir.« Ich gab ihr meine Visitenkarte und bat sie, mich anzurufen, wenn sie etwas erfahren sollte. Sie nickte und zwinkerte mir zu. »Vielleicht ergibt sich noch mal eine Gelegenheit zum gemeinsamen Schneeschaufeln.«

»Zum Schneeschaufeln?«, fragte Gotanda.

Gotanda und ich setzten uns wieder an den Tisch und tranken frischen Kaffee. Ich bin nämlich ein exzellenter Kaffeekocher. Die Sonne war lautlos aufgegangen, und der Tokyo Tower funkelte in der Ferne. Es erinnerte mich an eine alte Nescafé-Werbung. Bestimmt die gleiche Kulisse. *Tokyo beginnt seinen Morgen mit Nescafe* ... oder so ähnlich. Egal. Jedenfalls funkelte jetzt der Tokyo Tower, und wir tranken Kaffee.

Um diese Zeit hetzen normale Leute zur Arbeit oder zur Schule. Wir hingegen nicht. Ich hatte die Nacht mit einer professionellen Traumfrau verbracht und trank jetzt verkatert Kaffee. Vermutlich würde ich gleich selig schlafen. Ob man es nun gut finden mag oder nicht, Gotanda und ich waren vom normalen Lebensstil ausgeschlossen.

»Was hast du heute noch so vor?«, fragte er mich.

»Nach Hause gehen und erst mal ausschlafen«, sagte ich. »Sonst nichts.«

»Ich werde jetzt ebenfalls ein Nickerchen machen. Mittags habe ich einen Termin. Besprechung der Dreharbeiten.«

Dann schwiegen wir eine Weile und betrachteten den Tokyo Tower.

»Und, hat's Spaß gemacht?«, fragte mich Gotanda etwas später. »Oh ja«, erwiderte ich.

»Hast du was über Kiki rausbekommen?« Ich schüttelte den Kopf. »Nur, dass sie plötzlich verschwunden sei. Wie du sagtest. Nirgends eine Spur von ihr. Selbst May kennt ihren richtigen Namen nicht.«

»Ich werde mich mal bei der Filmgesellschaft umhören«, sagte er. »Vielleicht kriege ich ja da etwas heraus.«

Er verzog leicht den Mund und kratzte sich mit dem Teelöffelstiel an der

Schläfe. Seine weibliche Fangemeinde wäre hingerissen gewesen.

»Was willst du eigentlich tun, falls du sie wiedersiehst? Neu anfangen? Oder ist es nur eine nostalgische Anwandlung?«

Das wüsste ich auch nicht, sagte ich. So weit hatte ich noch nicht gedacht.

Als wir den Kaffee ausgetrunken hatten, brachte mich Gotanda in seinem makellosen, braunen Maserati nach Shibuya. Ich hatte ein Taxi nehmen wollen, aber er bestand darauf. Es sei ja nicht weit.

»Hast du, was dagegen, wenn ich mich demnächst wieder bei dir melde? Es war toll, mit dir zu reden. Ich kenne sonst niemanden, mit dem ich mich so unterhalten kann. Wenn es dir nichts ausmacht, können wir uns doch bald mal wieder treffen?«

»Klar«, sagte ich. Ich dankte ihm für die Steaks, die Drinks, die Mädchen und so weiter. Er schüttelte nur sacht den Kopf. Wortlos, aber ich verstand schon, was er meinte.

20

Die folgenden Tage verliefen ereignislos. Täglich kamen mehrere geschäftliche Anrufe, die ich jedoch nur über meinen Anrufbeantworter entgegennahm, ohne mich zurückzumelden. Gut zu wissen, dass ich immer noch so gefragt war. Ich machte mir Essen und schlenderte durch Shibuya, wo ich mir Tag für Tag *Unerwiderte Liebe* anschaute. Es waren immer noch Ferien, und das Kino war gerammelt voll, hauptsächlich mit Schülern. Ich schien der einzige seriöse Erwachsene zu sein. Sie kamen nur, um die Teenie-Hauptdarstellerin und den Popsänger zu sehen, Handlung und Niveau des Films interessierten sie wenig. Sobald ihre Idole auf der Leinwand erschienen, schallten hysterische »Wow«-Rufe durch den Saal. Es herrschte ein Tumult wie in einem Tierasyl. Selbst wenn die Idole gerade nicht zu sehen waren, lärmten sie herum, raschelten mit Tüten, schmatzten, schwatzten und kabbelten sich. Ich hätte den ganzen Laden am liebsten in Brand gesteckt.

Wenn der Film anfing, las ich aufmerksam den Vorspann und fand Kikis Namen, ganz klein geschrieben.

Sobald die bewusste Szene vorbei war, schlenderte ich auf meiner üblichen Route durch das Viertel. Zwischendurch legte ich Kaffeepausen ein. Der Frühling mit seinen linden Lüften hatte unzweifelhaft Einzug gehalten. Die Erde drehte sich pflichtbewusst und unverdrossen um die Sonne. Ein kosmisches Mysterium. Es erstaunte mich jedes Mal aufs Neue, dass der Frühling auf den Winter folgte. Und damit verbunden dieser einmalige Duft. Jahr für Jahr war es immer der gleiche Geruch. Ungemein subtil, aber unverwechselbar.

Die Stadt war zugekleistert mit Wahlplakaten. Unansehnliche Visagen. Lautsprecherwagen waren unterwegs. Man verstand überhaupt nichts. Nur Geplärr. Ich dachte die ganze Zeit an Kiki. Irgendwann fiel mir auf, dass Bewegung in meine Beine kam, meine Schritte leichtfüßiger wurden. Auch mein Denkvermögen war schärfer als zuvor. Ich ging langsam, aber ich kam

voran. Ich hatte ein Ziel, und dadurch fiel mir das Gehen auf natürliche Weise leicht. Ein gutes Zeichen. *Tanzen,* dachte ich. Das ewige Grübeln hatte keinen Sinn. Hauptsache voranschreiten, das eigene System in Schwung halten. Aufmerksam hinschauen, wohin mich der Fluss als Nächstes brachte. Im *Diesseits* bleiben.

Die letzten Märztage verliefen ruhig. Von außen betrachtet, gab es keine Fortschritte. Ich erledigte Einkäufe, bereitete mir meine bescheidenen Mahlzeiten zu, ging ins Kino, um mir *Unerwiderte Liebe* anzuschauen, und unternahm lange Spaziergänge. Wieder zu Hause, hörte ich die Anrufe ab, aber sie waren nur geschäftlicher.

Nachts las ich und trank allein. Jeder Tag war eine Wiederholung des vorigen. Der oft besungene April - sei es von T. S. Eliot in Gedichten oder von Count Basie - stand vor der Tür. Wenn ich nachts ohne Gesellschaft trank, kreisten meine Gedanken um die Nacht mit May, dem Zicklein, Schneeschaufeln. Eine merkwürdig isolierte Erinnerung, ohne jegliche Verbindung. Weder zu Gotanda noch zu Kiki. Wie ein Traum, und dennoch real. Bis in das kleinste Detail. In gewissem Sinne viel lebendiger als die Wirklichkeit, nur eben zusammenhanglos. Ein Ereignis, an das ich gern zurückdachte. Eine Berührung der Seelen in reduzierter Form. Das *Wir-sind-doch-alle-Freunde-Lächeln.* Frühstück auf dem Campingplatz. *Kuckuck.*

Ich versuchte mir vorzustellen, wie Kiki und Gotanda zusammen geschlafen haben mochten. Hatte sie mit ihm die gleichen erotischen Spiele getrieben wie May mit mir? Beherrschten alle Mädchen im Club diese Praktiken als ihr berufliches Know-how? Oder waren sie die ganz persönliche Note von May? Wie sollte ich das herausfinden? Gotanda konnte ich schlecht fragen. Damals, als Kiki mit mir zusammenlebte, war sie in Sachen Sex eher passiv gewesen. Sie erwiderte meine Umarmungen leidenschaftlich, ergriff jedoch niemals von sich aus die Initiative oder äußerte einen speziellen Wunsch. Sie konnte völlig loslassen und genießen, und ich fand diese Art von Sex auch niemals unbefriedigend. Es war wun-

dervoll, sie so entspannt in meinen Armen zu halten. Ihr geschmeidiger Körper, ihre friedlichen Atemzüge, ihre heiße Vagina. Ich konnte mich nicht beklagen. Nur konnte ich mir nicht vorstellen, dass sie jemandem - Gotanda zum Beispiel - Sex als Dienstleistung anbot. Wahrscheinlich reichte meine Phantasie hier einfach nicht aus. Wie hielten Prostituierte eigentlich ihr privates und professionelles Sexleben auseinander? Das war für mich ein Rätsel. Wie ich Gotanda gesagt hatte, hatte ich vor May noch nie käuflichen Sex mit einer Frau gehabt. Ich habe mit Kiki geschlafen. Und Kiki war ein Callgirl. Aber ich habe nicht mit dieser Kiki geschlafen, sondern mit der Privatperson. Andersherum habe ich mit dem Callgirl May Sex gehabt, aber nicht mit der privaten May. Es hatte also wenig Sinn, diese beiden Fälle zu vergleichen. Solche Überlegungen machten die Sache nur noch komplizierter. Und überhaupt, inwieweit war Sex ein mentaler Vorgang, und wann fing er an, technisch zu werden? Wie viel war davon real und wie viel Schauspielerei? War ein hinlängliches Vorspiel eher eine mentale Frage? Empfand Kiki wirklich Lust, wenn sie mit mir schlief? Hatte sie in dem Film tatsächlich nur gespielt? Oder erregte es sie, wenn Gotandas Finger über ihren Rücken glitten?

Das Reale und das Imaginäre gerieten heillos durcheinander.

Nehmen wir Gotanda. Seine Doktorrolle war reine Fiktion. Trotzdem wirkte er echter als alle Ärzte, die ich kannte. Denn er strahlte Zuverlässigkeit aus, man vertraute ihm.

Was war mein eigenes Image? Hatte ich überhaupt eins?

Tanzen, hatte der Schafsmann gesagt. *Brillant tanzen, dass alle dich bewundern.*

Hieß das, dass ich auch ein Image besaß? Und wenn ja, würde ich damit andere Leute beeindrucken können? Na ja, schätzte ich, wahrscheinlich mehr als mit meiner realen Person.

Wenn ich müde wurde, wusch ich noch die Gläser ab und putzte mir die Zähne, dann ging ich schlafen. Und am nächsten Morgen brach ein neuer Tag an. Die Zeit vergeht wie im Flug. Es ist bereits Anfang April. Flüchtig,

verletzlich und schön wie eine Passage von Truman Capote - die ersten Apriltage.

Am Vormittag ging ich zu Kinokuniya, um dressierten Salat zu besorgen. Außerdem kaufte ich einen Sechserpack Bierdosen, drei Flaschen Wein im Sonderangebot, Bohnenkaffee, geräucherten Lachs für meine Sandwiches, Miso und Tofu.

Zu Hause fand ich eine Nachricht von Yuki auf dem Anrufbeantworter vor. Mit völlig lethargischer Stimme teilte sie mir mit, sie werde sich gegen zwölf noch einmal melden, und ich solle doch bitte da sein. Es war jetzt elf Uhr zwanzig. Ich machte mir einen starken Kaffee und setzte mich auf den Boden, um die letzte Folge von Ed McVain über die 87. Polizeiwache zu lesen. Eigentlich hatte ich diese Lektüre schon vor zehn Jahren abbrechen wollen, aber jedes Mal, wenn eine neue Folge erschien, fiel ich wieder darauf herein. Um eine eingefleischte Gewohnheit abzulegen, sind zehn Jahre doch eine allzu lange Zeit. Um fünf nach zwölf klingelte das Telefon. Es war Yuki.

»Wie geht's?«, fragte sie.

»Sehr gut«, erwiderte ich.

»Was treibst du gerade?«

»Ich mache mir gerade Mittagessen. French Butter Rolls von Kinokuniya, belegt mit geräuchertem Lachs, knackigem, dressiertem Salat, hauchdünn geschnittenen, in Eiswasser eingeweichten Zwiebelringen und Meerrettich. Wenn die Sandwiches mir gelingen, schmecken sie vielleicht so gut wie die von der Delikatessenbude in Kobe. Kann natürlich auch schief gehen. Doch Fehlschläge führen zur Vollendung.«

»So 'n Blödsinn.«

»Aber köstlich«, sagte ich. »Und wenn du glaubst, ich spinne, frag deine Bienen. Oder deinen Klee. Es schmeckt wirklich grandios.« »Was soll der Quatsch mit den Bienen und dem Klee?« »Ach, das ist nur so eine Metapher.«

Sie seufzte. »Du solltest mal langsam erwachsen werden mit deinen vierunddreißig Jahren. Selbst auf mich wirkst du ziemlich kindisch.«

»Du meinst, ich sollte etwas gesellschaftsfähiger werden?«

Sie ignorierte meine Frage. »Ich würde gern ein bisschen herumfahren. Wie wär's mit heute Abend?«

»Ich glaube, ich habe Zeit«, sagte ich nach kurzer Überlegung. »Dann hol mich um fünf hier in Akasaka ab. Erinnerst du dich noch, wo ich wohne?«

»Ja. Aber sag mal, warst du etwa die ganze Zeit allein dort in dem Apartment?«

»Ja. In Hakone ist doch nichts los. Wir wohnen mitten in den Bergen. Was soll ich da allein? Hier ist es viel interessanter.«

»Und deine Mutter? Ist sie immer noch nicht zurück?«, fragte ich.

»Nicht, dass ich wüsste. Sie hat sich überhaupt nicht gemeldet. Wahrscheinlich steckt sie noch in Katmandu. Ich sag dir doch, auf sie ist absolut kein Verlass. Keine Ahnung, wann sie wiederkommt.«

»Und wie kommst du finanziell zurecht?«

»Kein Problem. Ich habe eine Kreditkarte, über die ich frei verfügen kann. Habe ich meiner Mama aus dem Portemonnaie stibitzt. Eine Karte weniger fällt ihr gar nicht auf. Ich muss schon für mich selber sorgen, um nicht vor die Hunde zu gehen. Die spinnt einfach. Ist doch wohl begreiflich, was ich tue, findest du nicht?«

Ich vermied eine direkte Antwort und fragte stattdessen: »Isst du denn ordentlich?«

»Na klar. Was denkst du denn? Ohne Essen würde ich ja wohl kaum überleben.«

»Ich habe eigentlich gefragt, ob du dich *ordentlich* ernährst?« Yuki räusperte sich. »Na ja, Kentucky Fried Chicken, McDonald's, Dairy Queen ... und ab und zu Lunchboxes.«

Junkfood.

»Ich hole dich um fünf ab«, sagte ich. »Dann gehen wir was Vemünftiges essen. Deine Ernährung ist wirklich grauenhaft. Mädchen in der Pubertät müssen einfach ordentlich essen. Wenn du so weitermachst, kriegst du nachher Probleme mit deiner Periode. Es bleibt natürlich dir überlassen, wie du dich entwickelst, aber wenn du Probleme mit der Periode hast, fällst du

damit den Menschen in deiner Umgebung zur Last. Du solltest auch an die anderen denken.«

»So ein Schwachsinn«, sagte Yuki, diesmal etwas weniger vorlaut.

»Ach übrigens, wenn es dir nicht allzu viel ausmacht, gib mir doch mal die Telefonnummer von eurer Wohnung in Akasaka.« »Wieso?«

»Weil einseitige Kommunikation nicht fair ist. Du hast meine Nummer, ich aber deine nicht. Du kannst mich anrufen, wenn dir danach ist, ich hingegen nicht. Ist doch ungerecht. Abgesehen davon kann mir ja etwas dazwischenkommen, und dann könnte ich dich nicht erreichen und unsere Verabredung absagen. Äußerst unpraktisch.«

Sie schniefte offenbar verunsichert, gab mir dann aber die Nummer. Ich notierte sie unter der von Gotanda in meinem Adressbuch.

»Aber lass dir bloß nicht einfallen, Verabredungen einfach abzublasen. Darin ist Mama schon Meister. Einer von der Sorte reicht mir.«

»Keine Sorge. Ich bin nicht so jemand, der Pläne einfach über den Haufen wirft, das schwöre ich dir. Frag den Schmetterling oder den Schneckenklee. Es dürfte kaum jemanden geben, der seine Versprechen so gut hält wie ich. Aber es kann doch immer plötzlich etwas Unvorhergesehenes dazwischenkommen in dieser großen, komplizierten Welt. Etwas, über das ich keine Macht habe. Dann wäre es doch sehr ungünstig, wenn ich keine Verbindung zu dir aufnehmen kann, verstehst du?«

»Unvorhergesehene Zwischenfälle«, sagte sie. »Aus heiterem Himmel«, sagte ich.

»Sollten besser nicht geschehen«, sagte Yuki. »Besser nicht«, echote ich.

Aber genau das taten sie.

21

Und zwar kurz nach drei. In Gestalt zweier Personen. Ich stand gerade unter der Dusche, als es an der Tür klingelte. Ich zog meinen Bademantel über, und bis ich aufmachen konnte, hatte es bereits acht Mal geläutet. Das ungeduldige Klingeln löste bei mir ein nervöses Prickeln aus. Ich öffnete die Tür, und vor mir standen zwei Männer. Einer sah aus wie Mitte vierzig, der andere schien in meinem Alter zu sein. Der ältere war groß und hatte eine Narbe auf der Nase. Ein bisschen zu gebräunt für diese Jahreszeit. Es war der tiefe, bodenständige Bronzeton eines Fischers und nicht die Bräune, die man bei einem Strandurlaub in Guam oder beim Skilaufen bekam. Er hatte störrisches Haar, Riesenpranken und trug einen grauen Mantel. Der jüngere hingegen war klein, langhaarig und hatte schmale, stechende Augen. Eine Generation zuvor hätte man ihn einen Schöngeist genannt. Einer von der Sorte, die sich in literarischen Zirkeln durch die Mähne fahren und dabei deklarieren: »Also doch Mishima.« In den Seminaren an der Uni gab es auch solche Exemplare. Er hatte einen dunkelblauen Trenchcoat an. Beide trugen schwarze Schuhe. Altmodische, ausgetretene Billiglatschen, um die man einen großen Bogen machen würde, wenn sie am Straßenrand lägen. Ebenso um die beiden Gestalten, die nicht gerade Typen waren, mit denen man befreundet sein wollte. »Fischer« und »Schöngeist« taufte ich das Duo fürs Erste.

Schöngeist zog unaufgefordert seinen Ausweis hervor, den er mir wortlos entgegenhielt. Wie im Film. Ich hatte noch nie einen Polizeiausweis gesehen, aber ein Blick genügte, um zu wissen, dass er echt war. Genauso abgenutzt wie seine Schuhe. Als er ihn aus der Tasche zog, dachte ich zuerst, er wolle mir ein Literaturmagazin verkaufen.

»Vom Polizeirevier Akasaka«, sagte Schöngeist. Ich nickte.

Fischer stand schweigend daneben, die Hände in den Manteltaschen vergraben. Ganz beiläufig hatte er einen Fuß in meine Tür gestellt. Damit ich sie nicht schließen konnte, versteht sich. Meine Güte! Echt filmreif.

Schöngeist steckte seinen Ausweis wieder ein und musterte meinen Aufzug: nasse Haare und nur mit einem Bademantel bekleidet. Immerhin ein grüner Bademantel von VIZ. Natürlich eine Lizenzproduktion, aber es stand deutlich lesbar *VIZ* auf dem Rücken. Das Shampoo war von Wella. Ich brauchte mich also nicht zu schämen. Deshalb verhielt ich mich abwartend, bis sie mir die Sache erklärten.

»Wir möchten Ihnen ein paar Fragen stellen und Sie deshalb bitten, mit aufs Revier zu kommen«, sagte Schöngeist.

»Fragen? Zu was denn?«, wollte ich wissen.

»Alles zu seiner Zeit«, erwiderte er. »Erst müssen einige Formalitäten erledigt werden, also ist es besser, wenn wir uns gleich zum Revier begeben.«

»Ich darf mich aber noch anziehen, ja?«

»Aber sicher doch«, sagte Schöngeist, ohne die Miene zu verziehen. Monotone Stimme, ausdrucksloses Gesicht. Gotanda hätte einen besseren Kommissar abgegeben. Noch echter. So sah also die Realität aus.

Während ich mich im Zimmer anzog, warteten die beiden vor der offen stehenden Tür. Ich zog meine übliche Montur an: Bluejeans, grauer Pullover und Tweedjackett. Föhnte mir die Haare, steckte Portemonnaie, Ausweis und Schlüssel ein, schloss die Fenster, drehte den Gashahn zu, schaltete das Licht aus und den Anrufbeantworter ein. Dann zog ich meine dunkelblauen Topsider an. Die beiden beobachteten gebannt, wie ich in die Schuhe schlüpfte. Fischer hatte immer noch seinen Fuß in der Tür.

Der Streifenwagen war unauffällig abseits vom Hauseingang geparkt. Am Steuer saß wie erwartet ein uniformierter Polizist. Zuerst stieg Fischer ein, dann ich und zum Schluss Schöngeist. Schon wieder wie im Film. Schöngeist schloss schweigend die Tür, und los ging die Fahrt.

Die Straßen waren verstopft, aber der Streifenwagen zuckelte langsam ohne Sirene weiter. Als säße man im Taxi, nur ohne Tachometer. Wir standen mehr im Stau, als dass wir fuhren, was den anderen Fahrern reichlich Gelegenheit bot, zu mir herüberzustarren. Niemand sagte ein Wort. Fischer saß mit verschränkten Armen da und stierte vor sich hin. Schöngeist

blickte angestrengt grimassierend aus dem Fenster, als würde er Landschaftsschilderungen einstudieren. Wie mochten die wohl lauten? Düstere Elegien, deren Worte keiner verstand.

Der Frühling als Begriff - mit den dunklen Fluten wälzt er sich heran. Seine Ankunft entfacht Leidenschaft in den Gemütern namenloser Massen, die eingepfercht in den Ritzen der Stadt hausen. Fegt sie lautlos in den Treibsand der Unfruchtbarkeit.

Die Passage musste raus aus meinem Kopf - Satz für Satz wieder gelöscht werden. Was zum Teufel sollte *Der Frühling als Begriff* bedeuten? Oder *Treibsand der Unfruchtbarkeit?* Weshalb heckte ich solchen Blödsinn aus? Aufhören! Aber sofort. In Shibuya wälzten sich immer noch Massen von stumpfsinnigen Mittelschülern in schriller, clownesker Aufmachung durch die Straßen. Keine Leidenschaft, kein Treibsand, nichts.

Auf dem Polizeirevier wurde ich in einen Vernehmungsraum im ersten Stock geführt. Er war höchstens neun Quadratmeter groß und hatte ein winziges Fenster, durch das kaum Licht fiel, da das Nachbargebäude zu dicht daneben stand. Es gab einen Tisch, zwei Bürostühle sowie zwei Plastikhocker. An der Wand hing eine Uhr, deren Schlichtheit nicht mehr zu unterbieten war. Das war alles. Kein Kalender, kein Bild, kein Aktenschrank, keine Blumenvase, kein Spruch, kein Teegeschirr. Nur Tisch, Stühle und eine Uhr. Auf dem Tisch ein Aschenbecher, ein Behälter mit Stiften und am Rand ein Aktenstapel. Als die beiden den Raum betraten, zogen sie ihre Mäntel aus und legten sie zusammengefaltet auf die Plastikhocker. Sie ließen mich auf einem der stählernen Bürostühle Platz nehmen. Fischer setzte sich mir gegenüber, Schöngeist stand etwas abseits und blätterte in seinem Notizbuch. Die beiden sagten vorerst kein Wort, und ich schwieg ebenfalls.

»Also, was haben Sie gestern Abend gemacht?«, begann Fischer nach einer geraumen Weile. Es war das erste Mal, dass er den Mund aufmachte.

Gestern Abend? Was hatte ich denn da gemacht? Ich konnte den gestrigen Abend von dem Abend davor nicht unterscheiden, ebenso wenig wie diesen von allen vorangehenden. Traurig, aber wahr. Ich versuchte mich zu

besinnen. Das brauchte Zeit.

»Hören Sie«, sagte Fischer und räusperte sich. »Wenn Sie uns hier mit dem Gesetz und all dem Krempel kommen, kann die Angelegenheit sehr langwierig werden. Ich habe Ihnen eine simple Frage gestellt: Was haben Sie von gestern Abend bis heute Morgen gemacht? Es kann doch nicht so schwer sein, darauf eine Antwort zu geben, oder?«

»Ich versuche mich ja gerade zu besinnen«, sagte ich.

»Dazu müssen Sie nachdenken? Es war gestern: Wir haben Sie nicht nach dem letzten August gefragt. Da gibt's doch nichts zu überlegen«, höhnte Fischer.

Deshalb kann ich mich ja auch nicht erinnern, wollte ich antworten, ließ es aber bleiben. Sie würden ohnehin nicht begreifen, dass man ein vorübergehendes Blackout haben kann. Dächten höchstens, ich hätte eine Schraube locker.

»Wir können warten«, sagte Fischer. »Nehmen Sie sich ruhig Zeit zum Nachdenken.« Er zog eine Packung Seven Stars aus der Jackentasche und zündete sich eine Zigarette mit einem Bic-Feuerzeug an. »Rauchen Sie?«

»Nein danke«, lehnte ich ab. Laut *Brutus,* einem Lifestyle-Magazin, rauchte der fortgeschrittene Städter nicht. Doch das schien die beiden nicht zu kümmern. Sie qualmten mit sichtlichem Genuss. Fischer seine Seven Stars und Schöngeist Short Hope. Beide Kettenraucher. Und offenbar keine *Brutus-Leser*. Null Trendbewusstsein.

»Wir geben Ihnen noch fünf Minuten«, sagte Schöngeist, ausdruckslos wie immer. »In der Zeit wird Ihnen ja wohl was einfallen. Wo Sie gestern Nacht waren, was Sie gemacht haben.«

»Wir haben es mit einem Intellektuellen zu tun, musst du wissen«, sagte Fischer zu Schöngeist. »Den Unterlagen zufolge ist er nämlich nicht das erste Mal vorgeladen. Seine Fingerabdrücke sind registriert. Was haben wir denn hier? Studentenbewegung. Störung von Amtshandlungen. Eine Anklageschrift. Das dürfte also hier nichts Neues für ihn sein. Hartgesottenes Bürschchen, würde ich sagen. Scheint die Polizei nicht besonders leiden zu können. Mit dem Gesetz kennt er sich auch gut aus.

Besonders mit der Verfassung und seinen Rechten als Staatsbürger. Wahrscheinlich wird er gleich nach seinem Anwalt verlangen.«

»Aber er ist doch aus freien Stücken mitgekommen, und wir haben ihm nur eine ganz gewöhnliche Frage gestellt.« Schöngeist spielte den Erstaunten. »Niemand hat von Untersuchungshaft gesprochen. Es gibt also gar keinen Grund, einen Anwalt zu fordern. Wie kann man nur auf so eine verwegene Idee kommen? Ist mir unbegreiflich.«

»Nun, wenn du mich fragst, ist das mehr als ein harmloser Fall von Polizeiphobie. Der Gute scheint auf alles, was mit dieser Institution in Verbindung steht, allergisch zu reagieren. Vom Streifenwagen bis zum Verkehrspolizisten. Darum wird er sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben, mit uns zu kooperieren«, sagte Fischer.

»Mach dir doch keinen Kopf. Sobald er uns eine Antwort gegeben hat, kann er wieder nach Hause. Wenn er ein Mensch mit praktischem Verstand ist, wird er uns wohl entgegenkommen. Außerdem bemüht sich kein Anwalt nur deswegen hierher, weil jemand gefragt wurde, was er gestern Nacht gemacht habe. Die haben ja wohl wichtigere Dinge zu tun. Einem gebildeten Menschen wie ihm müsste das doch eigentlich einleuchten.«

»Na«, sagte Fischer, »wollen wir es hoffen. Dann würde er uns allen viel Zeit ersparen. Wir haben zu tun, und er bestimmt auch. Verzögerungen vergeuden nur unsere kostbare Zeit und sind ermüdend. Ziemlich ermüdend sogar.«

Diese Kabarettnummer dauerte bereits fünf Minuten.

»Nun, wie sieht's aus?«, wandte sich Fischer an mich. »Haben Sie sich inzwischen erinnern können?«

Natürlich nicht, aber ich verspürte auch gar keine Lust dazu. Irgendwann würde es mir wahrscheinlich einfallen, aber im Moment hatte ich ein Blackout. »Zuerst würde ich gern mal wissen, worum es überhaupt geht«, sagte ich. »Wenn Sie mir das nicht verraten, werde ich auch nichts preisgeben. Solange ich nicht im Bilde bin, möchte ich nichts sagen, was zu meinen Ungunsten ausgelegt werden könnte. Zuerst sollte man eigentlich die Umstände erfahren, bevor einem Fragen gestellt werden. Das gebietet

schon die Höflichkeit. Sie verstoßen da für mein Empfinden gegen die guten Sitten.«

»Er möchte nichts zu seinen Ungunsten sagen«, wiederholte Schöngeist, als wolle er den Satz prüfen. »Und wir verstoßen gegen die guten Sitten.«

»Ich hab dir doch gesagt, er ist ein Intellektueller«, sagte Fischer daraufhin. »Verschrobene Weltanschauung. Er mag keine Polizei. Abonniert *Asahi Shimbun* und liest *Sekai.«*

»Ich abonniere keine Tageszeitung und lese auch nicht *Sekai«,* berichtigte ich ihn. »Und solange Sie mir nicht erklären, weshalb Sie mich hierhergeschleppt haben, bin ich nicht gewillt zu reden. Beleidigen Sie mich nur, wenn Ihnen danach ist. Ich habe ohnehin nichts zu tun. Zeit ist also nicht mein Problem.«

Die beiden warfen sich einen kurzen Blick zu.

»Das heißt also, Sie würden unsere Frage beantworten, wenn wir Ihnen die Situation erläutern?«

»Vermutlich«, sagte ich.

Schöngeist hielt die Arme verschränkt und ließ seinen Blick an der Wand hochgleiten. »Der hat ja Humor«, schnaubte er. *»Vermutlich,* sagt er.«

Fischer rieb sich seine quer über die Nase verlaufende Narbe. Sie stammte wahrscheinlich von einer Messerstecherei und war ziemlich tief, so verzogen, wie das Fleisch rundherum aussah.

»Jetzt hören Sie mir mal gut zu«, sagte er. »Wir haben noch mehr zu tun, und das hier ist eine ernste Angelegenheit. Wir wollen das jetzt ganz schnell hinter uns bringen. Uns macht es auch keinen Spaß. Wir möchten um sechs nach Hause und mit unseren Familien gemütlich zu Abend essen. Wir haben nichts gegen Sie. Sie sollen uns nur sagen, was Sie gestern Nacht gemacht haben, sonst nichts. Wenn Sie eine reine Weste haben, können Sie uns doch getrost alles erzählen. Oder haben Sie etwas zu verbergen?«

Ich starrte auf den gläsernen Aschenbecher vor mir.

Schöngeist klappte sein Notizbuch zu und steckte es in die Tasche. Dreißig Sekunden lang sagte niemand etwas.

Fischer steckte sich indessen eine Seven Star in den Mund und zündete sie

an.

»Zähes Bürschchen«, sagte er.

»Will er etwa das Menschenrechtskomitee einschalten?«, fragte Schöngeist.

»Ich bitte dich«, wandte Fischer ein. »Das ist doch kein Fall für Menschenrechte. Das gehört zu den Pflichten eines Bürgers. Der hat nämlich bei polizeilichen Ermittlungen weitestgehend zu kooperieren. Das steht auch im Gesetzbuch, auf das Sie sich doch so gerne beziehen. Wieso haben Sie eigentlich eine solche Abneigung gegen uns Polizisten? Wir sind doch immer gut genug, wenn es darum geht, sich nach dem Weg zu erkundigen oder uns zu Hilfe zu rufen, wenn jemand einbricht. Also, unterstützen wir uns doch gegenseitig. Hier geht es nur um eine Bagatelle, wieso sind Sie so widerspenstig? Es handelt sich doch wirklich bloß um eine ganz formelle, simple Frage. Was haben Sie gestern Nacht gemacht? Ist doch nicht so kompliziert, oder? Also lassen Sie uns das hinter uns bringen. Dann können wir nämlich zum nächsten Fall übergehen. Sie wollen doch sicher auch nach Hause. Und alles ist wieder paletti. Was meinen Sie?«

»Ich möchte erst wissen, um was es geht«, beharrte ich. Schöngeist kramte ein Taschentuch hervor und schnaubte sich laut die Nase. Fischer holte ein Plastiklineal aus der Schublade und schlug es gegen seine Handfläche.

»Hören Sie«, sagte Schöngeist und warf sein voll gerotztes Taschentuch in den Papierkorb. »Begreifen Sie denn nicht, dass Ihre Lage langsam bedenklich wird?«

»Wir haben nicht 1970. Sie können es sich nicht leisten, hier einen auf Systemgegner zu machen«, sagte Fischer, sichtlich genervt. »Die Zeiten sind vorbei. Wir alle, Sie und ich, sind fest in die Gesellschaft eingebunden. Es gibt weder Macht noch Gegenmacht. Das ist passé. Wir leben in einer großen Gemeinschaft. Es hat keinen Zweck, die öffentliche Ruhe zu stören. Das System ist felsenfest etabliert. Und wem das nicht behagt, der halte still und warte das große Erdbeben ab. Man kann sich auch ein Loch graben. Aber sich hier aufzuspielen bringt gar nichts, keinem von uns. Die reinste Verschwendung. Jemand mit Köpfchen wie Sie sollte das eigentlich

kapieren.«

»Na ja, wir sind ein wenig überarbeitet. Tut mir Leid, falls wir uns im Ton vergriffen haben sollten. Ich möchte mich dafür entschuldigen«, schaltete sich Schöngeist ein, wobei er erneut in seinem Notizbuch blätterte. »Aber wie gesagt, wir sind ein bisschen kaputt. Ich habe seit vorgestern Nacht kaum ein Auge zugemacht. Und meine Kinder habe ich die letzten fünf Tage nicht mehr zu Gesicht bekommen. Nichts Ordentliches gegessen. Auch wenn es Ihnen nicht passt, unser Einsatz dient der Gesellschaft. Und da kommt einer wie Sie an und verweigert renitent die Antwort. Das kann einen ganz schön kribbelig machen. Verstehen Sie? Unsere Laune wird dadurch nicht besser. Sie schaden sich nur selbst damit. Wir wollten die Angelegenheit eigentlich schnell hinter uns bringen, aber nun haben wir den Salat. Natürlich können Sie sich auf das Gesetz berufen. Als Bürger haben Sie Rechte. Aber das ist eine zeitraubende Prozedur. Und solange sich das hinschleppt, kann es ziemlich unangenehm für Sie werden. Gesetze sind sehr vertrackt, und das kostet Zeit. Das leuchtet Ihnen doch wohl ein, oder?«

»Verstehen Sie uns nicht falsch, wir wollen Sie nicht einschüchtern«, warf Fischer ein. »Er hat Ihnen nur einen freundlichen Rat gegeben. Es ist nicht unsere Absicht, Ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten.«

Ich blieb stumm und starrte auf den Aschenbecher. Er hatte weder ein Muster noch ein Logo. Nur ein alter, verschmutzter Aschenbecher aus Glas. Früher mochte er durchsichtig gewesen sein, aber jetzt war das Glas trübe, und an den Rändern klebten Teerrückstände. Wie lange mochte er wohl schon auf diesem Tisch stehen? Vielleicht zehn Jahre?

Fischer ließ erneut das Plastiklineal gegen seine Handfläche klatschen.

»Na schön«, lenkte er ein. »Dann werde ich die Umstände erklären. Das entspricht zwar nicht unseren Gepflogenheiten bei Verhören, aber da Sie ja auch ein Wörtchen mitzureden haben, richten wir uns nach Ihnen. Also ...«

Er legte das Lineal auf den Tisch und holte aus einer der Aktenmappen einen Umschlag hervor, aus dem er großformatige Fotos zog. Nachdem er drei Abzüge vor mir ausgebreitet hatte, nahm ich sie in die Hand, um sie

näher zu betrachten. Es waren nüchterne Schwarzweißaufnahmen ohne künstlerische Note. Das war auf den ersten Blick zu erkennen. Auf allen Fotos war eine nackte Frau abgebildet. Das erste zeigte sie bäuchlings auf einem Bett liegend. Lange Beine, straffer Po. Die Haare lagen vom Nacken aufwärts wie ein Fächer ausgebreitet und verdeckten ihr Gesicht. Die Beine waren gerade so weit gespreizt, dass ihr Geschlechtsteil zu sehen war. Die Arme hingen schlaff zur Seite. Sie sah aus, als schliefe sie. Sonst war nichts Auffälliges erkennbar.

Das nächste Foto war schon etwas drastischer. Die Frau lag jetzt auf dem Rücken, sodass Brüste, Scham und Gesicht zu erkennen waren. Hände und Füße waren geschlossen wie bei einer aufrechten Standposition. Es war offensichtlich, dass sie tot war. Ihre Augen weit aufgerissen, der verzerrte Mund erstarrt. Es war May.

Das letzte Foto war ein Close-up von ihrem Gesicht. Es bestand kein Zweifel: Die Frau war May. Keine umwerfende Schönheit mehr. Nur erstarrte Agonie. Am Hals war ein Streifen erkennbar, als wäre die Haut dort stark gerieben worden. Meine Kehle war ganz trocken, ich konnte kaum schlucken. Meine Handflächen kribbelten. May. Ihr wundervolles Liebesspiel. Bis zum Morgen hatten wir lustvoll Schnee geschaufelt, Dire Straits gehört und Kaffee getrunken. Und nun ist sie tot. Existiert nicht mehr. Ich wollte den Kopf schütteln, hielt mich aber zurück. Ohne mir etwas anmerken zu lassen, reichte ich Fischer die drei Fotos zurück. Sie hatten mich genau beobachtet, während ich die Fotos betrachtete. Und? Mit fragender Miene blickte ich zu Fischer.

»Sie kennen diese Frau, nicht wahr?«, wollte er von mir wissen.

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste«, antwortete ich. Wenn ich die Frage bejaht hätte, wäre Gotanda automatisch in die Sache verwickelt worden. Er war schließlich das Verbindungsglied zwischen May und mir. Das konnte ich ihm jetzt unmöglich antun. Vielleicht steckte er ja bereits mittendrin, aber das konnte ich momentan nicht wissen. Falls er aber erwähnt haben sollte, dass ich mit May die Nacht verbracht hatte, stünde ich in einem ziemlich ungünstigen Licht. Dann hätte ich eine Falschaussage ge-

macht. Da hörte der Spaß dann auf. Es war also ein Vabanquespiel. Aber auf keinen Fall durfte ich *von mir aus* seinen Namen ins Spiel bringen. Für ihn sah die Situation ganz anders aus. Es würde einen schrecklichen Skandal und Medienrummel geben.

»Werfen Sie noch einmal einen Blick darauf«, sagte Fischer mit bedeutungsschwerer Stimme. »Es ist äußerst wichtig. Schauen Sie es sich genau an, und dann beantworten Sie bitte meine Frage. Haben Sie die Frau schon einmal gesehen? Und keine Lügen, wenn ich bitten darf. Wir sind Profis, uns kann man nichts vormachen. Der Polizei die Unwahrheit zu sagen hätte böse Konsequenzen für Sie. Ist das klar?«

Ich betrachtete die Fotos eingehend, obwohl ich es lieber vermieden hätte, aber das durfte ich nicht.

»Nie gesehen«, sagte ich. »Sie ist tot, oder?«

»Sie ist tot«, wiederholte Schöngeist in lyrischem Tonfall. »Mausetot. Toter geht's nicht. Es war sonnenklar, als wir sie am Tatort vorfanden. Eine tolle Frau. Splitternackt hat sie da gelegen. Man hat sofort erkannt, dass es ein Klasseweib war. Aber nun ist sie tot. Da spielt es keine Rolle mehr, ob sie schön ist oder nackt. Sie ist bloß noch eine Leiche, die verwesen wird. Ihre Haut wird abfaulen und das modernde Fleisch zum Vorschein bringen. Und dazu noch der Gestank! Und die Maden. Haben Sie so was schon mal erlebt?« Ich verneinte.

»Wir aber, zigmal. In manchen Fällen lässt sich nicht mehr erkennen, ob die Frau einmal schön war. Sie ist nur noch ein Klumpen verwesendes Fleisch. Wie ein verfaultes Steak. Der Gestank verdirbt einem erst mal für eine Weile den Appetit. In unserem Job ist man zwar einiges gewohnt, aber dieser Gestank ist einfach unsäglich. Was schließlich bleibt, ist dann nur noch das Skelett. Kein Verwesungsgestank mehr. Alles knochentrocken. Schneeweiß und schön - ein reines Skelett. Bei ihr war es natürlich noch nicht so weit. Sie war noch nicht verwest. Einfach nur tot. Kalt und starr. Ganz steif. Man hat sofort erkannt, dass es ein Klasseweib war. Wenn sie am Leben gewesen wäre, hätte man Lust auf sie gehabt. Aber bei einer Toten empfindet man nichts mehr. Zwischen einer Leiche und einem

Lebenden besteht ein himmelweiter Unterschied. Ein Toter ist wie ein Bildnis aus Stein. Wenn man diese Grenzlinie überschritten hat, ist alles zunichte. Aus und vorbei. Man kann dann nur noch drauf warten, verbrannt zu werden. Ein so hübsches Ding. Welch ein Jammer! Wenn sie noch am Leben wäre, würde sie auch weiterhin so klasse aussehen. Jemand hat sie umgebracht. Eine Schande. Auch sie hatte ein Recht auf Leben. Sie war erst Anfang zwanzig. Jemand hat sie mit einem Strumpf erdrosselt. Ein qualvoller Tod. Es geht nicht so fix, sondern ist äußerst grausam. Man kriegt es voll mit, dass man stirbt. Warum muss ich hier und jetzt sterben, fragt man sich. Ich möchte doch noch weiterleben. Wenn der Sauerstoff knapp wird, spürt man, wie man erstickt. Alles verschwimmt vor den Augen, und man uriniert. Man möchte sich wehren, hat aber keine Kraft mehr. Ein langsamer Tod. Keine schöne Art zu sterben. Wir möchten dieses Schwein zu fassen bekommen, das dieses junge Mädchen so grausam ermordet hat. Unbedingt. Es war Mord, und noch dazu ein sehr sadistischer. Ein körperlich Überlegener hat ein schwaches Geschöpf auf brutale Weise umgebracht. Das darf nicht geduldet werden. Wenn man so etwas zulässt, wird die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert. Der Täter muss gefasst und bestraft werden. Das ist unsere gottverdammte Pflicht. Sonst findet er eventuell noch weitere Opfer.«

»Gestern Mittag hatte die junge Frau ein Doppelzimmer in einem Nobelhotel in Akasaka reserviert. Um fünf hat sie eingecheckt, allein«, zählte Fischer die Fakten auf. »Sie erwähnte, dass ihr Mann später käme. Namen und Telefonnummer waren gefälscht. Sie hat im Voraus bezahlt. Um sechs bestellte sie dann beim Zimmerservice eine Portion Essen. Sie war also zu diesem Zeitpunkt allein. Um sieben stand das Tablett vor ihrer Tür. Das Nicht-stören-Schild hing an der Tür. Check-out war am nächsten Tag um zwölf. Um halb eins rief die Rezeption bei ihr an, aber es ging niemand ans Telefon. Als der Portier mit einem Zweitschlüssel die Zimmertür öffnete, lag sie nackt auf dem Bett, tot. So wie man es auf dem ersten Foto sehen kann. Niemand hatte einen Mann kommen sehen. Im Hotel gibt es ganz oben ein Restaurant, sodass eine Menge Leute mit dem Fahrstuhl

unterwegs waren. Übrigens ein beliebter Ort für Stelldicheins. Man bleibt inkognito.«

»In ihrer Handtasche haben wir nichts gefunden, was auf ihre Identität hinweist«, sagte Schöngeist. »Keinen Führerschein, kein Adressbuch, keine Kreditkarten. Auch keine Initialen an ihrer Kleidung. Nur Schminkzeug, ein Portemonnaie mit dreißigtausend Yen und Antibabypillen, sonst nichts. Bis auf eine Sache, etwas versteckt im Portemonnaie. Eine Visitenkarte, auf der Ihr Name steht.«

»Wollen Sie immer noch behaupten, Sie kennen sie nicht?«, fragte mich Fischer nachdrücklich. Ich schüttelte den Kopf. Ich hätte ihnen ja gern geholfen, den Täter zu fassen, aber ich musste zuerst auf die Lebenden Rücksicht nehmen.

»Nun, jetzt, wo Sie wissen, weshalb wir Sie zum Verhör mit aufs Revier genommen haben, werden Sie uns ja wohl sagen können, wo Sie gestern Nacht gewesen sind, oder?«, drängte mich Schöngeist.

»Um sechs habe ich mir zu Hause etwas zu essen gemacht. Anschließend habe ich gelesen, ein paar Drinks zu mir genommen und bin dann kurz vor zwölf ins Bett gegangen.« Mein Erinnerungsvermögen war wieder da. Wahrscheinlich wegen der Fotos von Mays Leiche.

»Kann das jemand bezeugen, mit dem Sie im Laufe des Abends zusammen waren?«, fragte Fischer.

»Nein, ich war die ganze Zeit allein.«

»Und Anrufe? Hat vielleicht jemand mit Ihnen telefoniert?«

Auch das verneinte ich. »Es gab einen einzigen Anruf um neun, aber nur auf dem Band, ich habe nicht abgenommen. Später habe ich ihn abgehört. Rein geschäftlich.«

»Wieso schalten Sie Ihren Anrufbeantworter ein, obwohl Sie zu Hause sind?«, fragte Fischer.

»Ich habe Urlaub. Da will ich nicht über berufliche Dinge reden.« Sie erkundigten sich nach dem Namen und der Telefonnummer des Anrufers, und ich gab beides an.

»Sie haben also erst allein zu Abend gegessen und dann die ganze Zeit

gelesen, richtig?«, fragte Fischer.

»Davor habe ich noch abgewaschen«, fügte ich hinzu. »Was haben Sie denn gelesen?«

»Sie werden es kaum glauben, Kafkas *Prozess.«*

Fischer notierte sich Autor und Titel, wusste aber nicht genau, wie man das schrieb. Schöngeist musste es ihm buchstabieren. Wie erwartet, kannte er Kafkas *Prozess.*

»Bis kurz vor zwölf, haben Sie gesagt«, wiederholte Fischer. »Und Sie haben getrunken?«

»Ja, abends. Zuerst Bier und dann Brandy.« »Wie viel haben Sie getrunken?«

»Zwei Dosen Bier und etwa eine viertel Flasche Brandy. Ach ja, und Dosenpfirsiche habe ich auch noch gegessen.«

Fischer notierte alles: *Aß auch Dosenpfirsiche.* »Fällt Ihnen sonst noch was ein? Auch wenn es nur nebensächliche Details sind.«

Ich dachte kurz nach, konnte mich aber an nichts Weiteres erinnern. Es war ein Abend ohne besondere Vorkommnisse. Ich hatte ganz friedlich ein Buch gelesen, während in dieser für mich ruhigen, unbedeutenden Nacht May mit einem Strumpf stranguliert wurde. Ich sagte ihnen, mehr falle mir nicht ein.

Schöngeist räusperte sich und sagte: »Sie sollten jetzt mal ernsthaft Ihren Grips anstrengen. Sie befinden sich nämlich in einer ziemlich heiklen Position.«

»Wieso heikel? Ich habe nichts getan«, entgegnete ich. »Ich arbeite als freier Journalist, da lasse ich überall meine Visitenkarten liegen. Keine Ahnung, wie dieses Mädchen daran gekommen ist. Nur weil sie meine Karte dabeihatte, heißt das doch noch lange nicht, dass ich sie umgebracht habe.«

»Wenn Ihre Visitenkarte so bedeutungslos ist, wieso hatte sie dann nur diese eine bei sich?«, warf Fischer ein. »Dafür gibt es zwei Hypothesen. Die erste lautet: Die Dame hatte im Hotel ein Stelldichein mit jemandem aus Ihrer Branche, der sie dann umgebracht hat. Danach hat der Kerl sämtliche Dinge, die den Verdacht auf ihn lenken könnten, aus ihrer Handtasche

entfernt. Nur die im Portemonnaie versteckte Visitenkarte hat er dabei übersehen. Die zweite Erklärung: Die Lady ist eine Professionelle. Eine Nutte. Und zwar eine Edelnutte, die nur in Luxushotels ihrem Gewerbe nachgeht. Eine von der Sorte, die nichts bei sich haben, was ihre Identität verraten könnte. Und dann hat ein Kunde sie ermordet, aus irgendeinem Grund. Vermutlich ein Psychopath, denn Geld wurde nicht entwendet. Das sind unsere beiden Theorien. Was halten Sie davon?«

Ich neigte den Kopf leicht zur Seite, sagte aber nichts.

»Ihre Visitenkarte ist jedenfalls das Hauptindiz. Es ist zur Zeit unser einziger Anhaltspunkt«, sagte Fischer bedeutsam und klopfte mit der Kulispitze auf die Tischplatte.

»Eine Visitenkarte ist doch nur ein Stück Papier mit einem gedruckten Namen und kein Indiz«, sagte ich. »Das beweist absolut gar nichts.«

»Im Moment noch nicht«, entgegnete Fischer, immer noch klopfend. »Das allein beweist natürlich noch nichts. Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Die Jungs von der Spurensicherung sind dabei, das Zimmer zu durchsuchen. Eine Obduktion wird ebenfalls durchgeführt. Morgen werden wir mehr wissen. Vor allem, welche Verbindungen im Spiel sind. Bis dahin müssen wir uns gedulden. Inzwischen sollten Sie auch noch ein bisschen Ihr Gedächtnis bemühen, und wenn wir die ganze Nacht hier zubringen müssen. Denken Sie gründlich nach. Nehmen Sie sich Zeit, dann kommt vielleicht noch einiges an die Oberfläche. Fangen wir ruhig noch mal ganz von vorne an. Was haben Sie gestern den ganzen Tag über gemacht? Von morgens an, jede Einzelheit, bitte.«

Ich schaute zur Wand. Die Uhr zeigte teilnahmslos zehn nach fünf. Plötzlich fiel mir meine Verabredung mit Yuki ein.

»Ich müsste unbedingt mal telefonieren, geht das?«, fragte ich Fischer. »Ich bin um fünf mit jemandem verabredet. Eine wichtige Verabredung. Ich muss unbedingt Bescheid sagen.«

»Ein Mädchen?«, erkundigte sich Fischer.

Ja«, antwortete ich.

Er nickte und wies auf das Telefon. Ich holte mein Notizbuch hervor und

wählte Yukis Nummer. Nach dem dritten Klingeln nahm sie ab.

»Du willst mir sicher sagen, dass etwas Unvorhergesehenes passiert ist und du nicht kommen kannst, nicht wahr?«, kam Yuki mir zuvor.

»Ein Zwischenfall«, erklärte ich. »Ich kann wirklich nichts dafür. Die Polizei hat mich gebeten, mit aufs Revier zu kommen. In Akasaka. Es würde zu lange dauern, dir das jetzt zu erklären. Jedenfalls komme ich hier so bald nicht weg.«

»Die Polizei? Was hast du denn angestellt?«

»Gar nichts. Es geht um einen Mordfall, und ich werde vernommen, da ich angeblich darin verwickelt sein soll.«

»So was Blödes«, sagte Yuki ungerührt.

»Aber wirklich«, stimmte ich ihr zu.

»Du hast doch niemanden umgebracht, oder?«

»Natürlich nicht«, entgegnete ich. »Ich baue zwar manchmal Mist und mache Fehler, aber ein Mörder bin ich nicht. Sie wollen nur etwas über die Umstände von mir wissen. Stellen eine Menge Fragen. Es tut mir furchtbar Leid, dass ich dich versetzen muss. Ich werde es wieder gutmachen.«

»Echt doof«, sagte sie noch und knallte wie üblich den Hörer auf.

Ich legte auf und reichte Fischer das Telefon hinüber. Die beiden hatten mein Gespräch angestrengt verfolgt, schienen sich aber keinen Reim darauf machen zu können. Wenn sie wüssten, dass ich eine Verabredung mit einem dreizehnjährigen Mädchen hatte, würde sich ihr Verdacht gegen mich erst recht erhärten. Sie würden mich vermutlich für einen perversen Lüstling oder so was halten. Ein vierunddreißigjähriger Mann geht doch nicht mit einem dreizehnjährigen Mädchen aus.

Sie befragten mich nun ausführlich zu Einzelheiten des gestrigen Tages, und Fischer schrieb sämtliche Angaben mit Kuli auf einen Block. Sogar völlig belanglose, blödsinnige Details. Pure Zeit- und Energieverschwendung. Was ich gegessen hatte, wo ich hingegangen war - alles wurde akribisch festgehalten. Ich beschrieb ihnen die genaue Zubereitung des Konyaku-Eintopfs. Schilderte ihnen spaßeshalber, wie ich den Bonito-Trockenfisch geraspelt hatte. Sie fassten das natürlich nicht als

Witz auf, sondern hielten alles pedantisch im Protokoll fest. Es wurde eine ziemlich dicke Akte, voller Bagatellen. Um halb sieben ließen sie von einem Lieferservice einen Imbiss kommen. Nicht sehr berauschend. Reinstes Junkfood. Fleischklößchen, Kartoffelsalat, Fischpastete und so 'n Zeug. Miese Zutaten und schlecht gewürzt. Fettig, versalzen und mit künstlichen Farbstoffen versaut. Aber da Fischer und Schöngeist ihr Mahl mit Heißhunger verschlangen, aß auch ich alles restlos auf. Ich wollte keinesfalls den Eindruck erwecken, dass mir die Sache auf den Magen geschlagen war.

Nach dem Essen brachte Schöngeist lauwarmen Tee. Die beiden steckten sich jeweils eine Zigarette an. Der kleine Raum war völlig verqualmt. Mir brannten die Augen, und meine Kleidung stank nach Rauch. Nach der Teepause setzten sie ihr Verhör fort. Eine Anhäufung sinnloser Nebensächlichkeiten. Von wo bis wo ich den *Prozess* gelesen hätte; um wie viel Uhr ich den Pyjama angezogen hätte - Quatsch dieser Art. Ich gab Fischer eine kurze Inhaltsangabe von Kafkas Roman, aber die schien ihn nicht sonderlich zu fesseln. Vermutlich war die Story für ihn zu banal. Ich fragte mich besorgt, ob Kafkas Literatur wohl das 21. Jahrhundert überleben würde. Nichtsdestotrotz protokollierte Fischer sogar meine Zusammenfassung des Romans. Unfassbar, die Akribie. Kafkaesk, könnte man sagen. Es war alles so absurd. Ich war missmutig und erschöpft. Mein Kopf funktionierte nicht mehr so recht. Die ganze Angelegenheit war mir einfach zu trivial, zu hohl. Aber sie spürten mit einer Eselsgeduld sämtliche Lücken in meinen Angaben auf und hielten meine Antworten detailliert fest. Hin und wieder musste sich Fischer nach der Schreibweise bestimmter Wörter erkundigen. Die ganze Prozedur schien sie überhaupt nicht anzuöden. Vielleicht waren sie ja auch müde, aber das Gekritzel ging weiter. Sie passten höllisch auf, dass ihnen nichts entging, dass alles lückenlos rekonstruiert wurde. Hin und wieder ging einer nach draußen und kam nach ein paar Minuten wieder. Hartgesottene Burschen.

Um acht übernahm Schöngeist die Schreibarbeit. Fischer schien der Arm lahm geworden zu sein, denn er vollführte ein paar Gymnastikübungen -

Händeschütteln, Kopfkreisen - im Stehen. Anschließend rauchte er erst mal eine. Schöngeist tat es ihm nach, bevor er weitere Fragen stellte. Das schlecht belüftete Zimmer war nun völlig vernebelt, als stünde man auf der Bühne eines Weather-Report-Konzertes. Ein Gemisch aus Junkfood- und Nikotingeruch. Ich wollte raus, um frische Luft zu schöpfen.

Ich sagte, ich müsse mal auf die Toilette. Rechts den Gang runter und dann links, wies mir Schöngeist den Weg. Ich ließ mir beim Pissen Zeit und atmete ein paar Mal tief durch, bevor ich wieder zurückging. Schon merkwürdig, auf einem Klo tief durchzuatmen, kein besonders erbaulicher Ort dafür. Aber dann musste ich an die arme May denken. Ich war immerhin noch am Leben, konnte wenigstens noch atmen.

Schöngeist nahm das Verhör wieder auf. Er verlangte genaue Angaben über den geschäftlichen Anruf an jenem Abend. In welcher Beziehung ich zu dem Anrufer stünde, um was für eine Angelegenheit es ginge, warum ich nicht gleich zurückgerufen hätte, wieso ich so lange Urlaub machte, ob ich mir das finanziell leisten könne, ob ich eine Steuererklärung eingereicht hätte und so weiter. Auch er wollte alles bis ins letzte Detail wissen und nahm langwierig sämtliche Antworten in akkurater Schrift zu Protokoll. Ob sie das wirklich alles für sinnvoll hielten, konnte ich nicht beurteilen. Für sie war es vermutlich eine ganz alltägliche Handlung. Kafkaesk. Oder sie wollten mich zermürben und zogen diese unsägliche bürokratische Prozedur mit Absicht in die Länge, um die Wahrheit aus mir herauszuquetschen. Dann leisteten sie jedenfalls gute Arbeit. Ich war so erledigt und genervt, dass ich auf alles antwortete. Ich wollte nur einfach so schnell wie möglich raus.

Es war bereits elf, und sie zeigten noch immer kein Erbarmen. Zumindest war kein Ende in Sicht. Gegen zehn hatte Fischer den Raum verlassen und kehrte erst eine Stunde später zurück. Er hatte anscheinend ein Nickerchen gemacht, denn seine Augen waren leicht gerötet. Er las sich die Notizen durch, die während seiner Abwesenheit geschrieben worden waren, und löste Schöngeist ab. Der brachte drei Becher Instantkaffee. Noch dazu mit Zucker und Kaffeeweißer. Junkfood.

Ich hatte es satt.

Um halb zwölf erklärte ich ihnen, ich sei zu erschöpft, zu müde, um noch weiterzusprechen.

»Ach was«, sagte Schöngeist völlig perplex, wobei er seine verschränkten Finger knacken ließ. »Hören Sie, die Angelegenheit eilt. Ihre Aussagen sind nun mal sehr wichtig für die Ermittlungen. Es tut mir Leid, aber Sie müssen schon noch ein bisschen durchhalten, damit wir die Sache zu Ende bringen können.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass diese Fragen von Bedeutung sind«, wandte ich ein. »Offen gesagt, erscheint mir das alles völlig belanglos.«

»Nun, Belanglosigkeiten erweisen sich unter Umständen später als äußerst bedeutsam. Zahlreiche Fälle sind auf diese Weise schon gelöst worden. Nur mit Hilfe nebensächlicher Fakten. Es gab auch welche, bei denen wir diese kleinen Details nicht beachtet hatten und es hinterher bereuten. Immerhin haben wir es mit einem Mord zu tun. Ein Mensch ist gestorben. Wir nehmen das sehr ernst. Sie müssen schon noch ein wenig Geduld aufbringen, so Leid es mir tut. Wir können nämlich auch anders und Sie als Kronzeuge unter Arrest stellen, aber das würde die Prozedur für uns alle noch mehr erschweren. Verstehen Sie? Das würde eine Menge Papierkram erfordern, und dadurch geriete die gesamte Prozedur ordentlich ins Stocken. Also lassen Sie uns die Sache friedlich erledigen. Wenn Sie uns dabei behilflich sind, dann bleiben Ihnen solche drakonischen Maßnahmen erspart.«

»Wenn Sie müde sind, können Sie unten im Kabuff ein Nickerchen machen«, schaltete sich Fischer ein. »Vielleicht fällt Ihnen ja noch mehr ein, wenn Sie ausgeschlafen sind.«

Ich nickte. Es war überall besser als in dieser verqualmten Räucherhöhle. Fischer führte mich durch einen düsteren Korridor und dann eine noch dunklere Treppe hinunter zu einem anderen Korridor. Es war ein unheilverkündender Ort. Das, was er als Kabuff bezeichnet hatte, war in Wirklichkeit eine Zelle.

»Das sieht mir aber ganz nach einer Zelle aus«, sagte ich mit einem sarkastischen Lächeln. »Falls ich mich nicht irre, meine ich.«

»Was anderes haben wir nicht, tut mir Leid«, sagte Fischer.

»Jetzt mal ohne Scherz, ich gehe nach Hause und komme morgen wieder.«

»Keine Angst, die Tür bleibt offen«, sagte Fischer. »Ich bitte Sie, stehen Sie diesen einen Tag durch. Eine Zelle ist doch wie ein ganz normales Zimmer, wenn man sie nicht verschließt.«

Mir wurde es zu viel, noch stundenlang zu argumentieren. Ich gab auf. Eine unverschlossene Zelle war tatsächlich bloß ein Raum. Ich war hundemüde und wollte mit niemandem mehr reden. Kopfschüttelnd betrat ich die Zelle und ließ mich wortlos auf die harte Pritsche fallen. Fühlte sich vertraut an. Feuchte Matratze, schäbige Pferdedecke, Pissegestank. Zum Verzweifeln.

»Ich schließe nicht ab«, wiederholte Fischer und ließ die Tür mit einem eisigen Klirren ins Schloss fallen. Ob verschlossen oder nicht, dieses Geräusch war schrecklich genug.

Ich seufzte und deckte mich zu. Jemand schnarchte irgendwo laut. Das Schnarchen schien von weit her zu kommen, konnte aber genauso gut aus der Nachbarzelle stammen. Es klang wie ein Stöhnen, das aus einer angrenzenden Schicht zu mir drang, nachdem sich die Erde ohne mein Wissen in feine, endgültig getrennte Schichten verwandelt hatte. Todtraurig, unerreichbar und real.

May! Gestern Nacht habe ich an dich gedacht. Ich weiß nicht, ob du da noch am Leben warst oder schon tot. Auf jeden Fall habe ich an dich gedacht. Daran, wie ich mit dir geschlafen habe. Wie ich dich langsam ausgezogen habe. Es war wirklich wie beim Klassentreffen. Ich fühlte mich so entspannt, als hätte jemand sämtliche Schrauben der ganzen Welt gelockert. So etwas hatte ich schon lange nicht mehr erlebt. Aber jetzt, May, kann ich nichts mehr für dich tun. Absolut nichts, so Leid es mir tut. Du weißt es selbst, unser Leben hängt an einem seidenen Faden. Ich möchte Gotanda nicht in einen Skandal hineinziehen. Er lebt in einer von Illusionen beherrschten Welt. Wenn die Öffentlichkeit davon erfährt, dass er mit Prostituierten verkehrt und in eine Mordaffäre verwickelt ist, dann ist sein Image ruiniert. Keine Fernsehrollen mehr, keine Werbespots. Sie würden

ihn fallen lassen. Natürlich kann man das idiotisch finden. Ein idiotisches Image in einer idiotischen Welt. Aber er sieht in mir einen Freund, dem er vertraut. Also muss ich ihn ebenfalls wie einen Freund behandeln. Das ist eine Frage der Loyalität. May, mein kleines Zicklein May, wir haben eine herrliche Nacht verbracht. Es war wundervoll, mit dir zu schlafen. Wie im Märchen. Ich weiß nicht, ob das ein Trost für dich ist, aber ich werde dich nie vergessen. Wie wir beide bis zum Morgen Schnee geschaufelt haben. Unser sinnliches Schneeschaufeln.

Aneinander gekuschelt in einer imaginären Welt, auf Kosten des Spesenkontos. Puh, der Bär, und May, das Zicklein. Wie schrecklich muss es für dich gewesen sein, erdrosselt zu werden. Du wolltest sicher noch nicht sterben. Das glaube ich zumindest. Aber ich kann nichts mehr für dich tun. Um ehrlich zu sein, ich weiß selbst nicht, ob ich richtig handle. Ich kann eben nicht anders. Das ist meine Art zu leben. Aber auch das System. Ich werde den Mund halten. Gute Nacht, May, mein kleines Zicklein. Wenigstens brauchst du nie mehr aufzuwachen. Und nie mehr zu sterben.

Gute Nacht, sagte ich.

Gute Nacht, hallte es in meinen Gedanken wider. *Kuckuck,* sagte May.

22

Der folgende Tag verlief fast genauso wie der vorige. Morgens versammelten wir uns wieder im Vernehmungszimmer und nahmen schweigend das Frühstück ein: übles Kaffeegebräu und ganz annehmbare Croissants. Schöngeist lieh mir seinen Rasierapparat. Ich mag eigentlich keine Elektrorasierer, benutzte ihn aber notgedrungen. Da ich keine Zahnbürste dabeihatte, spülte ich mir den Mund aus, so gut es ging. Dann setzte das Verhör ein. Törichte, überflüssige Fragen. Eine legale Folter, die sich bis zum Mittag hinzog, schleppend wie eine aufgezogene Spielzeugschnecke. Am Ende hatten sie mich alles gefragt, was man nur fragen konnte. Das gesamte Repertoire ausgeschöpft.

»So, ich denke, damit hätten wir's«, sagte Fischer und legte seinen Stift beiseite.

Als hätten sie es vorher verabredet, seufzten die beiden Kriminalbeamten im Duett. Ich seufzte ebenfalls. Die Zeitschinderei hatte vermutlich den Zweck, mich hier festzuhalten. Sie konnten mich schließlich nicht in Untersuchungshaft nehmen, nur weil sich meine Visitenkarte im Portemonnaie der Ermordeten befunden hatte. Auch wenn ich kein hieb- und stichfestes Alibi hatte. Deshalb hatten sie mich also in diesem absurden, kafkaesken Labyrinth gefangen gehalten. Bis sie durch die Ergebnisse der Spurensicherung und Obduktion mehr Klarheit hatten, ob ich als Täter in Frage kam. Ein schlechter Scherz.

Immerhin ist das Verhör nun beendet, und ich kann nach Hause gehen. Dort werde ich erst mal ein Bad nehmen, mir die Zähne putzen und mich ordentlich rasieren. Mir einen anständigen Kaffee kochen. Und etwas Vernünftiges essen.

»So«, sagte Fischer und trommelte sich beim Strecken auf die Hüften. »Zeit zum Mittagessen.«

»Da Sie ja nun keine Fragen mehr haben, kann ich wohl nach Hause gehen«, erklärte ich.

»Ich fürchte, das wird nicht möglich sein«, sagte Fischer zögernd.

»Wieso denn nicht?«, fragte ich zurück.

»Sie müssen das Protokoll noch unterzeichnen.«

»Na schön, dann unterzeichne ich es eben.«

»Zuvor müssen Sie es sich aber noch durchlesen, um die Richtigkeit des Inhalts zu prüfen. Wort für Wort. Das ist äußerst wichtig.«

Also las ich mir den Papierstoß von etwa vierzig vollgekritzelten Seiten aufmerksam durch. Während der Lektüre kam mir der Gedanke, dass ein derartiges Manuskript eventuell zweihundert Jahre später Aufschluss über heutige Sitten und Gebräuche geben würde. Kleinkrämerisch und pedantisch in pathologischem Ausmaß. Ein wahrer Glücksfund für die Forschung. Die Enthüllung der täglichen Gewohnheiten eines großstädtischen Junggesellen von vierunddreißig Jahren. Nicht gerade eines durchschnittlichen Exemplars, aber eines Kindes seiner Zeit. Aber es jetzt hier im Vernehmungszimmer lesen zu müssen, machte mich missmutig. Es nahm eine gute Viertelstunde in Anspruch. Endlich fertig! Jetzt brauchte ich es nur noch zu unterzeichnen, und dann nichts wie weg. Ich klopfte den Papierstoß gerade und sagte ihnen, ich hätte keine Einwände.

»Alles okay. Ich werde es dann unterzeichnen, wenn Sie mir bitte sagen, wo.«

Fischer spielte mit seinem Kugelschreiber und sah zu Schöngeist hinüber. Schöngeist fischte sich eine Zigarette aus der Short-Hope-Packung, die auf dem Radiator lag, zündete sie an und betrachtete grimassierend den Rauch. Mir schwante Schreckliches. Die Pferde liegen im Sterben, und aus der Ferne ertönt eine Trommel.

»So einfach geht das aber leider nicht«, sagte Schöngeist gedehnt. Es war der Tonfall eines Profis, der einem Laien eine Erklärung vorkaut. »Dieses Dokument, sollten Sie wissen, muss nämlich in Ihrer eigenen Handschrift verfasst sein.«

»In meiner eigenen *Handschrift?«*

»Ganz recht. Wir müssen Sie deshalb bitten, alles noch einmal abzuschreiben. Eigenhändig. Sonst wäre es nicht rechtskräftig.«

Ich starrte auf den Stapel Papier. Mir fehlte die Energie, wütend zu werden. Wie gern wäre ich jetzt aus der Haut gefahren und hätte lauthals gebrüllt: *Das darf nicht wahr sein!* Ich wollte auf dem Tisch herumtrommeln und sie anschreien, dass sie kein Recht dazu hätten, ich sei schließlich ein vom Gesetz geschützter Bürger. Ich wollte mich erheben und schnurstracks nach Hause gehen, denn ich wusste genau, sie hatten nicht die Befugnis, mich aufzuhalten. Aber ich war einfach zu erledigt. Zu müde, um etwas zu unternehmen. Zu erschöpft, um zu protestieren. Stattdessen neigte ich eher dazu, alles zu tun, was sie von mir verlangten. Das war bequemer. *Ich bin ein Schwächling geworden.* Müde und schwach. Früher war das nicht so. Früher wäre ich ernstlich aufgebraust. Über all das Zeug- das Junkfood, den Qualm, den Elektrorasierer. Es stört mich inzwischen nicht mehr. Ich bin älter geworden. Müde und schwach.

»Keinesfalls«, sagte ich zu meiner eigenen Überraschung. »Ich bin zu kaputt. Ich will jetzt nach Hause. Das ist mein gutes Recht. Niemand kann mich aufhalten.«

Schöngeist gab einen undefinierbaren Laut von sich, der wie ein Aufstöhnen oder ein Gähnen klang. Und Fischer hob den Blick zur Decke, während er mit der Kulispitze wechselnde Rhythmen auf die Tischplatte hämmerte: *tontonton-ton, tontontonton-ton.*

»Sie machen die Sache nur unnötig kompliziert«, sagte Fischer trocken. »Na schön. Wenn Sie das wollen, machen wir eben vom Haftbefehl Gebrauch. Solange die Untersuchungen laufen, können wir Sie unter Arrest stellen. Dann geht es aber nicht mehr so gemütlich zu. Meinetwegen, für uns ist das sogar günstiger. Hab ich Recht?«, wandte er sich fragend an Schöngeist.

»Tja, das würde die Dinge vereinfachen. Schreiten wir zur Tat«, stimmte ihm Schöngeist zu.

»Wie's beliebt«, sagte ich. »Aber bis der Haftbefehl erlassen wird, bin ich frei. Wenn es so weit ist, können Sie mich von zu Hause abholen. Hauptsache, ich kann jetzt gehen. Hier kriege ich nämlich Depressionen.«

»Wir können Sie aber vorübergehend festnehmen, bis der Haftbefehl

erlassen wird«, sagte Schöngeist. »Juristisch ist das möglich.«

Ich war kurz davor, sie danach zu fragen, wo im Grundgesetz das stünde, aber meine Kräfte waren aufgezehrt. Obwohl ich genau wusste, dass sie blufften, konnte ich mich nicht dazu aufraffen.

»Na schön«, gab ich nach. »Ich werde tun, was Sie von mir verlangen. Darf ich mal telefonieren?«

Fischer reichte mir den Apparat. Ich meldete mich noch einmal bei Yuki.

»Ich bin immer noch auf dem Polizeirevier. Es scheint sich noch bis abends hinzuziehen. Deshalb wird es heute nichts mehr. Tut mir Leid.«

»Du steckst immer noch da?«, rief sie entgeistert. »Ja. Es ist idiotisch«, kam ich ihr zuvor.

»Das ist doch nicht normal«, erwiderte sie. Es gab noch eine Reihe von anderen Möglichkeiten, sich darüber zu äußern.

»Was machst du gerade?«, fragte ich sie.

»Nichts Besonderes«, erwiderte sie. »Ich lungere herum. Liege auf dem Bett und höre Musik. Blättere in den Zeitschriften, die hier rumliegen, esse Kuchen und so weiter.«

»Hm«, sagte ich. »Ich rufe dich an, sobald ich hier raus bin.«

»Ich hoffe, du kommst raus«, sagte Yuki tonlos.

Die beiden Polizeibeamten spitzten erneut die Ohren, aber auch diesmal dürfte es wenig aufschlussreich für sie gewesen sein.

»Tja, Zeit zum Mittagessen«, sagte Fischer.

Es gab Soba. Die Nudeln waren verkocht und hingen schlaff von den Stäbchen, wie breiige Hospitalkost. Sie verströmten den Geruch einer unheilbaren Krankheit. Aber die beiden verschlangen sie mit Genuss, und ich tat es ihnen nach. Anschließend servierte Schöngeist seinen bewährten lauwarmen Tee.

Der Nachmittag zog sich träge dahin wie ein tiefer, schlammiger Fluss. Das Ticken der Uhr war das einzige Geräusch im Raum. Hin und wieder hörte man das Telefon im Nebenzimmer läuten. Ich tat nichts als schreiben, schreiben und nochmals schreiben. Die beiden Polizeibeamten machten indessen abwechselnd Pause. Manchmal gingen auch beide auf den

Korridor und flüsterten miteinander. Schweigend ließ ich den Stift über das Papier gleiten. »Um viertel nach sechs beschloss ich, mir etwas zum Abendessen zu machen, und holte zuerst Konyaku aus dem Kühlschrank ...« Was für eine Zeitverschwendung. *Ich bin schwach geworden,* sagte ich mir. *Total schwach geworden. Ich spure. Leiste keine Widerrede.*

Aber das ist nicht alles. Zweifellos bin ich etwas geschwächt. Doch das größte Problem besteht darin, dass ich kein Selbstvertrauen besitze. Deshalb kann ich mich nicht durchsetzen. Ist es eigentlich richtig, was ich tue? Sollte ich nicht besser aussagen und die Ermittlungen unterstützen, anstatt Gotanda zu decken? Ich sage die Unwahrheit. Welche Art von Lüge das auch sein mag, es macht mir ein schlechtes Gewissen. Auch wenn es für einen Freund geschieht. Was ich auch tue, nichts würde May wieder lebendig machen. Das kann ich mir zumindest einreden. Auf diese Weise überrumpele ich mich selbst. Ich schaffe es bloß nicht, Widerstand zu leisten. Also schwieg ich und schrieb weiter. Bis zum Abend hatte ich zwanzig Seiten voll. Das stundenlange Kritzeln ging auf die Knochen. Mein Handgelenk war lahm. Der Ellenbogen wog schwer wie Blei. Mein rechter Mittelfinger pochte vor Schmerzen. Ich war derart benommen, dass ich mich andauernd verschrieb. Dann musste ich das Wort durchstreichen und mit einem Fingerabdruck als Fehler kennzeichnen. Es war zum Verrücktwerden.

Am Abend gab es wieder die übliche Lunchbox. Ich hatte kaum Appetit. Beim Tee rebellierte mein Magen. Als ich auf der Toilette in den Spiegel schaute, bot sich mir ein grauenhafter Anblick. »Was machen die Ermittlungen?«, fragte ich Fischer. »Immer noch keine Fingerabdrücke, Indizien oder Autopsieergebnisse?«

»Noch nicht«, antwortete er. »Das dauert.«

Um zehn Uhr hatte ich noch fünf Seiten vor mir, aber mein Limit war erreicht. Ich konnte kein einziges Wort mehr zu Papier bringen und sagte es ihnen auch. Fischer führte mich abermals nach unten in die Zelle. Ich schlief sofort ein. Ohne mir die Zähne zu putzen, ohne mich auszuziehen. Mir war alles egal.

Am nächsten Morgen verpasste ich mir wieder eine Elektrorasur, trank Kaffee und aß Croissants. Für die restlichen fünf Seiten brauchte ich zwei Stunden. Dann unterzeichnete ich Blatt für Blatt und setzte meinen Fingerabdruck darunter. Schöngeist überprüfte alles.

»Bin ich damit entlassen?«, fragte ich.

»Nachdem Sie uns noch ein paar Fragen beantwortet haben, ja«, antwortete Schöngeist. »Keine Angst, ganz simple Fragen. Nur der Vollständigkeit halber.«

Ich seufzte. »Das bedeutet natürlich weiteren Papierkram, nicht wahr?«

»Selbstverständlich«, entgegnete Schöngeist. »So ist das nun mal bei den Behörden. Es zählen nur Dokumente. Ohne Abschrift und Fingerabdrücke ist alles ungültig.«

Ich presste die Fingerspitzen gegen die Schläfen und hatte das Gefühl, dort sei ein Fremdkörper eingedrungen, hätte seinen Weg dahin gefunden und sich dann aufgebläht. Jetzt war er nicht mehr zu entfernen. *Leider zu spät. Ein bisschen früher hätten Sie es noch geschafft. Tut mir schrecklich Leid.*

»Keine Sorge, es wird nicht lange dauern. Wir sind gleich fertig.«

Und abermals antwortete ich apathisch auf überflüssige Fragen. Dann kehrte Fischer ins Zimmer zurück und rief Schöngeist auf den Korridor. Dort standen sie, was weiß ich wie lange, und flüsterten. Währenddessen lehnte ich mich zurück, starrte hoch zur Decke und studierte die dunklen Stockflecken in den Ecken. Sie sahen aus wie die Schambehaarung auf dem Leichenfoto. Entlang der Risse an den Wänden setzten sich die verschwommenen Punkte weiter nach unten hin fort. Das gesprenkelte Bild ähnelte einem Fresko. Schweiß und Ausdünstungen unzähliger Kreaturen, die im Laufe von Jahrzehnten hier gesessen haben mussten, hatten diesen dunklen Schimmel gezüchtet. Eine Ewigkeit keine Außenwelt mehr zu Gesicht bekommen. Keine Musik mehr hören können. Ein schrecklicher Ort. Mit allen erdenklichen Methoden wurde hier versucht, Würde, Gefühle, Stolz und Glauben in den Menschen zu ersticken. Man wird seelisch malträtiert, ohne sichtbare körperliche Spuren. Hineingezogen in ein bürokratisches Labyrinth, das einem Ameisenstaat gleicht. Die maximale

Ausbeutung menschlicher Angst. Ferngehalten vom Tageslicht und vollgestopft mit Junkfood. Das treibt üblen Schweiß aus den Poren. Und dann bildet sich Schimmel.

Ich legte beide Hände auf den Tisch, schloss die Augen und dachte an das Schneegestöber in Sapporo. An das protzige Dolphin Hotel und meine Freundin von der Rezeption. Wie mochte es ihr wohl ergehen? Hinter dem Empfangsschalter mit ihrem professionellen Lächeln? Ich hätte sie jetzt gerne angerufen und mit ihr geredet. Oder blöd herumgealbert. Aber ich kannte nicht mal ihren Namen. *Ich kenne nicht mal ihren Namen.* Wie sollte ich sie da anrufen? Ein süßes Mädchen. Besonders, wenn sie beschäftigt ist. Die Fee des Hotels. Sie liebt ihre Arbeit dort. Im Gegensatz zu mir. Ich habe meine Jobs nie gemocht. Obwohl ich immer anständige Ergebnisse abliefere. Sie hingegen liebt das Arbeiten schlechthin. Außerhalb ihres Arbeitsplatzes wirkt sie sehr zerbrechlich. Unsicher und verletzlich. Ich hätte mit ihr schlafen können, wenn ich gewollt hätte.

Ich würde gerne noch einmal mit ihr reden. Bevor auch sie von jemandem umgebracht wird. Bevor sie auf Nimmerwiedersehen verschwindet.

23

Die beiden Beamten kamen ins Zimmer zurück und blieben stehen. Ich starrte immer noch gedankenverloren die Stockflecken an.

»Sie können jetzt gehen«, teilte Fischer mir ausdruckslos mit. »Danke für Ihre Mitarbeit.«

»Ich darf gehen?«, fragte ich verblüfft zurück.

»Das Verhör ist beendet. Wir sind fertig«, erklärte Schöngeist.

»Die Sachlage hat sich geändert«, sagte Fischer. »Wir brauchen Sie hier nicht länger festzuhalten. Sie können gehen. Vielen Dank.«

Ich stand auf und zog mein verräuchertes Jackett an. Ich hatte zwar nicht die geringste Ahnung, was los war, aber ich wollte schleunigst weg, bevor die beiden es sich wieder anders überlegten. Schöngeist begleitete mich zum Ausgang.

»Hören Sie, wir wissen bereits seit gestern Abend, dass Sie unschuldig sind«, sagte er. »Die Ermittlungen und die Obduktion haben ergeben, dass Sie mit der Tat nichts zu tun haben. Die Blutgruppe des gefundenen Spermas entspricht nicht Ihrer. Und Ihre Fingerabdrücke wurden auch nicht entdeckt. Aber Sie verheimlichen etwas. Deshalb haben wir Sie dabehalten. Wir wollten Sie weich kochen, damit Sie auspacken. Uns können Sie nichts vormachen. Wir haben dafür einen Riecher. Beruflich bedingt. Sie wissen etwas über diese Frau, wollen es aber aus irgendeinem Grund nicht sagen. So läuft das nicht. Wir verstehen da keinen Spaß. Wir sind Profis. Schließlich geht es hier um Mord.«

»Tut mir Leid, aber ich weiß nicht, wovon Sie reden«, sagte ich.

»Kann sein, dass wir Sie noch einmal herbitten müssen«, sagte er, wobei er sich mit einem Streichholz die Nagelhaut zurückschob. »Dann werden wir Sie aber in die Mangel nehmen, das verspreche ich Ihnen. Das nächste Mal sind wir so gewappnet, dass Ihr Anwalt nichts ausrichten kann.«

»Mein Anwalt?«, fragte ich erstaunt.

Aber er war schon im Gebäude verschwunden. Ich winkte ein Taxi herbei

und fuhr nach Hause. Dort ließ ich mir ein Bad ein und tauchte wohlig ins Wasser. Ich putzte mir die Zähne, rasierte mich, wusch mir das Gesicht. Ich stank nach Rauch. Was für ein entsetzlicher Ort! Ein Schlangenpfuhl.

Nachdem ich mich frisch gemacht hatte, kochte ich mir Blumenkohl und trank dazu ein Bier. Dann legte ich Arthur Prysock & Count Basie Orchestra auf. Eine unverschämt gute Platte. Ich hatte sie vor sechzehn Jahren erstanden. 1967. In all den Jahren hatte ich sie oft gespielt, aber mich nie satt daran gehört.

Danach legte ich mich hin. Nur für einen Moment, als wäre ich mal kurz um die Ecke gegangen und wieder zurückgekommen. Eine halbe Stunde. Als ich aufwachte, war es erst ein Uhr nachmittags. Ich packte mein Badezeug ein, stieg in den Subaru und fuhr zur Schwimmhalle in Sendagaya. Nachdem ich eine ganze Stunde ununterbrochen geschwommen war, fühlte ich mich wieder wie ein Mensch. Ich hatte Hunger.

Ich rief Yuki an und erzählte ihr, dass ich endlich entlassen worden sei, was sie mit einem coolen »Na prima« zur Kenntnis nahm. Ich fragte sie, ob sie schon etwas zu Mittag gegessen habe. Nur zwei Windbeutel. An ihren Essgewohnheiten hatte sich also nichts geändert. Ich sagte ihr, ich würde sie jetzt abholen, um mit ihr essen zu gehen. Sie war einverstanden.

Ich stieg in meinen Wagen und fuhr durch die Parkanlage des Meiji-Schreins über die Allee vor der Gemäldegalerie nach Aoyama-ltchôme und von dort in Richtung Nogi-Schrein. Mit jedem Tag wurde der Frühling deutlicher spürbar. In den zwei Tagen, die ich auf dem Polizeirevier in Akasaka zugebracht hatte, war der Wind milder geworden, die Blätter grüner und das Sonnenlicht üppiger und wärmer. Sogar der Lärm der Stadt klang jetzt so sanft wie das Flügelhorn von Art Farmer. Die Welt war schön, und ich war hungrig. Die beulenartige Starre hinter meinen Schläfen hatte sich ebenfalls aufgelöst.

Als ich unten klingelte, kam Yuki sofort herunter. Heute trug sie ein David-Bowie-Sweatshirt und darüber einen weichen, braunen Lederblouson. Ihre Schultertasche aus Leinen war zugepflastert mit Ansteckern von Stray Cats, Steely Dan und Culture Club. Merkwürdige

Zusammenstellung, aber meinetwegen.

»Hattest du Spaß bei den Bullen?«, fragte sie.

»Es war schrecklich«, sagte ich. »So schrecklich wie das Gewimmer von Boy George.«

»Aha«, sagte sie ungerührt.

»Das nächste Mal kriegst du von mir einen Elvis-Anstecker. Den kannst du gegen den da austauschen«, sagte ich und tippte auf den Culture-Club-Button.

»Du spinnst wohl«, entgegnete sie. Was für einen reichhaltigen Wortschatz sie doch besaß.

Ich fuhr erst mal in ein ordentliches Lokal, wo ich für sie ein Roastbeef-Vollkornsandwich, einen Salat und ein Glas frische Milch bestellte. Ich aß das Gleiche, trank aber einen Kaffee dazu. Die Sandwiches waren köstlich - zartes Fleisch mit echtem Meerrettich, eine wahre Gaumenfreude. So etwas nennt man Essen.

»Und wohin fahren wir jetzt?«, fragte ich Yuki.

»Nach Tsujidô«, sagte sie prompt.

»Okay, fahren wir nach Tsujidô. Und weshalb, wenn ich fragen darf?«

»Papa wohnt dort«, erwiderte Yuki. »Er will dich kennen lernen.«

»Mich?

»Er ist nicht so mies, wie du denkst.«

Ich schlürfte meinen zweiten Kaffee und schüttelte den Kopf.

»Das habe ich auch nie behauptet. Aber wieso will er ausgerechnet mich kennen lernen? Hast du ihm von mir erzählt?«

»Klar. Ich habe mit ihm telefoniert und ihm erzählt, dass du mich von Hokkaido nach Hause begleitet hast und jetzt in Schwierigkeiten wärst, weil die Bullen dich festhalten würden. Papa hat dann einen befreundeten Rechtsanwalt gebeten, sich bei der Polizei nach dir zu erkundigen. Er hat nämlich alle möglichen Beziehungen. Ein ausgesprochen praktischer Mensch.«

»Sieh an«, sagte ich. »So war das also.« »War doch nützlich, oder?«

»Sehr nützlich. In der Tat.«

»Papa hat gesagt, die Polizei hätte kein Recht, dich dort festzuhalten. Du wärst frei zu gehen, wann immer es dir beliebt. Juristisch gesehen.«

»Das war mir auch klar«, sagte ich.

»Ach, und warum bist du dann dort geblieben? Warum hast nicht einfach gesagt, ich hau jetzt ab?«

»Schwierige Frage«, erwiderte ich nach kurzem Nachdenken. »Wahrscheinlich habe ich mich selbst bestraft.«

»Du hast doch wohl 'n Rad ab«, sagte sie, das Kinn auf die Hand gestützt. Reiches Ausdrucksrepertoire.

Es war später Nachmittag, und die Straßen nach Tsujidô waren leer. Sie holte stapelweise Kassetten aus ihrer Tasche. Von Bob Marleys *Exodus* bis Styx' *Mister Roboto* dudelte eine bunte Mischung Popmusik aus den Autoboxen. Kraut und Rüben. Genauso wie die Landschaft draußen, die auf beiden Seiten vorbeirauschte. Yuki sagte kaum ein Wort und hörte gemütlich zurückgelehnt Musik. Sie nahm meine Sonnenbrille von der Ablage und probierte sie auf. Irgendwann steckte sie sich eine Virginia Slim an. Ich schwieg ebenfalls und konzentrierte mich aufs Autofahren. Den Blick auf die Straße fixiert, war ich mit Schalten beschäftigt und achtete auf die Verkehrsschilder.

Manchmal war ich richtig neidisch auf Yuki. Darauf, dass sie erst dreizehn war. In ihren Augen wirkt alles noch neu und frisch. Die Musik, die Landschaft, die Menschen. Sicher ganz anders, als ich die Dinge wahrnehme. Sicher, ich war auch einmal in ihrem Alter, aber damals war die Welt noch nicht so kompliziert. Leistungen wurden belohnt, auf Worte war Verlass, und Schönheit galt als etwas Bleibendes. Trotzdem war ich kein besonders glücklicher Junge. Ich liebte die Einsamkeit, weil ich dann an mich glauben konnte, aber es war mir selten vergönnt, allein zu sein. Ich war eingezwängt in die beiden Gefüge von Familie und Schule. Es war ein rebellisches Alter, ich war aufgewühlt. In ein Mädchen verknallt, aber es lief natürlich schief. Weil ich damals noch gar nicht wusste, was Verliebtsein bedeutet. Und so konnte ich ihr gegenüber auch nicht ausdrücken, was ich

empfand. Ich war ein linkischer, introvertierter Junge. Ich wollte gegen die Wertvorstellungen meiner Lehrer und Eltern protestieren, fand aber die richtigen Worte nicht. Ich vermasselte immer alles. Ich war das genaue Gegenteil von Gotanda, dem alles phantastisch gelang.

Dennoch war ich in der Lage, das Neue und Frische an den Dingen zu sehen. Es war toll - Gerüche waren unverwechselbar, Tränen wirklich heiß, Mädchen traumhaft schön, und Rock 'n' Roll blieb Rock 'n' Roll bis in alle Ewigkeit. Die Dunkelheit in den Kinos versprach zärtliche Intimität, und die Sommernächte waren unendlich tief und traurig. Diese Zeit des Aufruhrs verbrachte ich mit Filmen, Musik und Büchern. Ich lernte die Songtexte von Sam Cook und Ricky Nelson auswendig, schuf mir meine eigene Welt. Das war mein dreizehntes Lebensjahr. Ich saß neben Gotanda in der gleichen Arbeitsgruppe. Unter schmachtenden Mädchenblicken zündete er anmutig mit einem Streichholz den Bunsenbrenner an. Puff!

Wie konnte er da neidisch auf mich sein? Unbegreiflich.

»He«, sagte ich zu Yuki. »Erzählst du mir jetzt etwas über den Mann im Schafsfell? Wo bist du ihm begegnet? Und wieso weißt du, dass ich ihn auch getroffen habe?«

Sie schaute zu mir herüber, legte die Sonnenbrille auf die Ablage zurück und zuckte leicht die Schultern. »Könntest du mir bitte zuerst eine Frage beantworten?«

»Meinetwegen«, erwiderte ich.

Yuki summte erst mal den Weltschmerzsong von Phil Collins mit. Düster und melancholisch wie Katerstimmung am Morgen. Dann griff sie erneut nach der Sonnenbrille und spielte an den Bügeln herum. »Erinnerst du dich noch daran, was du damals in Hokkaido zu mir gesagt hast? Dass ich das hübscheste Mädchen sei, mit dem du je verabredet warst?«

»Stimmt, das habe ich gesagt.«

»Hast du das ernst gemeint? Oder wolltest du mir nur schmeicheln, um mich bei Laune zu halten? Sag mir bitte die Wahrheit.« »Ehrlich, ich habe das so gemeint.«

»Mit wie viel Frauen bist du bisher ausgegangen?« »Das lässt sich

unmöglich nachzählen.« »Mit zweihundert?«

»Ach was«, sagte ich lachend. »So wahnsinnig reißen sich die Frauen nun auch nicht um mich. Ich bin zwar nicht gerade unsympathisch, aber doch sehr beschränkt. Eher schmalspurig. Ich würde sagen, mit fünfzehn, maximal.«

»Nur?«

»Ein miserables Dasein«, sagte ich. »Dunkel, feucht, eng.« »Beschränkt«, sagte Yuki.

Ich nickte.

Darüber musste sie erst mal nachdenken, schien es aber nicht so recht zu begreifen. Auch nicht schlimm. Sie war eben noch zu jung. »Fünfzehn?«, vergewisserte sie sich.

»So in etwa«, sagte ich. Ich ließ mein bescheidenes Leben von vierunddreißig Jahren noch einmal Revue passieren. »Im Höchstfall zwanzig.«

»Zwanzig?« Sie klang enttäuscht. »Aber von all denen findest du mich am schönsten, ja?«

Ja.«

»Du hast dich also kaum mit schönen Frauen abgegeben?«, forschte sie nach und zündete sich die zweite Virginia Slim an. Ich sah einen Polizisten an der Kreuzung, nahm ihr die Zigarette weg und schmiss sie aus dem Fenster.

»Mit ein paar hübschen Mädchen habe ich mich schon verabredet. Aber du bist schöner. Ehrlich. Ich weiß nicht, ob du das verstehst, aber deine Schönheit wirkt individuell, ganz anders als bei anderen Mädchen. Ich habe eine Bitte, lass das Rauchen im Wagen. Wenn dich jemand sieht. Und außerdem stinkt das ganze Auto danach. Ich habe dir ja bereits gesagt, dass Mädchen, die so früh mit dem Rauchen anfangen, später Probleme mit ihrer Periode bekommen.«

»So 'n Quatsch«, entgegnete Yuki.

»Erzähl mir jetzt was von dem Mann mit dem Schafsfell«, bat ich sie.

»Dem Schafsmann?«

»Woher weißt du das, ich meine, wieso kennst du seinen Namen?«

»Du hast ihn selbst so genannt, neulich am Telefon.« »Ach wirklich?«

»Ja doch«, sagte Yuki.

Wir standen im Stau, und es dauerte jedesmal zwei Ampelphasen, bis es weiterging.

»Also nun sag schon, wo hast du den Schafsmann getroffen?«

Yuki zuckte die Schultern. »Ich bin ihm nie begegnet. Er kam mir nur in den Sinn, als ich dich sah«, sagte sie und wickelte sich eine Strähne ihres feinen, glatten Haars um den Finger. »Ich hatte nur so ein Gefühl. Dass da ein Mann ist, der sich ein Schafsfell umgehängt hat. Aber es war eher eine Ahnung - wie ein Lufthauch. Jedes Mal, wenn ich dir in dem Hotel begegnet bin, hatte ich dieses Gefühl. Deshalb habe ich davon gesprochen. Ich weiß eigentlich gar nichts über ihn.«

Während ich auf Grün wartete, versuchte ich, das Ganze zu begreifen. Ich musste meinen Grips anstrengen, meine Schraube da oben hochdrehen, und zwar sehr hoch.

»Was meinst du mit Hauch?«, bohrte ich weiter. »Heißt das, du hast den Schafsmann gesehen? Ich meine als Bild?«

»Das lässt sich schwer sagen«, erwiderte Yuki. »Wie soll ich es beschreiben? Ich habe den Schafsmann nicht bildhaft vor mir gesehen, verstehst du? Es war eher so, dass das Gefühl eines anderen, der ihn gesehen hat, mich erreicht hat wie Luft. Eben unsichtbar.

Aber trotzdem spüre ich es und kann es in eine Gestalt umsetzen. Oder besser gesagt, nicht in eine Gestalt, sondern in *etwas Gestalthaftes*. Wenn ich es jemandem zeigen würde, wüsste derjenige gar nicht, was das sein soll. Es ist etwas, das nur ich allein begreife. Ich kann's nicht besser erklären. Verstehst du, was ich meine?«

»So ungefähr«, sagte ich ehrlich.

Yuki runzelte die Stirn und kaute auf dem Sonnenbrillenbügel herum.

»Meinst du es vielleicht so: Du nimmst etwas in mir wahr, oder etwas, was mir anhaftet? Ein Gefühl oder eine Vorstellung?« »Eine Vorstellung?«

»Einen intensiven Gedanken. Und den kannst du dann visualisieren, wie

einen symbolischen Traum. Ist es so?«

»Ja, vielleicht. Ein intensiver Gedanke - aber es war noch mehr. Etwas steckte dahinter. Etwas, das diesen intensiven Gedanken erzeugt. Etwas Machtvolles. Eine Energie, die Gedanken hervorbrachte. Ich kann spüren, dass sie da ist. Sie überträgt sich auf mich. Und das kann ich dann sehen. Aber nicht wie im Traum. Eher wie ein *leerer Traum.* Das ist es! Ein leerer Traum. Niemand ist da, man sieht nichts. So wie die Kontrasteinstellung beim Fernsehen - wenn du auf ganz hell oder ganz dunkel stellst und nichts mehr zu erkennen ist. Und trotzdem ist da jemand. Wenn man ganz stark blinzelt, kann man ihn *spüren.* Und dieser Jemand ist der Mann mit dem Schafsfell. Er ist kein Bösewicht. Eigentlich ist er gar kein menschliches Wesen. Aber auf keinen Fall ein Ungeheuer. Nur unsichtbar. So als wäre er mit Geheimtinte gezeichnet. Trotz seiner Unsichtbarkeit erkennt man ihn. Eine formlose Gestalt.« Sie schnalzte mit der Zunge. »Miserabel, meine Erklärung.«

»Ganz und gar nicht, du hast es sehr gut beschrieben«, sagte ich.

»Wirklich?«

»Ja, wirklich. Ich glaube, ich verstehe jetzt, was du meinst. Es dauert nur etwas, bis ich es verarbeitet habe.«

Wir hatten die Stadt hinter uns gelassen und erreichten Tsujidô am Meer. Ich stellte den Wagen auf dem Parkplatz an einem Kiefernwald ab. Es standen nur wenige Autos dort. Ich schlug Yuki einen kleinen Spaziergang vor. Es war ein herrlicher Aprilnachmittag, fast windstill mit einer ganz sanften Brandung. Die Wellen plätscherten so leise an den Strand, als würde jemand auf hoher See heimlich Laken ausschütteln. Ein ruhiger, gleichmäßiger Wellengang. Sämtliche Surfer hatten aufgegeben und saßen rauchend am Strand. Von einer Feuerstelle, in der Müll verbrannte, stieg eine weiße Rauchsäule senkrecht zum Himmel empor, und links davon schimmerte die Insel Enoshima wie eine Fata Morgana. Ein großer schwarzer Hund trottete am Wellensaum hin und her. Am Horizont sah man einige Fischerboote, über denen Scharen von Seemöwen wie weiße Strudel kreisten. Auch auf dem Meer herrschte Frühlingsstimmung.

Wir gingen auf der Uferpromenade spazieren. Jogger und Schulmädchen auf Fahrrädern kamen uns entgegen, während wir Richtung Fujisawa schlenderten. Schließlich setzten wir uns an einer geeigneten Stelle in den Sand und schauten aufs Meer.

»Erlebst du das eigentlich öfter?«, fragte ich Yuki.

»Nicht so oft«, erwiderte sie. »Eher selten. Ich fühle nur manchmal. Es gibt nicht so viele Leute, mit denen es mir passiert. Nur ganz ganz wenige. Aber ich vermeide dieses Gefühl nach Möglichkeit. Oder zumindest versuche ich dann, nicht daran zu denken. Sobald sich das Gefühl einstellt, mache ich dicht. Meistens merke ich es. Wenn ich mich dagegen versperre, spüre ich es nicht so intensiv. Als würde man die Augen zumachen. Ich verschließe die Sinne. Dann wird es unsichtbar. Ich weiß, dass da etwas ist, sehe es aber nicht. Ich muss es dann nicht anschauen. Ähnlich wie bei Gruselszenen im Film, weißt du? Man kneift die Augen zu, bis sie vorbei sind.«

»Aber warum machst du dicht?«, wollte ich wissen.

»Weil es mir unangenehm ist«, sagte sie. »Früher, als ich klein war, habe ich mich nicht dagegen verschlossen. Sobald mich dieses Gefühl überkam, habe ich darüber gesprochen. Auch in der Schule. Aber den Leuten ist das zu unheimlich. Ich wittere zum Beispiel, dass sich jemand verletzen wird, und sage es den anderen. Und dann tritt es tatsächlich ein. Das ist ein paar Mal passiert, und seitdem bin ich als Poltergeist verschrien. Alle nennen mich »Spuk« und tuscheln über mich. Das verletzt mich. Darum habe ich beschlossen, nie wieder darüber zu sprechen. Mit keinem Menschen. Sobald es sich ankündigt, mache ich dicht, sofort.«

»Aber bei mir hast du nicht dicht gemacht.«

Sie zuckte die Schultern. »Es kam so plötzlich. Ohne Vorzeichen. Urplötzlich tauchte es vor mir auf, wie ein Bild. Als ich dir das erste Mal begegnet bin, in der Hotelbar. Ich habe gerade Musik gehört ... ich weiß nicht mehr, was ... Duran Duran oder David Bowie. Ich war in dem Moment nicht gewappnet, sondern völlig relaxed. Deshalb mag ich Musik ja auch so.«

»Dann hast du also hellseherische Fähigkeiten?«, fragte ich sie. »Ich

meine, du kannst zum Beispiel vorhersehen, dass jemand sich verletzt?«

»Ich weiß nicht so recht. Es ist noch ein bisschen anders. Ich weiß die Dinge nicht im Voraus, sondern spüre sie nur. Wenn etwas passiert, liegt es gewissermaßen in der Luft. Verstehst du? Jemand turnt zum Beispiel am Barren und verletzt sich dabei. Das geschieht entweder aus Unachtsamkeit, aus Selbstüberschätzung oder aus Übermut. Eine solche Stimmung überträgt sich dann als Schwingung auf mich. Ich bin äußerst sensibel dafür. Solche Gefühlswellen werden zu geballter Luft, und ich spüre die Gefahr, die darin lauert. Es taucht auf wie ein leerer Traum. Und sobald ich es sehe, passiert es. Es ist keine Hellseherei, sondern eher etwas ganz Verschwommenes. Aber es ist da. Ich nehme es wahr, aber ich spreche nicht mehr darüber. Sonst halten mich alle für verhext. Ich könnte zum Beispiel bei dem Typen da drüben denken, dass er sich verbrennen wird. Und dann geschieht es wirklich. Aber ich würde nichts sagen. Das ist doch schrecklich, oder? Ich hasse mich selbst dafür. Deshalb mache ich dicht. Dann brauche ich mich nämlich auch nicht dafür zu hassen.«

Sie nahm eine Hand voll Sand und ließ ihn durch die Finger rieseln.

»Gibt es wirklich einen Schafsmann?«, fragte sie.

»Ja, er existiert wirklich«, sagte ich. »In dem Hotel gibt es einen Ort, wo er lebt. In dem Hotel befindet sich nämlich noch ein anderes Hotel. Normalerweise kann man es nicht sehen, aber es existiert immer noch. Eigens für mich. Ein Ort, der nur für mich bestimmt ist. Dort lebt der Schafsmann, um mich mit allen möglichen Dingen zu verbinden. Der Schafsmann ist dort um meinetwillen tätig. Wenn er nicht wäre, kämen die Verbindungen nicht zustande. Er arrangiert das für mich. Wie bei der Telefonvermittlung.«

»Verbindungen, sagst du?«

»Ja, wenn ich etwas möchte, wenn ich eine Verbindung aufnehmen will, dann sorgt er dafür, dass sie zustande kommt.« »Kapier ich nicht.«

Ich ließ ebenfalls eine Hand voll Sand durch die Finger rieseln. »Ich verstehe es selbst noch nicht so ganz. Aber so hat es mir der Schafsmann erklärt.«

»Gab es den schon immer?«

Ich nickte. »ja, schon in meiner Kindheit. Ich habe die ganze Zeit gespürt, dass es da etwas gibt. Aber ich wusste bis vor kurzem nicht, dass es die Gestalt eines Schafsmanns hat. Er hat immer mehr Form angenommen. Ebenso die Welt, in der er lebt. Mit den Jahren, in denen ich älter geworden bin. Wieso, weiß ich auch nicht. Vielleicht brauchte ich ihn. Wenn man älter wird, geht alles Mögliche verloren, und deshalb war es notwendig. Eine notwendige Hilfe, um weiterzuleben. Aber ganz sicher bin ich mir da auch nicht. Vielleicht hat es noch einen anderen Grund. Ich grüble ständig darüber nach, werde aber nicht schlau daraus. Idiotisch.«

»Hast du jemals mit jemand anderem darüber gesprochen?«

»Um Himmels willen, das würde mir doch sowieso keiner glauben. Wer würde das schon verstehen? Außerdem kann ich es auch gar nicht richtig erklären. Du bist die Erste, der ich das erzähle. Mit dir rede ich gern darüber.«

»Ich habe auch noch nie mit jemandem so darüber gesprochen. Es war immer mein Geheimnis. Papa und Mama wissen zwar in etwa Bescheid, aber wir haben nie ausführlich darüber geredet. Seit ich klein war, hatte ich immer das Gefühl, ich sollte besser meinen Mund halten. Instinktiv.«

»Gut, dass wir darüber gesprochen haben.«

»Willkommen im Geisterclub«, sagte Yuki und ließ den Sand durch die Finger rieseln.

Während wir zum Auto zurückgingen, erzählte Yuki von der Schule. Was für ein schrecklicher Ort das doch sei.

»Seit den letzten Sommerferien gehe ich nicht mehr hin«, sagte sie. »Das Lernen ist nicht das Schlimme, sondern der Ort. Ich halte es nicht aus. Sobald ich dort bin, wird mir speiübel. Ich habe jeden Tag gekotzt. Und dafür haben sie mich noch mehr fertig gemacht. Alle haben sich gegen mich verschworen. Sogar die Lehrer.«

»Ein so hübsches Mädchen wie dich hätte ich nicht gehänselt, wenn ich dein Mitschüler gewesen wäre.«

Yuki schaute aufs Meer. »Aber könnte es nicht auch sein, dass man

gehänselt wird, weil man hübsch ist? Außerdem bin ich das Kind berühmter Eltern. Entweder wird man hofiert oder gehänselt. Auf mich trifft das Letzte zu. Ich komme mit niemandem aus. Ich stehe immer unter Spannung und muss permanent auf der Hut sein, damit ich mich auch verschließe. Das wissen aber die anderen nicht. Deshalb zittere ich auch andauernd und sehe aus wie eine schnatternde Wildente. Sie ziehen mich damit auf, echt gemein. Du kannst dir nicht vorstellen, wie gemein sie sind. Es ist schrecklich beschämend. Man hält es nicht für möglich, wie niederträchtig sie sein können. Zum Beispiel ...«

»Schon gut«, sagte ich und nahm ihre Hand. »Vergiss diesen Mist. Zwing dich nicht, in die Schule zu gehen. Wenn dir nicht darnach ist, dann bleibst du eben fern. Die Schule kann wirklich die Hölle sein. Ich kenne das. Du hast immer irgendwelche Idioten mit doofen Fressen und saublöde Pauker, die sich was einbilden. Mindestens achtzig Prozent von denen sind Trottel oder Sadisten oder sogar beides. Sie haben Dauerstress, und den lassen sie dann auf fiese Weise an den Schülern aus. Und all diese lächerlichen, kleinkarierten Vorschriften! Ein Korinthenkackersystem, das jegliche Individualität zunichte macht. Aber die Dumpfbacken, die kein Fünkchen Phantasie besitzen, kriegen dann die guten Noten. Das war früher schon so. Daran hat sich nichts geändert. Und daran wird sich auch nichts ändern.«

»Ist das wirklich deine Meinung?«

»Klar. Ich könnte stundenlange Hasstiraden über diesen Schwachsinn halten.«

»Aber für mich besteht noch Schulpflicht.«

»Darüber sollen sich andere Leute den Kopf zerbrechen, nicht du. Du bist nicht verpflichtet, dich irgendwo fertig machen zu lassen. Du hast das Recht, dich dagegen aufzulehnen. Du darfst ganz laut brüllen: *Mit mir nicht!*«

»Aber wie soll es weitergehen? Wird es nicht immer wieder das Gleiche sein?«

»Mit dreizehn habe ich das auch gedacht«, erwiderte ich. »Ob das jetzt immer so weitergeht. Aber so laufen die Dinge nicht, irgendetwas wird

geschehen. Und wenn nicht, kannst du immer noch darüber nachdenken. Werde noch ein bisschen älter, und dann wirst du dich verlieben. Du wirst dir BHs kaufen. Und auch die Art, wie du die Dinge siehst, wird sich ändern.«

»Mann, bist du blöd«, entrüstete sie sich. »Nur zu deiner Information: Heutzutage tragen auch schon Dreizehnjährige BHs. Aus welchem Jahrhundert kommst du eigentlich?«

»Ach so«, sagte ich kleinlaut.

»Du bist wirklich ein Vollidiot«, sagte sie nachdrücklich. »Kann schon sein«, räumte ich ein.

Daraufhin lief sie schweigend vor mir her, bis wir zum Auto kamen.

24

Als wir das Haus ihres Vaters nahe der Küste erreichten, dämmerte es bereits. Es war ein riesiges, altes Anwesen mit unglaublich großem Baumbestand. Die Gegend besaß noch das Flair der Epoche, als hier Strandvillen standen. Wie schön die friedliche Abendstimmung des Frühlings dazu passte. Die Kirschbäume trugen üppige Knospen, und wenn sie verblüht waren, würden die Magnolienblüten aufgehen. Eine Symphonie von Farben und Düften, deren minimale tägliche Veränderung den Wandel der Jahreszeiten widerspiegelte. Solche Orte gab es also noch.

Ein hoher Holzzaun mit einem überdachten Tor im traditionellen Stil umgab die Villa. Nur das Namensschild war neu. *Makimura* stand dort in gestochen scharfen, schwarzen Schriftzeichen. Wir klingelten, und es dauerte einen Moment, bis ein hoch gewachsener junger Mann von etwa zwanzig Jahren die Tür öffnete. Er trug das Haar kurz geschnitten. Die liebenswürdige Art, mit der er uns hereinbat, wirkte äußerst sympathisch. Yuki kannte ihn offenbar bereits. Sein Lächeln war so gewinnend wie das von Gotanda, wenn auch längst nicht so feinsinnig. Der junge Mann führte uns nach hinten in den Garten und stellte sich mir als Makimuras Assistent vor.

»Ich bin sein Chauffeur, liefere seine Manuskripte ab, recherchiere, trage ihm die Golfschläger, spiele mit ihm Mahjong, begleite ihn auf Auslandsreisen und so weiter«, erklärte er unaufgefordert in fröhlichem Ton. »Früher hätte man das Butler genannt.«

»Aha«, sagte ich.

Yuki lag vermutlich ein »So 'n Quatsch« auf den Lippen, aber sie hielt den Mund. Es hing wohl davon ab, wen sie vor sich hatte.

Makimura übte hinten im Garten Golfschläge. Zwischen zwei Kiefernstämmen war ein grünes Netz aufgespannt, und der Herr des Hauses versuchte, mit seinen Bällen die Zielscheibe in der Mitte zu treffen. *Wuuusch* machte es, wenn sein Schläger durch die Luft schwirrte. Ein

Geräusch, das ich auf den Tod nicht ausstehen kann. Es hört sich grässlich und deprimierend an. Für diese Abneigung gibt es eine simple Erklärung: mein Vorurteil gegen Golf. Ich hasse diesen Sport - einfach so, ohne besonderen Grund.

Als er uns kommen sah, winkte er uns zu und legte seinen Schläger beiseite. Mit einem Handtuch tupfte er sich den Schweiß vom Gesicht. »Schön, dass du gekommen bist«, sagte er zu Yuki, die jedoch so tat, als hätte sie es nicht gehört. Ohne ihn anzublicken, holte sie einen Kaugummi aus der Tasche, wickelte ihn aus und steckte ihn in den Mund. Sie schmatzte geräuschvoll, knüllte das Papier zusammen und warf es in den nächstbesten Blumenkübel.

»Guten Tag könntest du ja wenigstens sagen«, sagte Makimura.

»Guten Tag«, höhnte Yuki und schlenderte davon, die Hände in den Taschen.

»Bring uns ein Bier«, herrschte Makimura seinen Assistenten an. »Sofort«, antwortete der Mann und eilte davon. Nach einem lauten Räuspern spuckte Makimura auf den Boden und wischte sich erneut das Gesicht trocken. Meine Anwesenheit ignorierend, betrachtete er die Zielscheibe auf dem grünen Netz wie ein Meditationsobjekt. Ich betrachtete derweil gedankenverloren die bemoosten Steine.

Die ganze Szene wirkte künstlich und mehr als absurd. Es benahm sich zwar niemand daneben oder machte Schnitzer, aber ich kam mir vor wie in einer Parodie. Jeder spielte die ihm zugewiesene Rolle. Der Autor und sein Assistent. Nur der charmante Gotanda hätte vermutlich eine bessere Figur abgegeben. Er rettete jede Rolle, auch wenn das Drehbuch Mist war.

»Yuki hat mir erzählt, Sie hätten sich um sie gekümmert«, sagte nun der berühmte Mann.

»Nicht der Rede wert«, erwiderte ich. »Wir sind nur im selben Flugzeug zurückgeflogen, nichts weiter. Ich muss mich vielmehr bedanken für den Beistand der Polizei gegenüber. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Wie? Ach so, das. Keine Ursache. Ich bin froh, dass ich mich revanchieren konnte. Außerdem kommt es höchst selten vor, dass meine

Tochter mich mal um einen Gefallen bittet. Das war eine Kleinigkeit. Zumal ich die Polizei noch nie ausstehen konnte. In den Sechzigern hatte ich eine üble Begegnung mit den Bullen. Ich war damals in der Nähe vom Parlament, als Michiko Kanaba zu Tode geprügelt wurde. Lang ist's her. Zu der Zeit ...«

Dabei beugte er sich vor und hob den Golfschläger auf, mit dem er sich dann auf den Fuß tippte, während er an mir hoch- und runterschaute. Als stellte er einen Zusammenhang zwischen Gesicht und Füßen fest.

»Früher wusste man noch, was richtig und was falsch war«, sagte Hiraku Makimura.

Ich nickte ohne Überzeugung.

»Spielen Sie Golf?«

»Nein, überhaupt nicht«, erwiderte ich.

»Sie mögen den Sport nicht?«

»Ach, das nun nicht gerade, ich habe nur noch nie Golf gespielt.« Er lachte. »Das wäre auch nicht tragisch. Fast alle Leute, die noch nicht Golf gespielt haben, hassen den Sport. So ist das nun mal. Also seien Sie ruhig ehrlich. Ich möchte Ihre aufrichtige Meinung hören.«

»Na schön, ich mag ihn nicht besonders.« »Und warum nicht?«

»Ich finde das Zubehör so lächerlich, dieses ganze aufgeblasene Zeug. Das hochtrabende Wägelchen, die Flaggen, die Ausstattung. Dann der Blick und die Art, die Ohren zu spitzen, wenn man sich niederkauert, um den Rasen zu inspizieren. All diese Kleinigkeiten gehen mir auf die Nerven.«

»Die Ohren spitzen?«, fragte er verwundert zurück.

»Reine Rhetorik. Hat nichts zu bedeuten. Mir geht eben alles auf den Wecker, was zum Golfsport gehört. Das mit den Ohren war nur ein Scherz.«

Makimura starrte mich erneut ausdruckslos an.

»Sind Sie nicht ein bisschen überspannt?«

»Nein, ganz und gar nicht«, erwiderte ich. »Ich bin ein ganz normaler Mensch. Nur meine Witze kommen wohl nicht an.« Schließlich kam der Assistent mit zwei Flaschen Bier und zwei Gläsern auf einem Tablett zurück. Er stellte es auf der Verandaschwelle ab, öffnete die Flaschen, goss

uns ein und entfernte sich. »Zum Wohl«, sagte Makimura und setzte sich auf die Veranda. Ich prostete zurück. Der erfrischende Schluck löschte meinen Durst. Aber da ich noch Auto fahren musste, beließ ich es bei diesem Glas.

Makimuras Alter war schwer zu schätzen, aber Mitte vierzig musste er mindestens sein. Er war zwar nicht sonderlich groß, wirkte jedoch wegen seiner kräftigen Statur viel stattlicher. Ein mächtiger Brustkorb, dicke Arme, Stiernacken. Wäre sein Nacken nicht ganz so massig gewesen, hätte man ihn für einen Sportler halten können. Aber der wulstige Hals, der übergangslos mit dem Kinn verschmolz, zeugte von einem jahrzehntelangen undisziplinierten Lebensstil. Und schließlich wird man nicht jünger. Die Zeit fordert ihren Tribut. Ich erinnerte mich an Fotos von einem jungen, schlanken Makimura mit durchdringendem Blick. Er war nicht ausgesprochen gut aussehend, hatte aber durchaus Charisma.

Eben die Ausstrahlung eines viel versprechenden Schriftstellers. Wie lange mochte das her sein? Fünfzehn, sechzehn Jahre? Sein Blick hatte immer noch die alte Schärfe. Je nach Lichteinfall strahlten seine Augen mitunter sogar Klarheit aus. Sein bereits ergrautes Haar trug er kurz. Das weinrote Lacoste-Hemd passte gut zu seinem - vermutlich vom Golfspielen - gebräunten Teint. Die Knöpfe des Polo-Shirts standen natürlich offen. Wegen seines fetten Halses. Es ist nicht so einfach, in einem weinroten Lacoste-Hemd gut auszusehen. Ist der Hals dünn, dann wirkt es jämmerlich, ist er zu dick, scheint der Träger darin zu ersticken. Eine Frage der goldenen Mitte. Gotanda stünde es bestimmt hervorragend. Oh Mann, bloß nicht an ihn denken.

»Was schreiben Sie eigentlich?«, fragte Makimura.

»Ach, Schreiben kann man das nicht nennen«, erwiderte ich. »Ich fabriziere lediglich Lückenfüller. Alles Mögliche. Es soll nur irgendetwas auf dem Papier stehen. Irgendjemand muss diese Arbeit machen, also habe ich sie übernommen. Es ist wie Schneeschaufeln. Kulturelles Schneeschaufeln.«

»Schneeschaufeln«, wiederholte Makimura und warf einen flüchtigen

Blick auf seinen Golfschläger. »Treffender Ausdruck.« »Danke«, erwiderte ich.

»Macht Ihnen das Schreiben Spaß?«

»Im Moment kann ich schwer sagen, ob ich Spaß daran habe. Es ist keine besonders anspruchsvolle Arbeit. Aber ich bin im Schneeschaufeln geübt. Habe sozusagen den Dreh raus. Das Know-how, die Einstellung, den Schwung und all das. Mir etwas auszudenken macht mir schon Spaß.«

»Eine klare Antwort«, sagte er anerkennend.

»Auf diesem niederen Niveau ist die Arbeit sehr einfach.« »Hm«, machte er und schwieg dann einige Sekunden. »Haben Sie sich die Formulierung ausgedacht, *Schneeschaufeln?«* »Ja, ich glaube schon«, erwiderte ich.

»Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich das Wort irgendwann benutze? Interessanter Ausdruck, wirklich. Kulturelles Schneeschaufeln.«

»Bitte, nur zu. Ich habe kein Copyright darauf.«

»Sie sprechen mir aus der Seele«, sagte Makimura und rieb sich das Ohrläppchen. »Ich habe nämlich manchmal auch dieses Gefühl. Ob es überhaupt Sinn hat, diesen oder jenen Text zu schreiben. Hin und wieder kommt das vor. Früher hatte ich das nie, die Welt war noch überschaubarer, und es gab so etwas wie Genugtuung. Ich wusste immer genau, was ich tat. Und was man von mir erwartete. Auch die Medienpräsenz war längst nicht so umfassend. Die Welt war praktisch ein Dorf, jeder kannte jeden.«

Er leerte sein Glas und schenkte uns beiden nach. Meinen Einwand, ich müsse noch Auto fahren, ignorierte er einfach.

»Aber heutzutage ist das anders. Die Leute wissen nicht mehr, was Fairness ist. Niemand. Jeder macht seinen eigenen Kram, kehrt vor seiner Hütte. Schneeschaufeln. Sie sagen es.«

Er schaute zu dem aufgespannten grünen Netz hinüber. Auf dem Rasen verstreut lagen mindestens dreißig weiße Golfbälle.

Ich nahm einen Schluck Bier.

Makimura schien darüber nachzusinnen, was er als Nächstes sagen würde. Das brauchte Zeit. Nicht, dass es ihm etwas ausmachte, er war es gewohnt, andere auf die Folter zu spannen. Ich wartete also geduldig darauf, dass er

weiterreden würde. Er rieb sich die ganze Zeit das Ohrläppchen. Er sah aus, als würde er ein Bündel nagelneuer Geldscheine zählen.

»Meine Tochter ist Ihnen sehr zugetan«, fuhr Makimura endlich fort. »Das ist sonst nicht ihre Art, müssen Sie wissen. Oder sagen wir, es gibt kaum jemanden, an dem sie hängt. Bei mir kriegt sie kaum den Mund auf. Auch bei ihrer Mutter nicht, aber Yuki respektiert sie wenigstens. Vor mir hat sie keine Achtung. Null. Sie hält mich für einen Trottel. Freunde scheint sie auch keine zu haben, und seit einigen Monaten schwänzt sie sogar die Schule. Sie zieht sich in ihr Schneckenhaus zurück und hört immer nur diese Klamaukmusik. Man könnte sie als Problemkind bezeichnen, was ihre Lehrer übrigens tatsächlich tun. Mit anderen Menschen kommt sie einfach nicht klar. Aber zu Ihnen hat sie merkwürdigerweise Vertrauen. Wie kommt das?«

»Tja, wenn ich das wüsste«, erwiderte ich. »Sie und Yuki verstehen einander?«

Könnte sein.«

»Was halten Sie von meiner Tochter?«

Ich zögerte mit der Antwort, denn ich hatte das Gefühl, in einer mündlichen Prüfung zu sein. Dann gab ich mir einen Ruck und sagte ehrlich meine Meinung: »Sie ist in einem schwierigen Alter. Und ihre familiären Umstände sind derart katastrophal, dass sie keine Geborgenheit findet. Niemand kümmert sich um sie. Niemand trägt die Verantwortung für sie. Sie hat niemanden zum Reden. Sie ist seelisch zutiefst verwundet, und es gibt niemanden, der diese Verletzung heilen kann. Ihre Eltern sind zu prominent. Ihr Gesicht ist zu hübsch. Das ist eine schwere Bürde für eine Dreizehnjährige. Ihr fehlt die Normalität. Sie ist hypersensibel und hat schon ihre Eigenarten, aber eigentlich ist sie ein recht unkompliziertes Kind. Es müsste sich nur jemand richtig um sie kümmern, dann würde sie sich ganz prima entwickeln.«

»Aber das tut niemand.«

»Den Eindruck habe ich.«

Makimura stieß einen tiefen Seufzer aus. Er ließ von seinem Ohr ab und

starrte auf seine Finger. »Ich glaube, Sie haben Recht. Absolut Recht. Aber ich kann da nichts ausrichten. Bei der Scheidung wurde mir das Sorgerecht für Yuki entzogen. Damals habe ich mich mit anderen Frauen herumgetrieben, sodass ich in einer schlechten Position war. Um genau zu sein, ich brauche auch heute noch Ames Erlaubnis, um Yuki sehen zu können. Ame und Yuki, Regen und Schnee - was für blödsinnige Namen. Na ja, so ist das nun mal. Und der zweite Punkt ist, dass Yuki nicht einen Funken Vertrauen zu mir hat. Sie lässt sich nichts sagen. Ich stehe da wirklich auf verlorenem Posten. Ich liebe meine Tochter über alles, sie ist mein einziges Kind. Aber mir sind eben die Hände gebunden.«

Er schaute erneut zu dem grünen Netz. Es wurde zunehmend dunkler. Die verstreuten Golfbälle auf dem Rasen wirkten in der Dämmerung wie aus einem Korb geworfene Gelenkknochen.

»Aber es kann so nicht weitergehen, dass man nur untätig zusieht«, sagte ich. »Die Mutter hat nur ihre Arbeit im Kopf und reist in der Weltgeschichte herum. Sie hat überhaupt nicht die Zeit, sich um das Kind zu kümmern. Manchmal scheint sie sogar zu vergessen, dass sie überhaupt eines hat. Lässt ihre Tochter ohne Geld im Hotelzimmer in Hokkaido zurück, und das fällt ihr dann erst drei Tage später ein. Drei Tage! Und nachdem ich sie nach Tokyo zurückgebracht hatte, schloss Yuki sich tagelang im Apartment ein, ohne irgendwo hinzugehen. Ihr ganzes Dasein besteht aus Rockmusik und Junkfood, soweit ich weiß. Sie geht nicht zur Schule. Sie hat keine Freunde. Das ist doch kein ordentliches Leben. Eigentlich sollten mich fremde Familienverhältnisse ja nichts angehen, und ich schwatze Ihnen hier die Ohren voll. Aber ich denke, Sie überspannen den Bogen. Vielleicht sind meine Ansichten ja zu realistisch, zu normal und kleinbürgerlich.«

»Nein, nein, Sie haben zu hundert Prozent Recht«, erwiderte Makimura und nickte bedächtig. »Es stimmt alles, was Sie sagen. Eigentlich zu zweihundert Prozent. Darüber wollte ich mit Ihnen reden. Deshalb habe ich Sie hergebeten.«

Mich überkam eine dunkle Ahnung. Die Pferde sind tot, und die Indianer haben aufgehört zu trommeln. Es war zu still. Ich kratzte mich mit dem

kleinen Finger an der Schläfe.

»Ich habe mir überlegt, ob Sie sich nicht um Yuki kümmern könnten«, begann er vorsichtig. »Ich meine nicht im formalen Sinne, nur ab und zu mal nach ihr sehen. Zwei, drei Stunden täglich. Dann könnten Sie mit ihr reden und etwas Ordentliches mit ihr essen. Das wäre schon genug. Ich würde Sie natürlich dafür bezahlen. Sie könnten das gewissermaßen als einen Hauslehrerjob betrachten, nur dass Sie eben nicht unterrichten. Ich weiß zwar nicht, was Sie im Moment verdienen, aber ich garantiere Ihnen ein angemessenes Gehalt. Über die restliche Zeit können Sie dann frei verfügen. Meine einzige Bitte ist, dass Sie täglich ein paar Stunden mit Yuki verbringen. Das ist doch kein schlechtes Geschäft, oder? Ich habe schon mit ihrer Mutter darüber gesprochen. Sie ist gerade beruflich auf Hawaii. Ich habe ihr die Situation erklärt, und sie hält es ebenfalls für eine gute Idee. Auch sie macht sich ernsthaft Gedanken um Yuki, auch wenn es nicht so aussieht. Die Menschen sind nun einmal verschieden. Sie ist ein bisschen exaltiert. Hochgradig talentiert, aber manchmal eben nicht mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen. Bei ihr ist gewissermaßen eine Sicherung durchgebrannt. Sie vergisst alles um sich herum und ist, was praktische Dinge anbelangt, völlig unfähig. Sie hat sogar Schwierigkeiten beim Subtrahieren.«

»Ich bin mir da nicht so sicher«, sagte ich mit einem kraftlosen Lächeln. »Was Yuki braucht, ist meines Erachtens vor allem elterliche Liebe und Fürsorge. Das Vertrauen darauf, dass sie von jemandem bedingungslos geliebt wird. Wie sollte ich ihr das bieten? Diese Verantwortung müssen Sie als ihre Eltern schon selbst übernehmen. Das sollten Sie und Ihre Frau sich ernsthaft vor Augen führen. Zweitens braucht sie unbedingt gleichaltrige Freunde. Andere Mädchen, die ihr sympathisch sind und mit denen sie über alles reden kann. Allein dadurch würde sie sich schon wohler fühlen. Ich bin ein Mann und noch dazu viel älter als sie. Was wissen Sie und Ihre Frau denn von mir?

Ein dreizehnjähriges Mädchen ist in einem gewissen Sinne schon erwachsen. Yuki ist hübsch und psychisch labil. Wollen Sie dieses Kind

tatsächlich einem mehr oder weniger Unbekannten anvertrauen? Sie kennen mich doch kaum. Ich bin gerade eben wegen eines Mordfalls von der Polizei festgehalten worden. Wenn ich nun der Täter wäre, was dann?«

»Sind Sie denn der Mörder?«

»Natürlich nicht«, seufzte ich. Nach der Tochter stellte mir nun auch noch der Vater diese Frage. »Natürlich bringe ich niemanden um.«

»Na also. Dann kann ich Ihnen doch trauen, oder? Wenn Sie sagen, Sie haben niemanden getötet, dann wird es wohl stimmen.«

»Aber wieso vertrauen Sie mir so blindlings?«

»Sie sind kein Typ, der jemanden umbringen könnte. Und auch kein Kinderschänder. Das sieht man doch«, sagte er. »Außerdem vertraue ich Yukis Instinkt. Dieses Kind hatte schon von klein auf eine stark ausgeprägte Intuition. Das geht bei ihr über das normale Maß hinaus. Manchmal ist es richtig unheimlich. Sie ist so etwas wie ein Medium. Es gibt Momente, wo sie etwas zu sehen glaubt, was ich nicht erkennen kann. Verstehen Sie, was ich damit meine?«

»Ungefähr«, erwiderte ich.

»Das hat sie von ihrer Mutter geerbt, diese exzentrischen Anwandlungen. Aber die verarbeitet das in ihrer Kunst. So was nennt man dann Talent. Doch Yuki besitzt noch keinen Fokus, um diese Fähigkeit zu kanalisieren. Es ist eine überbordende, unkontrollierte Kraft. So wie Wasser, das überschwappt. Eben wie bei einem Medium. Es liegt ihr im Blut, von mütterlicher Seite. Ich habe das jedenfalls nicht, ich bin überhaupt kein Exzentriker. Deshalb achten die beiden mich auch nicht sonderlich. Das Zusammenleben mit ihnen war übrigens eine Tortur für mich. Ich konnte eine Zeit lang kein Frauengesicht mehr ertragen. Sie können sich nicht vorstellen, was es hieß, mit Ame und Yuki unter einem Dach zu leben. Regen und Schnee, puuh. Wie eine Wettervorhersage. Ich liebe sie natürlich beide, keine Frage. Auch jetzt telefoniere ich noch manchmal mit meiner Exfrau. Aber ich möchte kein zweites Mal mit ihr zusammenleben. Es war die reinste Hölle. Ich war damals bestimmt ein talentierter Schriftsteller - war, möchte ich betonen -, aber diese Ehe hat mich fix und fertig gemacht.

Ehrlich. Trotz des Verlusts meines Talents habe ich es aber doch noch recht gut hingekriegt, denke ich. Durch Schneeschaufeln. Effektives Schneeschaufeln, wie Sie so schön sagen. Wundervoll, dieser Ausdruck! Aber worüber sprachen wir gerade?«

»Ob Sie mir trauen können.«

»Ach ja. Also ich vertraue Yukis Instinkt. Und Yuki vertraut Ihnen. Und deshalb vertraue ich Ihnen ebenfalls. Und Sie können mir vertrauen. Ich bin kein so übler Kerl. Ich schreibe vielleicht manchmal Mist, aber ich bin kein schlechter Mensch.« Er räusperte sich wieder. »Also, was meinen Sie? Wollen Sie sich um Yuki kümmern? Ich verstehe nur zu gut, was Sie sagen. Es wäre eigentlich die Aufgabe der Eltern. Aber sie ist nun mal ein außergewöhnliches Kind. Und ich habe keinen Handlungsspielraum. Außer Ihnen gibt es niemanden, den ich bitten könnte.«

Ich starrte auf den Bierschaum in meinem Glas. Was sollte ich tun? Eine verschrobene Familie. Drei Ausgeflippte und Boy Freitag - Familie Robinson im Weltraum.

»Ich habe nichts dagegen, Yuki hin und wieder zu sehen«, sagte ich. »Aber jeden Tag, das geht nicht. Ich habe selbst Dinge zu erledigen, und außerdem behagt es mir nicht, jemanden aus Verpflichtung zu treffen. Ich verabrede mich mit ihr, wenn ich Lust dazu habe. Ich brauche auch kein Geld. Zur Zeit habe ich keine finanziellen Probleme, und wenn ich mit Yuki aus Freundschaft ausgehe, kann ich das schon aus eigener Tasche bezahlen. Nur unter dieser Bedingung ist das für mich machbar. Ich mag Yuki sehr, und es macht mir Spaß, sie zu treffen. Aber ich möchte keine Verantwortung übernehmen. Das ist doch verständlich, oder? Was immer mit Yuki geschieht, die Verantwortung tragen letztlich nur Sie und Ihre Frau. Auch um das klarzustellen, möchte ich kein Geld.«

Makimura nickte mehrmals, wobei seine Halswülste wabbelten. Mit Golf bekommt er das nicht weg, da müsste er sein Leben schon von Grund auf umstellen. Das scheint ihm jedoch fern zu liegen, sonst hätte er schon viel früher etwas geändert.

»Ich verstehe. Was Sie sagen, leuchtet mir ein«, sagte er. »Ich hatte nicht

vor, die Verantwortung auf Sie abzuwälzen. Die brauchen Sie auch gar nicht zu übernehmen. Wir haben außer Ihnen einfach niemanden zur Auswahl, deshalb bitte ich Sie nochmals inständig. Um Verantwortung geht es nicht. Und das mit dem Geld können wir ja später regeln. Ich bin in Geldangelegenheiten immer pflichtbewusst und zahle meine Schulden gewissenhaft zurück. Nur damit Sie es wissen. Es soll ganz Ihnen überlassen bleiben. Wenn Sie Geld brauchen, setzen Sie sich mit mir oder mit Ame in Verbindung. Wir haben beide wahrlich keine finanziellen Nöte, also keine Hemmungen.«

Ich sagte nichts darauf.

»Sie scheinen ja ein ziemlich sturer Kerl zu sein«, bemerkte Makimura noch.

»Stur würde ich nicht sagen. Ich habe lediglich mein eigenes Denksystem.«

»Ihr Denksystem«, wiederholte er und fummelte erneut an seinem Ohrläppchen. »Vielleicht ist Ihr System ein bisschen überholt. So wie die manuell gefertigten Vakuumröhren-Verstärker. Statt die Zeit mit Basteln zu verplempern, sollten Sie besser in einen Hifi-Laden gehen und einen brandneuen Transistorverstärker kaufen, der ist billiger und klingt besser. Und wenn er kaputtgeht, kann man ihn im Nu ersetzen oder in Zahlung geben. Denksysteme sind nicht mehr up to date, mein Lieber. Sie hatten vielleicht einmal ihren Wert, aber die Zeiten sind vorbei. Was heute zählt, ist Geld. Damit lässt sich alles kaufen, sogar eine persönliche Einstellung. Man muss sich nur die passenden Teile anschaffen und sie dann zusammenbauen. Ganz einfach. Und sofort benutzbar. Man braucht nur A und B zusammenzustecken. Das klappt im Handumdrehen. Verbrauchtes wird ausgewechselt. Eine sehr bequeme Art. Sie hinken doch der Zeit völlig hinterher, wenn Sie heute noch Systemen anhängen. So was nennt man unflexibel. Sand im Getriebe.«

»Die hochkapitalistische Gesellschaft«, fasste ich zusammen.

»Genau«, sagte Makimura. Dann schwieg er.

Inzwischen war es dunkel geworden. In der Nähe kläffte neurotisch ein

Hund. Jemand klimperte eine Mozart-Sonate. Makimura saß im Schneidersitz auf der Veranda und trank nachdenklich sein Bier. Seit ich wieder in Tokyo war, hatte ich nur sonderbare Begegnungen: Gotanda, die beiden Edelnutten, von denen eine bereits tot war, das hartnäckige Polizistenduo, Makimura und sein Assistent. Als ich verträumt in den finsteren Garten starrte und die Melange aus Mozart und Hundegebell vernahm, schien die Wirklichkeit sich aufzulösen und von der Dunkelheit verschluckt zu werden. Sämtliche Einzelheiten verloren ihre ursprüngliche Gestalt und verschmolzen miteinander, versanken in einem Chaos, in dem nichts mehr Bedeutung besaß. Gotandas anmutige Hände, die Kikis Rücken streicheln; die verschneiten Straßen in Sapporo; der »Kuckuck«-Ruf von May, dem Zicklein; der Inspektor, der sich mit dem Plastiklineal auf die Handfläche klatscht; der hinten in einem dunklen Flur auf mich wartende Schafsmann ... alles verschmolz zu einem chaotischen Strudel. War ich einfach nur müde? Nein, das war ich nicht. Die Wirklichkeit löste sich auf, sonst nichts. Sie löste sich auf und verwandelte sich in geballtes Chaos, kugelförmig wie ein Himmelskörper. Begleitet von Klaviergeklimper und Hundegekläff. Jemand sagte etwas. Sagte etwas zu mir.

»Sagen Sie mal ...« Es war Makimura.

Ich hob den Kopf.

»Sie wissen doch etwas über die Frau, oder? Ich meine über die Ermordete. In der Zeitung stand, sie sei in einem Hotel umgebracht worden. Über ihre Person sei nichts bekannt, man habe lediglich eine Visitenkarte in ihrem Portemonnaie gefunden. Es hieß, die betreffende Person werde vernommen, aber Ihr Name wurde nicht genannt. Laut meinem Rechtsanwalt haben Sie erklärt, Sie würden die Frau nicht kennen, aber das stimmt doch nicht, oder?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ach, nur so«, sagte er, hob seinen Golfschläger auf und hielt ihn wie ein Schwert von sich gestreckt. »Ich habe das Gefühl, Sie decken jemanden. Im Laufe unseres Gesprächs bekam ich mehr und mehr diesen Verdacht. Bei Kleinigkeiten sind Sie so pingelig und in großen Dingen sehr generös.

Dieses Muster hat sich für mich herauskristallisiert. Interessanter Charakter. In dieser Hinsicht gleichen Sie Yuki. Sie haben Mühe zu überleben, werden von anderen nur schwer verstanden. Wenn Sie ins Straucheln geraten und fallen, geht es Ihnen an den Kragen. Ihr seid aus dem gleichen Holz geschnitzt. Diesmal sind Sie noch heil davongekommen, aber beim nächsten Mal kann es schlecht für Sie ausgehen. Die Polizei kennt keinen Spaß. System hin und her, wenn Sie sich quer stellen, kann das ins Auge gehen. Die Zeiten haben sich geändert, mein Lieber.«

»Ich stelle mich doch gar nicht quer«, erwiderte ich. »Es sind eher Tanzschritte. Eine Gewohnheit. Etwas, das sich dem Körper eingeprägt hat. Sobald Musik erklingt, bewegt er sich von selbst, und was um einen herum geschieht, ist fast egal. Die Schritte sind so kompliziert, dass ich mir über etwas anderes gar keine Gedanken machen kann. Wenn mir zu viel im Kopf herumschwirrt, könnte ich straucheln. Ich bin nicht trendy, eher tolpatschig.«

Hiraku Makimura stierte auf seinen Golfschläger.

»Sie sind ein komischer Vogel«, sagte er. »Sie erinnern mich an etwas. Aber woran?«

»Tja, woran wohl?«, sagte ich. Vielleicht an Picassos Holländische Vase und drei bärtige Ritter?

»Aber Sie gefallen mir. Ich vertraue Ihnen. Kümmern Sie sich um Yuki. Irgendwann werde ich mich erkenntlich zeigen. Wie gesagt, ich bin ein Mensch, der seine Schulden stets zurückzahlt.«

»Ich habe es gehört.«

»Nun, das wär's dann wohl«, sagte er und legte den Golfschläger auf die Veranda. »Schön, schön.«

»Was stand denn noch darüber in der Zeitung«, erkundigte ich mich.

»Ach, eigentlich nichts weiter. Nur, dass sie mit einem Strumpf erdrosselt wurde. Dass die Luxushotels die blinden Flecke der Stadt seien. Man kenne nicht einmal ihren Namen und versuche nun, etwas über ihre Identität zu erfahren. Mehr stand nicht drin. So was kommt häufiger vor. Bald spricht niemand mehr darüber.«

»Tja, so ist das«, sagte ich.

»Aber es gibt auch Leute, die es nicht so schnell vergessen.« »Kann sein«, sagte ich.

25

Um sieben kam Yuki zurückgeschlendert. Sie sei am Strand spazieren gegangen, sagte sie. Makimura fragte sie, ob sie Lust habe, bei ihm zu essen, aber sie lehnte ab. Sie sei nicht hungrig und wolle lieber nach Hause.

»Na, dann schau mal wieder vorbei, wenn du Lust hast«, sagte ihr Vater. »Ich bin den ganzen Monat über in Japan.« Bei mir bedankte er sich dafür, dass ich den langen Weg auf mich genommen hätte, und entschuldigte sich für seine mangelnde Gastfreundschaft. Keine Ursache, sagte ich.

Assistent Freitag geleitete uns hinaus. Als wir durch den Garten gingen, erspähte ich auf dem Parkgelände einen Cherokee Jeep, eine 750er Honda und ein Mountainbike.

»Anstrengendes Leben, was?«, bemerkte ich zu Freitag. »Allerdings. Nichts für Weichlinge«, sagte er nach kurzem Nachdenken. »Mein Chef hockt nicht im Elfenbeinturm. Er ist ein Mann der Tat, wissen Sie.«

»So 'n Quatsch«, zischelte Yuki.

Wir beiden anderen taten so, als hätten wir es nicht gehört.

Kaum saßen wir im Wagen, sagte Yuki, sie sei schrecklich hungrig, worauf ich einen Hungry Tiger an der Küste ansteuerte. Wir bestellten Steaks, und ich trank ein alkoholfreies Bier dazu.

»Worüber habt ihr denn geredet?«, fragte sie mich, während sie ihren Karamelpudding löffelte. Da es keinen Grund gab, etwas vor ihr zu verbergen, erstattete ich ihr vollständig Bericht.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte sie und schnitt eine Grimasse. »So was kann sich auch nur mein Vater ausdenken. Und wie hast du reagiert?«

»Ich habe es abgelehnt, natürlich. Ich bin dafür nicht geeignet. Keine vernünftige Idee. Trotzdem finde ich, dass wir uns unabhängig davon hin und wieder treffen sollten. Nur um unseretwillen. Der Altersunterschied zwischen uns ist zwar enorm, und ich habe einen anderen Lebensstil und andere Auffassungen als du, aber ich denke, wir können trotzdem gut miteinander reden. Findest du nicht?«

Als Antwort kam das übliche Achselzucken.

»Wenn du Lust hast, mich zu sehen, melde dich einfach bei mir. Wir sollten uns nicht aus einer Verpflichtung heraus treffen, sondern weil wir Lust haben, den anderen zu sehen. Wir können uns über Dinge unterhalten, die wir anderen nicht anvertrauen würden. Geheimnisse teilen. Was hältst du davon?«

Sie zögerte erst, stimmte dann aber zu.

»Man sollte diese Dinge nicht in sich aufstauen. Sie lassen sich nicht ewig unter Kontrolle halten. Wenn man nicht hin und wieder Dampf ablässt, explodiert man irgendwann. Peng! Und dann kommt man in Schwierigkeiten, verstehst du? Alles mit sich allein auszumachen ist hart. Das kenne ich zu gut - mit niemandem reden zu können, von niemandem verstanden zu werden. Aber gegenseitig können wir uns helfen. Ganz offen miteinander reden.«

Yuki nickte.

»Ich will dich nicht unter Druck setzen. Ruf mich einfach an, wenn dir danach zumute ist. Es hat nichts mit dem zu tun, was dein Vater mit mir besprochen hat. Ich habe nicht vor, dir gegenüber die Rolle des verständnisvollen Bruders oder Onkels zu spielen. In gewissem Sinne betrachte ich uns als gleichberechtigt. Wir können uns gegenseitig unterstützen, und deshalb sollten wir uns hin und wieder treffen.«

Sie erwiderte nichts. Als sie ihr Dessert aufgegessen hatte, stürzte sie ein Glas Wasser hinunter. Dann schielte sie zum Nachbartisch, wo eine dickleibige Familie sich eifrig die Bäuche vollschlug. Vater, Mutter, Tochter und der jüngere Sohn. Allesamt gut im Futter. Ich stützte die Ellbogen auf den Tisch, trank meinen Kaffee und betrachtete Yuki. Was für ein schönes Mädchen. Bei ihrem Anblick fühlte ich ein Steinchen in die tiefste Tiefe meines Herzens plumpsen. Es lag an dieser Art von Schönheit. Wenn man bedenkt, wie verschlungen die Kanäle dorthin sind, wo normalerweise nichts hingelangen kann, und dennoch schafft sie es, dort ein kleines Steinchen zu versenken. Wäre ich fünfzehn gewesen, hätte ich mich garantiert in sie verknallt, dachte ich nun zum zwanzigsten Mal. Aber in

dem Alter hätte ich ihre Gefühlslage vermutlich nicht verstanden. Jetzt gelingt es mir, zumindest bis zu einem gewissen Grad. Ich beschütze sie auf meine Art. Als Vierunddreißigjähriger kann ich mich unmöglich in eine Dreizehnjährige verlieben. Das Leben ist eben nicht ganz ideal.

Ungefähr konnte ich nachvollziehen, weshalb ihre Klassenkameraden sie derart schikanierten. Ihre Schönheit war zu abgehoben, zu weit vom Normalen entfernt. Zu eindringlich. Zudem verhielt sie sich ihnen gegenüber sehr distanziert, deshalb fürchteten sie sich vor ihr und setzten ihr gnadenlos zu. Sie fühlten sich beleidigt, denn durch sie wurde ihr intimes Gemeinschaftsgefühl gestört.

Darin unterschied sie sich von Gotanda, der sich seiner starken Wirkung auf andere sehr wohl bewusst war und sie zu kontrollieren verstand. Er hatte nie jemanden eingeschüchtert. Und wenn seine Präsenz Stardimensionen annahm, lächelte er charmant und machte einen kleinen Scherz darüber. Das genügte, er musste nicht unbedingt vor Witz sprühen. Die anderen lächelten zurück, und alle fühlten sich wohl. *Netter Kerl,* dachte jeder. Was er auch tatsächlich war.

Doch bei Yuki sah die Sache anders aus. Auf sich allein gestellt, kämpfte sie ums Überleben. Das ließ ihr keinen Spielraum, über die Gefühlsregungen anderer nachzudenken und sich darauf einzustellen. Folglich verletzte sie andere und dadurch auch sich selbst. Ein hartes Leben. Selbst für einen Erwachsenen, geschweige denn für ein dreizehnjähriges Mädchen.

Schwer zu sagen, was aus ihr werden würde. Bestenfalls würde sie wie ihre Mutter eine Möglichkeit entdecken sich auszudrücken und künstlerisch tätig werden. Wenn es ihr gelänge, ihre Energie zu kanalisieren, würde sie große Leistungen vollbringen und ausreichend Anerkennung bekommen. Ich weiß auch nicht, wie ich darauf kam, es war nur so ein Gefühl von mir. Ebenso wie ihr Vater spürte ich ihre Energie. Sie besaß eine Aura, eine Begabung, die sie zu einer außergewöhnlichen Erscheinung machte. Weit entfernt vom Schneeschaufeln.

Vielleicht würde sie sich aber auch bis zu ihrem achtzehnten, neunzehnten

Lebensjahr in ein völlig normales Mädchen verwandeln. Solche Fälle habe ich ein paar Mal erlebt. Auffällig schöne Mädchen verlieren im Laufe ihrer Pubertät die schillernde Ausstrahlung, die sie mit dreizehn hatten. Die messerscharfe Eindringlichkeit stumpft ab. »Schön, aber nicht besonders eindrucksvoll«, sagt man dann. Die Betroffenen sind damit anscheinend ganz zufrieden.

Welche Entwicklung Yuki durchmachen würde, konnte ich natürlich nicht voraussehen. Jeder Mensch hat seinen individuellen Höhepunkt. Wenn der erreicht ist, geht es eigentlich nur noch bergab. Daran ist nicht zu rütteln. Und das Schlimme ist, dass keiner weiß, wann dieser Höhepunkt erreicht ist. Man denkt, ach, es geht immer noch weiter bergauf, doch plötzlich ist der Grat unbemerkt überschritten. Niemand kann es vorhersehen. Manche erreichen ihren Höhepunkt mit zwölf und führen danach ein ziemlich unspektakuläres Leben. Andere entwickeln sich weiter bis zu ihrem Tod oder sterben auf dem Höhepunkt ihres Lebens. Viele Dichter und Komponisten lebten so exzessiv und trieben sich gewaltsam voran, dass sie schon mit dreißig diese Welt verließen. Dann gibt es wiederum Künstler wie Picasso, die noch mit über achtzig kraftvolle Bilder malen und dann friedlich aus dem Leben scheiden. Wie es gelaufen ist, weiß man eigentlich erst, wenn man stirbt.

Und ich?

Wann war mein Höhepunkt? Anscheinend war er ausgeblieben. Rückblickend fragte ich mich, ob das überhaupt als Leben zu bezeichnen war. Ein leichtes Gekräusel. Ein unerhebliches Auf und Ab. Ungeschickte Kletterpartien. Aber mehr auch nicht. Quasi null. Ich hatte nichts zustande gebracht. Ich hatte geliebt, ich war geliebt worden, aber nichts war geblieben. Mein Leben war merkwürdig flach, eine eintönige Landschaft. Als würde ich in einem Videospiel herumgeistern. Ein Pseudo-Pacman, der sich durch ein Labyrinth punktierter Linien mampft. Ziellos. Mit der einzigen Gewissheit, sterblich zu sein.

Du wirst vielleicht nie glücklich werden, hatte der Schafsmann gesagt. *Deshalb bleibt dir nur das Tanzen. Tanze! So brillant, dass die anderen*

dich bewundern.

Ich hörte auf zu grübeln und schloss die Augen.

Als ich sie wieder aufmachte, starrte Yuki mir ins Gesicht.

»Bist du okay?«, fragte sie. »Du siehst ganz fertig aus. Habe ich was Falsches gesagt?«

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein, es lag an etwas anderem.«

»Hast du an etwas Unangenehmes gedacht?« »Das schon eher.«

»Tust du das oft?«

»Hin und wieder schon.«

Yuki seufzte und spielte mit der Papierserviette. »Fühlst du dich manchmal schrecklich einsam? Nachts zum Beispiel? Und fängst du dann an zu grübeln?«

»Klar, das kommt vor«, erwiderte ich.

»Und jetzt gerade? Weshalb kommen dir plötzlich solche Gedanken?«

»Vielleicht, weil du zu schön bist«, antwortete ich.

Yuki starrte mich mit leerem Blick an, genau wie ihr Vater. Dann schüttelte sie sacht den Kopf. Ohne etwas zu sagen.

Yuki bezahlte.

»Der Typ denkt, wenn er mich mit Geld überschüttet, sei alles in Ordnung«, sagte sie. »Idiotisch. Deshalb kann ich dich heute mal einladen. Wir sind doch gleichberechtigt, in *gewissem Sinne,* nicht? Sonst lädst du mich immer ein, also kann ich mich doch hin und wieder revanchieren.«

»Na, dann vielen Dank«, sagte ich. »Für dein zukünftiges Leben merk dir aber, dass es gegen die klassische Rendezvous-Etikette verstößt.«

»Was?«

»Bei einem Date stürmt nicht das Mädchen mit der Rechnung zur Kasse. Sie lässt den Mann bezahlen und gibt es ihm hinterher wieder. Das gehört sich so, sonst verletzt du den männlichen Stolz. Für mich gilt das natürlich nicht, ich bin ja kein Macho.

Aber es gibt massenweise empfindliche Knaben da draußen, denen es was ausmachen würde. Die Welt ist immer noch patriarchalisch.«

»So 'n Quatsch«, erwiderte Yuki. »Mit so 'nem Typen würde ich mich sowieso nicht abgeben.«

»Na ja, alles eine Frage des Blickwinkels«, sagte ich und manövrierte den Wagen aus der Parklücke. »Aber die Leute verlieben sich nun mal irrational. Manchmal hat man nicht die Wahl. Die Liebe ist nicht vorherzusehen. Wenn du alt genug bist, einen BH zu tragen, wirst du das verstehen.«

»Ich hab dir doch gesagt: Ich hab schon welche«, schrie sie empört und boxte mich auf die Schulter. Fast hätte ich einen knallroten Abfalleimer umgenietet.

»War doch nur ein Scherz«, sagte ich und hielt an. »In der Welt der Erwachsenen macht man ständig Witze und lacht darüber. War vielleicht ein blöder Scherz, aber daran musst du dich bei mir gewöhnen.«

»Hm«, brummte sie.

Hm«, brummte ich.

»Blödsinn«, sagte sie.

»Blödsinn«, echote ich.

»Äff mich nicht nach!«

Ich ließ es bleiben und fuhr vom Parkplatz herunter.

»Noch eins, Yuki. Hör auf, Leute beim Autofahren zu prügeln.

Das ist kein Witz. Wir könnten dabei draufgehen. Also Rendezvous-Regel Nummer zwei: *Nicht sterben, sondern überleben.«* »Hm«, machte Yuki.

Auf der Rückfahrt redete Yuki kaum ein Wort. Apathisch saß sie da und schien über etwas nachzudenken. Hin und wieder döste sie ein. Wann sie wach war oder schlief, war kaum zu unterscheiden. Sie hörte auch keine Musik. Ich legte versuchsweise eine Kassette mit John Coltranes Balladen ein. Sie protestierte nicht, schien nicht einmal wahrzunehmen, dass Musik lief. Bei den Solos summte ich leise mit.

Die nächtliche Rückfahrt von Shônan nach Tokyo war öde. Ich konzentrierte mich auf die Rücklichter der Wagen vor mir. Als wir auf die Autobahn fuhren, richtete Yuki sich auf und kaute Kaugummi. Dann zündete sie sich eine Zigarette an, warf sie jedoch nach ein paar Zügen

wieder aus dem Fenster. Bei der nächsten Zigarette hätte ich sie zurechtgewiesen, aber es blieb bei dieser einen. Guter Instinkt - sie schien zu wittern, was ich dachte, und wusste genau, wann sie einen Rückzieher machen musste.

»Wir sind da, Prinzessin«, sagte ich, als wir vor ihrer Wohnung in Akasaka hielten.

Daraufhin wickelte sie ihr Kaugummi ins Papier und legte es auf die Ablage. Tranig öffnete sie die Tür, stieg aus und ging los. Einfach so, die Beifahrertür offen lassend, ohne sich zu verabschieden, ohne einen Blick zurück zu werfen. Schwieriges Alter. Vielleicht hatte sie ja auch ihre Tage. Wie einem Film mit Gotanda entsprungen. Eine sensible, komplizierte Pubertierende. Sicher hätte Gotanda sich geschickter angestellt als ich. In ihn hätte sich Yuki natürlich Hals über Kopf verliebt. Sonst wäre es ja kein Film. Oh Mann, schon wieder Gotanda! Ich schüttelte den Kopf, langte über den Beifahrersitz zur Tür und schlug sie zu. Auf dem Heimweg summte ich Freddie Hubbards *Red Clay* mit.

Am nächsten Morgen ging ich gleich nach dem Aufstehen zum Bahnhof Shibuya, um eine Zeitung zu kaufen. Es war kurz vor neun, und die werktätige Bevölkerung strömte über den Vorplatz.

Trotz der Frühlingsstimmung konnte man lächelnde Gesichter an einer Hand abzählen. Vielleicht lächelten sie auch nicht, sondern legten nur nervöse Zuckungen an den Tag. Ich kaufte zwei Zeitungen am Kiosk und ging zu einem Dunkin' Donuts, wo ich sie beim Frühstück las. Über May stand nichts darin. Eröffnungsfeier von Tokyo Disneyland, Kämpfe zwischen Vietnam und Kambodscha, Gouverneurswahlen in Tokyo, Kleinkriminalität in den Schulen. Aber keine Zeile über eine schöne junge Frau, die in einem Hotel in Akasaka erdrosselt worden war. Wie Makimura sagte, ein banales Verbrechen. Nichts Sensationelles im Vergleich zur Eröffnung von Disneyland. So etwas vergisst man besser sofort. Es gibt natürlich auch Leute, die das nicht tun. Zu denen gehöre ich. Der Mörder vielleicht auch. Und die beiden Kommissare ebenfalls.

Ich studierte die Kinoseite, da ich Lust auf einen Film hatte. *Unerwiderte Liebe* lief nicht mehr. Das brachte mich auf Gotanda. Ich musste ihn über die Sache mit May informieren. Falls er aus irgendeinem Grund vernommen werden sollte und meinen Namen erwähnte, geriete ich in eine sehr zwielichtige Lage. Schon bei der bloßen Vorstellung, noch einmal von den Bullen vernommen zu werden, dröhnte mir der Kopf.

Ich benutzte das pinkfarbene Telefon bei Dunkin' Donuts, um Gotanda anzurufen. Er war natürlich nicht da. Also hinterließ ich auf seinem Anrufbeantworter eine Nachricht, er möge unbedingt zurückrufen. Dann warf ich die Zeitungen in den Müll und ging nach Hause. Unterwegs sann ich darüber nach, wie Vietnam und Kambodscha in einen Krieg geraten konnten. Ich kapierte das nicht. Komplizierte Welt.

Ein Tag, um Ordnung zu schaffen. Solche Tage gibt es. Geeignet für praktische Erledigungen.

Es gab genug zu tun. Zuerst brachte ich einen Stapel Hemden in die Reinigung und kehrte mit einem frischen Stapel zurück. Dann ging ich zur Bank, um Bargeld abzuheben, die Telefon- und Gasrechnungen zu bezahlen und die Miete zu überweisen. Anschließend ließ ich mir beim Schuster die Absätze neu besohlen. Ich kaufte Batterien für den Wecker und ein Sechserpack unbespielte Kassetten. Zu Hause startete ich einen Großputz zur Musik von FEN. Ich schrubbte die Badewanne, räumte den Kühlschrank leer und wusch ihn aus, überprüfte die Lebensmittel und räumte sie wieder ein. Ich reinigte den Backofen und den Ventilator, wischte den Küchenboden, putzte die Fenster und brachte den Müll raus. Dann wechselte ich die Bettwäsche und saugte das Zimmer. Es war bereits zwei Uhr, so lange war ich schon zugange. Als ich zu Styx' *Mister Roboto* die Jalousienlamellen abwischte, klingelte das Telefon.

Es war Gotanda.

»Könnten wir uns vielleicht irgendwo treffen und in Ruhe reden? Am Telefon möchte ich nicht darüber sprechen«, sagte ich.

»Einverstanden. Aber ist es wirklich so dringend? Ich stecke nämlich gerade gleichzeitig in Dreharbeiten für einen Kinofilm und einen TV-

Videoclip. Kann es nicht ein paar Tage warten? Dann habe ich Luft.«

»Tut mir Leid, dass ich dich so bedränge, aber jemand ist ermordet worden«, erklärte ich. »Jemand, den wir beide kennen, und die Ermittlungen sind voll im Gange.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. Ein ruhiges, beredtes Schweigen. Bisher hatte ich immer geglaubt, Schweigen sei einfach nur Schweigen. Aber bei Gotanda war das anders. Wie alle seine angeborenen Qualitäten war auch dieses Schweigen smart, cool und intelligent. Es mag albern klingen, aber wenn man die Ohren spitzte, konnte man das Surren seines mentalen Getriebes hören, das auf Hochtouren lief. »Verstehe. Wie wäre es heute Nacht? Es könnte aber sehr spät werden. Ist das okay?«

»Klar.«

»Ich ruf dich gegen eins oder zwei an. Tut mir Leid, aber davor habe ich keine Minute Luft.«

»Kein Problem. Ich bleib so lange auf.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, ließ ich das Gespräch noch einmal Revue passieren.

Aber jemand ist ermordet worden. Jemand, den wir beide kennen, und die Ermittlungen sind voll im Gange.

Hörte sich an wie im Krimi. Kaum war Gotanda im Spiel, wurde alles filmreif. Woran mochte das liegen? Als würde die Wirklichkeit sich Schritt für Schritt entziehen. Ich hatte das Gefühl, eine mir zugeteilte Rolle zu spielen. Vielleicht besaß Gotanda so etwas wie eine Aura. Ich sah ihn vor mir, mit Sonnenbrille und hochgeschlagenem Trenchcoat-Kragen an seinen Maserati gelehnt. Charmant. Wie in einem Werbespot für Gürtelreifen. Unwillig schüttelte ich den Kopf und widmete mich wieder meinen Jalousien. Schluss jetzt mit den Phantasien! Heute ist mein praktischer Tag.

Um fünf machte ich einen Spaziergang nach Harajuku und hielt dort in der Takeshita-Straße nach einem Elvis-Anstecker Ausschau, aber es war nicht so leicht, einen zu finden. Es gab einen Haufen Zeug mit Kiss, Iron Maiden, Journey, AC/DC, Motorhead, Michael Jackson oder Prince, aber von Elvis

keine Spur. Im dritten Laden fand ich dann endlich, was ich suchte: einen Button mit der Aufschrift ELVIS, THE KING. Spaßeshalber erkundigte ich mich noch nach einem von Sly and the Family Stone, worauf mich die etwa achtzehnjährige Verkäuferin mit der Riesenschleife entgeistert anstarrte.

»Was soll'n das sein? Nie gehört. New Wave oder Punk oder was?«

»Na ja, so was dazwischen.«

»In letzter Zeit kommt ein Haufen neues Zeug auf den Markt. Ehrlich. Kaum zu glauben«, sagte sie und schnalzte mit der Zunge. »Da kommt man gar nicht mehr mit.«

»Ganz meine Meinung«, pflichtete ich ihr bei.

Danach ging ich zu Tsuruoka, wo ich ein Bier trank und Tempura aß. Die Zeit plätscherte dahin, es dämmerte bereits. Sonnenaufgänge - Sonnenuntergänge. Und ich war ein zweidimensionaler Pacman, der sich ziellos durch ein Labyrinth punktierter Linien mampfte. Meine Situation machte keinerlei spürbare Fortschritte. Ich erreichte absolut nichts. Unterwegs vermehrten sich die Verbindungen auch noch, während die wichtigste Linie zu Kiki spurlos verschwunden war. Ständig geriet ich auf Umwege. Verschwendete meine Zeit und Energie auf Nebenschauplätzen. Wo war das Hauptereignis? Gab es denn überhaupt eins?

Da ich bis Mitternacht nichts weiter vorhatte, ging ich in Shibuya ins Kino und schaute mir *The Verdict* mit Paul Newman an. Der Film war nicht schlecht, aber ich war in Gedanken ganz woanders, sodass ich den Faden verlor. Ich erwartete jeden Moment, Kikis nackten Rücken zu sehen. Kiki - was willst du bloß von mir?

Als der Abspann kam, stand ich auf und verließ das Kino ohne die geringste Erinnerung, was ich soeben gesehen hatte. Ich schlenderte ein bisschen umher und ging dann in eine vertraute Bar, wo ich zwei Wodka-Gimlets trank und Nüsse knabberte. Kurz nach zehn machte ich mich auf den Heimweg. Zu Hause las ich ein Buch und wartete auf Gotandas Anruf. Hin und wieder warf ich einen Blick auf das Telefon. Ich hatte das Gefühl, es starre mich unentwegt an. Völlig neurotisch.

Schließlich schlug ich das Buch zu und legte mich aufs Bett. Ich dachte an

meinen Kater Sardine, der nun unter der Erde lag. Vermutlich nur noch ein Skelett. Tief unten, wo Grabesstille herrscht. Auch die Knochen - mucksmäuschenstill. *Schneeweiß und schön, ein reines Skelett,* hatte der Kommissar gesagt. Ein Skelett, das nichts mehr von sich gab. Mitten im Wald lag er begraben. In einer Seibu-Tüte. Für immer stumm.

Da fiel mir auf, dass sich ein Gefühl der Hilflosigkeit im Zimmer ausbreitete. Leise füllte es den Raum, wie Wasser. Als würde ich eine Schneise durch diese Atmosphäre schlagen, ging ich zuerst ins Bad, wo ich *Red Clay* beim Duschen pfiff, und dann in die Küche, um ein Bier zu trinken. Ich schloss die Augen und zählte auf Spanisch von eins bis zehn, worauf ich in die Hände klatschte und »F*inito«* brüllte, meine Beschwörungsformel gegen das Gefühl von Ohnmacht. Und siehe da, es war wie weggeblasen. Ein Zauberspruch. Eine von vielen Fertigkeiten, die ich mir als Single angeeignet hatte. Ohne solche Tricks hätte ich nicht überlebt.

26

Es war halb eins, als Gotanda sich meldete.

»Tut mir Leid, aber könntest du mich jetzt bei mir zu Hause abholen? Erinnerst du dich an den Weg?«

Ja, sagte ich.

»Es ging alles drunter und drüber. Ich bin einfach nicht weggekommen. Ich erzähl es dir später im Auto. Wir nehmen besser deinen Wagen. Mein Chauffeur soll nichts davon mitbekommen.«

»Da hast du Recht«, sagte ich. »Ich fahre gleich los. Bin in zwanzig Minuten bei dir.«

»Bis dann.«

Ich brauchte nur fünfzehn Minuten bis zu seiner Wohnung in Azabu. Er kam gleich runter, nachdem ich geklingelt hatte.

»Tut mir wirklich Leid, dass es so spät geworden ist«, entschuldigte er sich nochmals. »Es war ein fürchterlicher Tag, nur Stress. Ich muss übrigens bald wieder los, nach Yokohama. Wir drehen morgen früh. Ich hab mir ein Hotelzimmer genommen, damit ich vorher noch ein paar Stunden schlafen kann.«

»Na, dann fahren wir doch am besten gleich nach Yokohama«, bot ich ihm an. »Dann können wir unterwegs in Ruhe reden, und du sparst Zeit.«

»Damit würdest du mir einen großen Gefallen tun«, sagte er.

Als er eingestiegen war, schaute er sich verwundert um. »Wie gemütlich!«

»Wir verstehen uns eben prima, mein Wagen und ich.« »Ach deswegen«, sagte er.

Zu meiner Überraschung hatte Gotanda tatsächlich einen Trenchcoat an, der ihm natürlich hervorragend stand. Er trug zwar keine Sonnenbrille, aber dafür eine normale Brille, die ihm ebenfalls gut stand und ihm einen intellektuellen Touch verlieh. Ich fuhr uns durch die leeren nächtlichen Straßen in Richtung Auffahrt Tokyo-Yokohama.

Gotanda nahm die Beach-Boys-Kassette von der Ablage und warf einen

Blick darauf.

»Lange her«, sagte er. »Hab ich früher oft gehört. In der Schulzeit. Beach Boys - ein ganz besonderer Sound. So intim und einschmeichelnd. Immer scheint die Sonne, und man kann die salzige Meeresluft förmlich riechen. Als würde man neben einem hübschen Mädchen am Strand liegen. Wenn ich die Songs hörte, hatte ich wirklich das Gefühl, in diesem Szenario zu sein. Ein Mythos. Indem man nicht altert und alles seinen Glanz bewahrt. Ewige Jugend. Wie im Märchen.«

»Stimmt«, sagte ich und nickte. »Ich empfinde das genauso.«

Er wog die Kassette auf seiner Handfläche. »Aber das ist natürlich eine Illusion. Wir werden alle älter. Und die Welt verändert sich. Alle Mythen vergehen. Nichts dauert ewig.« »Wie wahr.«

»Nach *Good Vibrations* habe ich die Beach Boys nicht mehr gehört. Keinen Bock mehr auf dieses sentimentale Zeug. Ich stand auf Hardrock. Cream, The Who, Led Zeppelin, Jimmy Hendrix ... Die Zeiten waren einfach härter, die Beach Boys hatten ausgedient. Aber ich kann die Songs heute noch auswendig, *Surfer Girl* und so weiter. Eine Märchenwelt, aber nicht schlecht.«

»Finde ich auch«, sagte ich. »Aber die späteren Beach Boys sind nicht schlecht. Es lohnt sich, mal reinzuhören. *20/20* oder *Wild Honey* oder *Holland* oder *Surfs up* - alles keine üblen LPs. Nicht so brillant wie die früheren, aber mir gefallen sie. Die Mischung ist zwar etwas eigenwillig, aber man spürt die zähe Willenskraft. Mit Brian Wilson ging es psychisch immer mehr bergab, und am Ende hat er so gut wie nichts mehr für die Band getan. Aber die anderen haben alles darangesetzt, die Gruppe am Leben zu erhalten. Ihre verzweifelte Bemühung ist der Musik anzumerken. Natürlich waren sie anachronistisch, da hast du Recht. Aber trotzdem nicht übel.«

»Ich höre mal rein«, sagte Gotanda.

»Sie werden dir wahrscheinlich nicht gefallen«, sagte ich.

Er schob die Kassette in den Schlitz. Es lief das Stück *Fun fun fun,* und Gotanda pfiff leise mit.

»Die guten, alten Zeiten«, sagte er. »Das war vor zwanzig Jahren *in.* Kaum zu glauben, nicht?«

»Als wäre es gestern gewesen«, erwiderte ich.

Gotanda blickte kurz irritiert zu mir rüber und lächelte dann. »Deine Scherze sind mitunter etwas verschroben.«

»Es gibt kaum jemanden, der Sinn für meine Art von Humor hat«, sagte ich. »Die meisten nehmen meine Witze ernst. Schrecklich, diese Welt. Ich werde keinen einzigen Witz mehr machen.«

»Immer noch weit besser als die Welt, in der ich lebe«, erwiderte er lachend. »Dort hält man es für witzig, Hundekacke aus Plastik in eine Lunchbox zu tun.«

»Wie witzig wäre es dann erst, echte hineinzutun.« »Allerdings.«

Schweigend lauschten wir eine Weile der Musik. Naive Hippiesongs wie *California Girls, 409, Catch A Wave.*

Es begann zu nieseln. Ich stellte die Scheibenwischer mal an, mal aus. Ein zarter Frühlingsregen, mehr nicht.

»An was kannst du dich aus der Schulzeit erinnern?«, fragte mich Gotanda.

»Dass ich eine ganz erbärmliche Figur abgegeben habe.« »Und was noch?«

Ich überlegte ein wenig. »Ich erinnere mich daran, wie du im Chemieunterricht den Bunsenbrenner angezündet hast.«

»Wie bitte?« Gotanda sah mich entgeistert an.

»Wie du das gemacht hast, war einfach ... wie soll ich sagen ... chic. Wenn du die Flamme angezündet hast, hatte man das Gefühl, es sei eine bedeutende Leistung für die Menschheitsgeschichte.«

»Du Spinner, jetzt übertreibst du wohl ein bisschen«, lachte er. »Aber ich weiß schon, was du meinst. Du denkst, ich hätte eine Show abgezogen. Das habe ich schon öfter zu hören bekommen. Früher hätte mich das sehr gekränkt. Es war nämlich überhaupt nicht meine Absicht, mich aufzuspielen. Aber so hat es vermutlich gewirkt. Ganz automatisch. Von klein auf haben die Leute auf mich geachtet, immer zog ich die

Aufmerksamkeit auf mich. Kein Wunder, dass ich mir dessen bewusst bin. Was ich auch tue, mehr oder weniger ist es immer gespielt. Meine zweite Natur, könnte man sagen. Insofern war es geradezu eine Erleichterung, als ich dann tatsächlich Schauspieler wurde. Von da an konnte ich nämlich richtig loslegen und zeigen, was in mir steckt.«

Gotanda betrachtete seine zusammengelegten Hände, die auf den Knien ruhten. »Aber ich glaube nicht, dass ich so ein Scheißtyp bin. Ich bin zwar unkompliziert, aber auch verletzlich. Ich trage ja nicht immer eine Maske.«

»Natürlich nicht«, beruhigte ich ihn. »So habe ich das auch nicht gemeint. Ich habe nur gesagt, dass es chic aussah, wie du den Bunsenbrenner angezündet hast. Ich würde das gern noch mal erleben.«

Er lachte vergnügt und putzte seine Brille. Mit Grazie, versteht sich. »Gern. Beim nächsten Mal«, sagte er. »Dann bringe ich einen Bunsenbrenner und Streichhölzer mit.«

»Und ich vorsichtshalber ein Kissen, falls ich in Ohnmacht falle.«

»Gute Idee.« Er lachte und setzte sich die Brille wieder auf. Er dachte kurz nach und drehte dann die Musik leiser. »Wenn's dir nichts ausmacht, könntest du mir sagen, wer gestorben ist?«

»May«, sagte ich lapidar und starrte auf die Scheibenwischer. »Sie ist tot. Ermordet. In einem Hotel in Akasaka, mit einem Strumpf erdrosselt. Der Täter ist unbekannt.«

Gotanda starrte mich eine Weile benommen an. Es dauerte ein paar Sekunden, bis ihm klar wurde, was ich ihm erzählt hatte. Als er es endlich begriff, verzerrte sich sein Gesicht. Wie sich bei einem Erdbeben ein Fensterrahmen verzieht. Aus dem Augenwinkel beobachtete ich seine Miene. Er war sichtlich schockiert.

»Wann wurde sie ermordet?«

Ich teilte ihm das genaue Datum mit. Er verstummte wieder, vermutlich, um seine Gefühle zu ordnen.

»Wie schrecklich«, sagte er dann kopfschüttelnd. »Einfach unfasslich. Es gab doch keinen Grund, sie zu ermorden. So ein reizendes Mädchen. Außerdem ...« Er schüttelte erneut den Kopf.

»Ja, ein reizendes Mädchen«, sagte ich. »Wie aus dem Märchen.«

Tief seufzend sank er in den Sitz zurück. Er wirkte abgespannt. Als könne er seine Erschöpfung nicht länger überspielen. Bisher musste er sie tief in seinem Inneren vor anderen verborgen gehalten haben. Unglaublich, dieser Mann. Dass so etwas möglich war. Er wirkte plötzlich gealtert, aber selbst die Erschöpfung verlieh ihm einen Reiz, wie ein persönliches Accessoire. Es war natürlich unfair von mir, so zu denken, denn er war tatsächlich sehr erschöpft und angegriffen, das spürte ich. Aber alles, was mit ihm zusammenhing, wurde elegant. Wie bei dem sagenumwobenen König, der alles, was er berührte, in Gold verwandelte.

»Wie oft haben wir drei bis morgens geredet«, sagte Gotanda leise. »May, Kiki und ich. Es hat immer Spaß gemacht. Wir waren uns so vertraut. Du sagst, wie im Märchen, aber wo findet man heutzutage noch Märchen? Es war für mich sehr wichtig. Und nun verschwindet eine nach der anderen.«

Wir sagten lange Zeit nichts. Ich starrte auf die Straße, Gotanda auf das Armaturenbrett. Ich schaltete die Scheibenwischer ein und aus. Die alten Songs der Beach Boys tönten leise aus den Boxen. Sie sangen von Sonne, Surfen und Autorennen.

»Woher weißt du eigentlich, dass sie ermordet wurde?«, fragte Gotanda.

»Die Polizei hat mich verhört. Ich hatte May an dem Morgen meine Visitenkarte gegeben, für den Fall, dass sie etwas über Kiki erfahren sollte. Sie hatte die Karte in ihrem Portemonnaie. Ich frage mich, wieso sie sie bei sich hatte? Jedenfalls war es so. Zu meinem Pech war die Karte das einzige Indiz, das über ihre Identität hätte Aufschluss geben können. Deshalb haben sie mich in die Mangel genommen. Mir die Fotos von der Leiche gezeigt und mich ausgequetscht, ob ich die Frau kennen würde. Ziemlich harte Burschen, die beiden. Aber ich habe gelogen und behauptet, ich würde das Opfer nicht kennen.«

»Wieso?«

»Wieso? Hätte ich etwa sagen sollen, dass du derjenige warst, der die beiden für die Nacht angeheuert hat? Überleg mal, welche Konsequenzen das für dich hätte. Wo hast du eigentlich deinen Grips gelassen?«

»Tut mir Leid«, entschuldigte er sich sofort. »Ich bin ein bisschen durcheinander. Das war dumm von mir. Und wie ist es gelaufen?«

»Die haben mir natürlich kein Wort geglaubt. Profis wie die wittern das sofort. Drei Tage haben sie mich in die Mangel genommen. Gründliche Arbeit, ohne Körperverletzung oder andere gesetzwidrige Übergriffe. Es war ziemlich hart. Ich bin auch nicht mehr der Jüngste. Früher konnte ich so etwas wegstecken. Ich musste in der Zelle übernachten, da sie angeblich keinen anderen Schlafplatz hatten. Sie haben sie zwar nicht zugesperrt, aber Zelle bleibt Zelle. Deprimierend, sage ich dir. Ich war total weichgekocht.«

»Das kenne ich. Ich war auch mal zwei Wochen im Knast. Es sollte keiner wissen, darum habe ich es immer für mich behalten. Es war ein schreckliches Erlebnis. Zwei Wochen ohne Tageslicht. Man glaubt irgendwann, man kommt da nie wieder raus. Die können einen ziemlich fertigmachen. So wie man Fleisch mit einer Bierflasche weichklopft. Die wissen ganz genau, wie sie dich mürbe machen können«, sagte er und betrachtete seine Fingernägel. »Aber drei Tage unter Druck, und du hast denen nichts erzählt?«

»Wo denkst du hin? Ich kann doch nicht mittendrin plötzlich sagen: »Übrigens, die Wahrheit ist ...« Dann hätten sie mich überhaupt nicht mehr gehen lassen. Bei denen darf man von seiner ursprünglichen Aussage nicht abweichen. Man muss die ganze Zeit dichthalten.«

Gotandas Miene verzerrte sich abermals. »Es ist meine Schuld. Ich habe dich mit May zusammengebracht, und nun bist du in diese Sache verwickelt und musst dir das gefallen lassen.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, sagte ich. »Das eine hat doch mit dem anderen nichts zu tun. Mir hat die Nacht neulich schließlich auch Spaß gemacht. Basta. Es ist doch nicht deine Schuld, dass sie umgebracht wurde.«

»Nein, ist es nicht, aber fest steht, dass du die Polizei um meinetwillen belogen hast. Du hast das alles durchgestanden, nur um mich da rauszuhalten. Das ist schon meine Schuld. Weil ich da hineinverwickelt war.«

Während wir an einer Ampel hielten, blickte ich ihm fest in die Augen. »Hör mal, das ist jetzt erledigt. Mach dir darüber keine Sorgen mehr. Du brauchst dich nicht zu entschuldigen und dich nicht zu bedanken. Du musst schließlich auf deine Stellung Rücksicht nehmen, dafür habe ich volles Verständnis. Das Problem ist nur, dass man nichts über ihre Herkunft weiß. Sie hat doch bestimmt eine Familie, die sicher auch will, dass der Täter gefasst wird. Ich hätte denen am liebsten alles gesagt, habe es aber nicht getan. Das macht mir zu schaffen. May hat es nicht verdient, auf diese Weise zu sterben, und noch dazu anonym. Das ist doch erbärmlich, findest du nicht?«

Er saß eine ganze Weile in Gedanken versunken da, die Augen geschlossen, sodass ich schon annahm, er sei eingeschlafen. Die Beach-Boys-Kassette war zu Ende, ich drückte die Auswurftaste. Auf einmal herrschte Totenstille. Man hörte nur die schmatzenden Reifen auf dem nassen Asphalt. Tiefste Nacht, dachte ich.

»Ich werde die Polizei anrufen«, sagte Gotanda leise und öffnete die Augen. »Anonym. Und dann nenne ich den Club, für den sie gearbeitet hat. Dann können die dort nach ihrer Identität weiterforschen.«

»Genial«, sagte ich. »Mensch, du bist wirklich clever. Warum bin ich nicht auf diese Idee gekommen? Aber angenommen, die machen eine Razzia im Club, dann kriegen sie auch heraus, dass du May einige Tage vor ihrem Tod zu dir nach Hause bestellt hast. Sie werden dich selbstverständlich vernehmen. Und was hatte es dann für einen Sinn, dass ich drei Tage lang dort festsaß und den Mund gehalten habe?«

»Da hast du Recht«, sagte er und nickte. »Was ist nur mit mir los? Ich bin echt durch den Wind.«

»Allerdings«, sagte ich. »In diesem Fall ist es das Beste, du rührst dich nicht. Warte, bis alles vorüber ist. Es ist nur eine Frage der Zeit. Eine Frau wurde in einem Hotel erdrosselt. Das kommt häufiger vor, und bald hat man die Sache vergessen. Kein Grund, sich schuldig zu fühlen. Du brauchst nur den Kopf einzuziehen und dich ruhig zu verhalten. Tu gar nichts. Wenn du jetzt voreilig handelst, machst du die Dinge nur unnötig kompliziert.«

Vielleicht klang ich ein bisschen zu cool, aber immerhin war ich selbst betroffen.

»Tut mir Leid«, entschuldigte ich mich. »Ich wollte dir keine Vorwürfe machen. Es macht mich einfach fertig, dass ich nichts für das Mädchen tun konnte. Das ist alles, es ist nicht deine Schuld.«

»Ist es doch«, beharrte er.

Das Schweigen wurde bedrückend, deshalb legte ich eine neue Kassette ein. Ben E. King sang *Spanish Harlem.* Wir sagten nichts mehr, bis wir die Innenstadt von Yokohama erreichten, doch in diesem Schweigen fühlte ich mich tief mit Gotanda verbunden. Am liebsten hätte ich ihm die Hand auf den Rücken gelegt und ihn beruhigt: Alles in Ordnung, die Sache ist vorbei. Aber ich sagte nichts dergleichen. Ein Mensch war gestorben. Einsam und eiskalt begraben. Diese Last wog schwerer, als ich es ertragen konnte.

»Wer könnte sie umgebracht haben?«, fragte mich Gotanda geraume Zeit später.

»Wer weiß«, sagte ich. »In diesem Gewerbe hat man es mit den unterschiedlichsten Typen zu tun. Da kann alles Mögliche passieren. Es ist nicht nur wie im Märchen.«

»Aber der Club achtet doch angeblich streng auf die Seriosität seiner Kunden. Er ist so gut organisiert, dass sich sofort ermitteln lässt, mit wem sie zusammen war.«

»In der Nacht war es vielleicht jemand ganz anderes. Das ist meine Vermutung. Es könnte jemand gewesen sein, mit dem sie privat eine Beziehung hatte. Oder sie hat auf eigene Faust gearbeitet. Wer immer es war, er wurde ihr zum Verhängnis.«

»Die arme May«, sagte Gotanda.

»Sie hat zu sehr ihrem Märchenleben vertraut. Ihre Welt bestand nur aus Traumbildern. Aber das kann man nicht ewig aufrechterhalten. Selbst da herrschen strenge Regeln. Es gibt immer welche, die diese Regeln missachten. Ein falscher Kunde, und schon ist es vorbei.«

»Ich habe mich oft darüber gewundert«, sagte Gotanda. »Wie gerät ein so

hübsches, intelligentes Mädchen in dieses Milieu? Ubegreiflich. Sie hätte doch ein viel besseres Leben verdient gehabt, einen ordentlichen Job oder einen reichen Kerl zum Heiraten. Sie hätte auch als Model arbeiten können. Wieso musste sie Prostituierte werden? Natürlich spielt auch das Finanzielle eine Rolle, aber sie war doch gar nicht scharf auf Geld. Wahrscheinlich stimmt, was du sagst: Sie hat eine Märchenwelt gesucht.«

»Könnte sein«, sagte ich. »Genau wie du und ich, wie wir alle. Nur sucht sie jeder auf seine Weise. Da kommt es mitunter zu Fehltritten und Irrtümern. Und manch einer bezahlt dafür mit dem Leben.«

Ich hielt vor dem New Grand Hotel in Yokohama.

»Hör mal«, sagte Gotanda, »willst du nicht auch hier übernachten? Sie haben bestimmt noch ein Zimmer frei. Wir könnten uns ein paar Drinks kommen lassen und noch ein bisschen reden. Ich könnte ohnehin nicht gleich einschlafen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Lass uns das nächste Mal was zusammen trinken. Ich bin auch ziemlich geschafft. Ich möchte jetzt nur noch nach Hause, möglichst ohne nachzudenken, und mich aufs Ohr legen.«

»Klar«, sagte er. »Dann vielen Dank fürs Herbringen. Wahrscheinlich rede ich heute ohnehin nur Stuss.«

»Du bist eben auch erledigt«, sagte ich. »Und vor allem solltest du nichts überstürzen. May wird nicht mehr lebendig. Denk in Ruhe darüber nach, wenn du dich wieder etwas erholt hast. Hörst du? Sie ist tot - definitiv, für alle Zeit. Seziert und eingefroren. Auch mit Schuldgefühlen kannst du sie nicht wieder zum Leben erwecken.«

Gotanda nickte. »Schon klar.«

»Schlaf gut.«

»Nochmals vielen Dank«, sagte er.

»Nächstes Mal zündest du für mich den Bunsenbrenner an, und dann sind wir quitt, ja?«

Er lächelte und wollte aussteigen, wandte sich aber noch einmal zu mir um: »Weißt du, es klingt vielleicht komisch, aber außer dir gibt es niemanden, den ich als Freund bezeichnen würde. Und das, obwohl wir uns

nach zwanzig Jahren erst zwei Mal wiedergesehen haben. Ist doch merkwürdig, oder?«

Daraufhin stieg er aus und ging. Den Kragen seines Trenchcoats hochgeschlagen, lief er durch den Frühlingsregen zum Eingang des New Grand Hotel. Wie in *Casablanca.* Der Beginn einer wunderbaren Freundschaft ...

Ich empfand im Grunde das Gleiche für ihn und konnte seine Worte gut nachempfinden. Auch für mich war er die einzige Person, die ich zur Zeit als Freund betrachtete. Und ich fand es ebenfalls merkwürdig. Es lag diesmal nicht an ihm, dass unsere Freundschaft wie eine Filmszene wirkte.

Auf dem Rückweg nach Tokyo hörte ich *Everyday People* von Sly & The Family Stone und klopfte den Rhythmus auf dem Lenkrad. Es nieselte immer noch, still und gleichmäßig. Ein sanfter, weicher Regen, der über Nacht die grünen Knospen sprießen ließ. *Sie ist tot - definitiv, für alle Zeit,* sagte ich mir laut vor. Ich hätte vielleicht doch besser in dem Hotel übernachten und mit Gotanda einen Drink nehmen sollen. Inzwischen waren es schon vier Dinge, die uns verbanden: der Labortisch, die Scheidung, Kiki und nun auch noch May. Und May war tot - definitiv, für alle Zeit. Grund genug, mit ihm zu trinken. Ich hätte ihm Gesellschaft leisten sollen, zumal ich am nächsten Tag ohnehin nichts vorhatte. Was hatte mich davon abgehalten? Vielleicht hatte ich etwas dagegen, weil es wie eine Filmszene hätte wirken können. In gewisser Hinsicht konnte Gotanda einem fast Leid tun. Dieses Übermaß an Charme war sein Verhängnis. Und er konnte nicht einmal etwas dafür. Wahrscheinlich. Als ich in mein Apartment zurückkam, trank ich einen Brandy und schaute durch die Schlitze der Jalousie auf die Schnellstraße. Kurz vor vier übermannte mich der Schlaf.

27

Eine Woche war vergangen. Der Frühling hatte sein Revier erobert und schritt ohne den geringsten Rückzieher unaufhaltsam voran, ganz anders als im März. Die Kirschbäume blühten, und die nächtlichen Schauer verstreuten die Blüten auf dem Boden. Die Wahlen waren vorbei, und die Schule hatte wieder begonnen. Tokyo Disneyland hatte seine Pforten geöffnet. Björn Borg hatte sich vom Tennis verabschiedet. Nummer eins in den Charts war immer noch Michael Jackson. Die Toten blieben tot.

Für mich war es eine sinnlose Woche. Eine Reihe von Tagen, an denen ich ziellos umherirrte. Zwei Mal ging ich zum Schwimmen. Beim Friseur war ich auch. Hin und wieder holte ich mir eine Zeitung, fand darin aber nichts über May. Vermutlich lag ihre Identität immer noch im Dunkeln. Die Zeitung kaufte ich jedes Mal am Bahnhofskiosk und warf sie, nachdem ich sie bei Dunkin' Donuts durchgeforstet hatte, sofort weg. Es stand nichts Wichtiges drin.

In der Woche hatte ich auch Yuki getroffen. Am Dienstag und Donnerstag waren wir essen gegangen, und am darauf folgenden Montag hatten wir mit dem Wagen einen Ausflug unternommen und unterwegs Musik gehört. Es machte mir Spaß, sie zu treffen. Wir hatten eins gemeinsam: Zeit zum Vertrödeln. Ihre Mutter war noch immer nicht aus dem Ausland zurück. Wenn Yuki mich nicht traf, blieb sie außer sonntags tagsüber immer zu Hause, aus Angst, man könnte sie draußen wegen Schulschwänzens aufgreifen.

»Fahren wir demnächst nach Disneyland?«, schlug ich vor.

»Da will ich nicht hin«, sagte sie schnippisch und zog eine Grimasse. »Ich hasse solche Orte.«

»Was, du magst diesen ganzen niedlichen, kitschigen, kommerziellen Mickey-Maus-Kinderkram nicht?«

»Genau«, erwiderte sie kurz und bündig.

»Aber immer zu Hause bleiben tut auch nicht gut.« »Wie wär's mit

Hawaii?«

»Hawaii?«, fragte ich fassungslos.

»Meine Mutter hat angerufen und gefragt, ob ich nicht Lust hätte, sie auf Hawaii zu besuchen. Sie macht dort Fotos. Plötzlich ist sie besorgt, weil sie mich die ganze Zeit so vernachlässigt hat. Vorläufig kommt sie nämlich nicht nach Japan zurück, und ich gehe ohnehin nicht zur Schule. Wär doch nicht übel, Hawaii, oder? Außerdem würde sie die Reise für dich mitbezahlen, wenn du mitkommst - ich kann doch schlecht allein fliegen. Eine Woche, nur zum Vergnügen. Das wär doch was, oder?«

Ich lachte. »Wo ist denn der Unterschied zwischen Disneyland und Hawaii?«

»Na ja, auf Hawaii kann mich wenigstens niemand wegen Schulschwänzen aufgreifen.«

»Stimmt auch wieder«, sagte ich.

»Dann bist du also einverstanden?«

Ich überlegte, und je länger ich darüber nachdachte, umso besser gefiel mir die Idee. Ein Ortswechsel würde mir gut tun. In Tokyo steckte ich zur Zeit in einer Sackgasse. Mein Kopf war leer, ich hatte überhaupt keine inspirierenden Einfälle mehr. Der alte Faden war gerissen und ein neuer noch nicht in Sicht. Ich hatte das Gefühl, neben mir zu stehen und am falschen Ort die falschen Dinge zu tun. Mein Körper konnte sich mit nichts anfreunden, gleichgültig, was ich tat. Ich hatte das dunkle Gefühl, mich mit den falschen Dingen zu ernähren und sie trotzdem immer weiter zu kaufen. Und die Toten waren tot - definitiv, für alle Zeit. Kurz, ich war ziemlich ausgelaugt. Das dreitägige Verhör bei den Bullen saß mir auch noch in den Knochen.

Ich war bisher nur einmal auf Hawaii gewesen, und auch nur für einen Tag. Auf einem Flug nach Los Angeles, wo ich beruflich zu tun hatte, musste die Maschine wegen eines Defekts in Honolulu einen Zwischenstop einlegen. Die Fluggesellschaft zahlte die Übernachtung, und ich kaufte mir im Hotelshop eine Badehose und aalte mich am Strand. Es war ein paradiesischer Tag. Ja, Hawaii wäre in der Tat nicht übel. Eine Woche

faulenzen, schwimmen, Piña Colada trinken und dann erholt wieder zurückkommen. Das würde mir bestimmt gut tun. Und ein bisschen Farbe könnte mir auch nicht schaden. Dort könnte ich die Dinge aus einer anderen Perspektive betrachten und feststellen, dass es auch eine andere Art zu denken gibt. Keine schlechte Idee.

Das sagte ich dann auch zu Yuki.

»Also, abgemacht. Dann lass uns gleich die Tickets besorgen«, sagte sie fröhlich.

Doch zuvor ließ ich mir die Nummer ihres Vaters geben und rief ihn an, um ihn darüber zu informieren. Assistent Freitag meldete sich, und als ich meinen Namen nannte, stellte er mich freundlich durch. Ich erzählte Makimura von unserem Vorhaben.

Er war sofort einverstanden. »Ein Kurzurlaub würde Ihnen sicher gut tun. Auch Schneeschaufler brauchen Ferien. Und vor der Polizei haben Sie dort ebenfalls Ruhe. Der Fall ist doch noch nicht ausgestanden, oder? Die werden Sie bestimmt noch mal behelligen, jede Wette.«

»Kann schon sein«, erwiderte ich.

»Geld spielt keine Rolle, bleiben Sie, solange Sie Lust haben.« Jedes Gespräch mit ihm schien auf Geld hinauszulaufen. Sehr pragmatisch.

»Nach Herzenslust geht leider nicht. Ich könnte mich höchstens für eine Woche freimachen«, sagte ich. »Ich habe hier auch noch einiges zu erledigen.«

»Ganz wie Sie wollen«, erwiderte er. »Wann soll's denn losgehen? Je schneller, desto besser, was? Das haben Reisen so an sich. Man sollte sofort aufbrechen, wenn einem danach ist. Darin liegt der Clou. Gepäck spielt ja kaum eine Rolle, schließlich geht's nicht nach Sibirien. Wenn was fehlt, können Sie es drüben besorgen. Ich schätze, wir können die Tickets schon für übermorgen bekommen. Was meinen Sie?«

»Meinetwegen, aber meinen Anteil zahle ich selbst. Deshalb ...«

»Was reden Sie nur für einen Quatsch. Das ist schließlich mein Metier. Ich weiß, wie man die besten Plätze zum günstigsten Tarif bekommt. Überlassen Sie das nur mir. Jeder hat seine Begabung auf einem anderen

Gebiet. Bitte keine Einwände, System hin, System her. Die Unterbringung regle ich auch. Zwei Einzelzimmer, versteht sich. Brauchen Sie eins mit Küche?«

»Ja, ich koche schon manchmal gern selbst ...«

»Ich kenne da ein gutes Hotel. Direkt am Strand, ruhig und sauber. Habe selbst mal dort übernachtet. Ich reserviere vorsichtshalber für zwei Wochen. Sie können sich dann immer noch entscheiden.«

»Aber ich ...«

»Kein Aber. Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf darüber, überlassen Sie alles mir. Ich mache das schon. Ich setze mich mit Yukis Mutter in Verbindung. Sie fliegen einfach nach Honolulu, verbringen mit Yuki ein paar schöne Tage am Strand, gehen essen, und sonst nichts. Ame wird sowieso kaum Zeit haben. Wenn sie mit ihrer Arbeit beschäftigt ist, hat sie überhaupt keinen Blick für etwas anderes. Also seien Sie unbesorgt. Sie brauchen nur darauf zu achten, dass Yuki vernünftig isst. Entspannen Sie sich, strecken Sie mal alle viere von sich. Ach übrigens, haben Sie ein Visum?«

»Ja, habe ich, aber ...«

»Also übermorgen. Prima! Sie brauchen nur Badehose, Sonnenbrille und Ihren Pass. Das Übrige können Sie dort kaufen. Wie praktisch. Zum Glück fahren Sie nicht nach Sibirien, da herrscht ein raues Klima, der reinste Horror dort. Afghanistan ist auch nicht viel besser. Hawaii ist dagegen wie Disneyland, und man ist im Nu dort. Am Strand faulenzen und Maulaffen feilhalten. Sonst nichts. Ach übrigens, Englisch können Sie doch, oder?«

»Für die alltägliche Konversation reicht's.«

»Na prima«, sagte er. »Das genügt doch. Perfekt. Keine Widerrede. Ich schicke Nakamura morgen mit den Tickets zu Ihnen. Dann kann er Ihnen auch gleich Ihre Auslagen für den Rückflug von Sapporo erstatten. Er ruft Sie vorher an.«

»Wer ist Nakamura?«

»Mein Assistent. Sie haben ihn neulich kennen gelernt. Der junge Mann, der bei mir wohnt.«

Aha, Assistent Freitag.

»Noch Fragen?«, erkundigte sich Makimura. Es gab eine Menge, aber mir fiel keine einzige ein. Ich verneinte.

»Na bestens«, sagte er. »Sie kapieren ja schnell. Ganz nach meinem Geschmack. Ach, da fällt mir ein, ich habe noch etwas für Sie. Bitte nehmen Sie das auch an. Sie werden dort sehen, was es ist. Packen Sie es aus und vergnügen Sie sich damit. Hawaii. Ein herrliches Fleckchen. Wie auf dem Rummelplatz. Relaxen. Kein Schneeschaufeln. Tolle Gerüche. Amüsieren Sie sich. Wir sehen uns dann.«

Er legte auf.

Hartes Kaliber, der Meister.

Ich ging zu unserem Restauranttisch zurück und teilte Yuki mit, dass übermorgen Abreise sei. »Super«, sagte sie.

»Kommst du mit dem Packen allein zurecht? Ich meine, was du mitnehmen willst - Badeanzug und so weiter?«, fragte ich sie.

»Wir fliegen doch bloß nach Hawaii«, sagte sie entgeistert. »Das ist, als würden wir nach Ôiso fahren. Wir reisen doch nicht nach Katmandu.«

»Wenn du meinst«, sagte ich.

Dennoch hatte ich vor der Abreise noch allerhand zu erledigen. Am nächsten Tag ging ich zur Bank, um Bargeld abzuheben und Travellerschecks zu besorgen. Es war genügend Geld auf dem Konto, denn mein Honorar vom letzten Monat war bereits eingetroffen.

Dann ging ich in eine Buchhandlung und kaufte mir Reiselektüre. Anschließend holte ich bei der Reinigung meine Hemden ab. Zu Hause räumte ich den Kühlschrank auf. Um drei rief Freitag an. Er sei jetzt noch in Marunouchi, ob er gleich vorbeikommen könne, um die Tickets abzuliefern. Ich verabredete mich mit ihm in der Cafeteria im Parco-Kaufhaus. Er überreichte mir einen dicken Umschlag, in dem sich meine Auslagen für Yukis Rückflug aus Hokkaido, zwei First-Class-Tickets nach Hawaii mit JAL, zwei Hefte American-Express-Travellerschecks sowie eine Lageskizze des Apartmenthotels in Honolulu befanden.

»Sie brauchen nur Ihren Namen zu nennen, wenn Sie dort ankommen«, erklärte Freitag. »Die Zimmer sind für zwei Wochen reserviert, aber Sie können Ihren Aufenthalt nach Belieben verkürzen oder verlängern. Hemmungslos, sozusagen. Es läuft alles unter Spesen, lässt Herr Makimura Ihnen ausrichten.«

»Das fällt alles unter Spesen?«, fragte ich verwundert.

»Nun, alles vielleicht nicht, aber das, wofür Sie Quittungen erhalten, lässt sich durchaus absetzen. Bewahren Sie die Quittungen bitte nach Möglichkeit auf. Ich verwerte sie dann«, sagte Freitag amüsiert. Sein Lächeln war nicht hämisch.

Ich versprach es ihm.

»Na, dann gute Reise, und passen Sie auf sich auf«, wünschte er mir.

»Danke«, sagte ich.

»Sie reisen nach Hawaii«, sagte er noch grinsend, »und nicht nach Simbabwe.«

Jeder hatte offenbar seine eigene Floskel dafür.

Gegen Abend durchstöberte ich den Kühlschrank nach Zutaten für ein Abendessen. Es reichte noch für einen Salat, ein Omelett und Miso-Suppe. Die Vorstellung, am nächsten Tag nach Hawaii zu fliegen, bereitete mir ein komisches Gefühl. Genauso hätte ich mich gefühlt, wenn Simbabwe das Ziel gewesen wäre. Aber vielleicht lag es daran, dass ich nie in Simbabwe gewesen war.

Dann packte ich ein paar Sachen in eine kleinere Reisetasche: einen Kulturbeutel mit Toilettenartikeln, Bücher, Unterwäsche und Strümpfe zum Wechseln, Badehose, Sonnenbrille, Sonnencreme, T-Shirts und zwei Polohemden sowie ein Schweizer Militärtaschenmesser. Das karierte Sommerjackett aus Baumwolle legte ich zusammengefaltet ganz obenauf und zog den Reißverschluss zu. Ich checkte Reisepass, Travellerschecks, Führerschein, Flugtickets und Kreditkarten. Hatte ich noch etwas vergessen?

Mir fiel nichts mehr ein.

Man brauchte nicht viel für Ferien auf Hawaii. Genauso wenig wie für einen Trip nach Ôiso. Nach Hokkaido musste man schon weitaus mehr Zeug mitschleppen.

Ich stellte die Reisetasche auf den Boden und legte die Sachen bereit, die ich am nächsten Tag anziehen würde: Bluejeans, T-Shirt, Segeljacke und einen dünnen Windblouson. Als ich damit fertig war, gab es nichts mehr zu tun, ich konnte nur noch Däumchen drehen. Um die Zeit totzuschlagen, nahm ich ein Bad, trank ein Bier und schaute mir die Nachrichten an. Nichts Weltbewegendes. Der Wetterbericht kündigte schlechtes Wetter an, aber bis dahin wären wir ja glücklicherweise schon in Honolulu. Ich schaltete den Fernseher aus und legte mich aufs Bett, nachdem ich mir ein neues Bier geholt hatte. Ich dachte an May. Tot - definitiv, für alle Zeit. Eiskalt ist es dort, wo sie jetzt liegt, ohne Identität. Ohne Kundschaft. Ohne Dire Straits und Bob Dylan. Und ich fliege nach Hawaii, auf Kosten eines fremden Spesenkontos. Ist das der gerechte Lauf der Welt?

Ich schüttelte den Kopf und versuchte, Mays Bild aus meinen Gedanken zu verscheuchen. Vorläufig zumindest. Es war ein quälendes Thema. Zu quälend und zu heikel.

Stattdessen dachte ich an meine Freundin von der Rezeption des Dolphin Hotel. Die mit der Brille, deren Namen ich nicht kannte. Seit einigen Tagen verspürte ich ein starkes Verlangen, mit ihr zu reden. Ich hatte sogar von ihr geträumt. Aber wie sollte ich mich bei ihr melden? Ich konnte doch nicht am Telefon sagen: »Hallo, ich möchte gern die junge Dame mit der Brille sprechen, die an der Rezeption arbeitet.« Nein, das ging nicht. Vermutlich würde man mich für einen Spinner halten. Ein Hotel ist schließlich ein seriöser Arbeitsplatz. Ich grübelte noch eine Weile darüber nach. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, heißt es doch.

Ich rief Yuki an und verabredete mich mit ihr für den Morgen. Ich würde sie um halb zehn mit dem Taxi abholen, sagte ich. Dann fragte ich sie, ob sie nicht zufällig den Namen der jungen Frau an der Rezeption im Dolphin Hotel wüsste. Von der mit der Brille, die sich damals um sie gekümmert hätte.

»Klar weiß ich den. Es war nämlich ein höchst seltsamer Name.

Deshalb habe ich ihn auch in mein Tagebuch geschrieben. Mir fällt er zwar jetzt nicht ein, aber ich kann nachgucken«, sagte Yuki. »Könntest du das vielleicht gleich tun?«, bat ich sie.

»Jetzt sehe ich gerade fern. Geht's auch ein bisschen später?« »Tut mir Leid, aber es ist sehr dringend.«

Sie brummte unwillig, kramte dann aber doch nach ihrem Tagebuch. »Sie heißt Yumiyoshi«, meldete sich Yuki zurück. »Yumiyoshi«, wiederholte ich. »Wie schreibt man das denn?« »Das weiß ich doch nicht. Deshalb sage ich ja, seltsamer Name.

Die Schriftzeichen kenne ich nicht. Klingt nach Okinawa, findest du nicht?«

»Nein, solche Namen gibt's nicht in Okinawa.«

»Na ja, so heißt sie jedenfalls: Yu-mi-yo-shi«, sagte Yuki. »Reicht das? Ich will nämlich weiter fernsehen.«

»Was guckst du denn?«

Ohne zu antworten, knallte sie den Hörer auf.

Aus Neugier stöberte ich im Tokyoter Telefonbuch nach dem Namen Yumiyoshi, und zu meiner Überraschung gab es tatsächlich zwei Einträge. Einer schrieb sich mit Kanji-Zeichen, der andere, ein Fotoatelier, mit Katakana-Silben. Es gibt doch mehr Namen, als man denkt.

Dann rief ich im Dolphin Hotel an und fragte, ob Frau Yumiyoshi da sei. Ich machte mir erst keine großen Hoffnungen, wurde aber sofort mit ihr verbunden. »Hallo«, begrüßte ich sie, und sie wusste auf Anhieb, wer ich war. Sie hatte mich demnach noch nicht abgeschrieben.

»Ich bin gerade im Dienst«, sagte sie leise, cool und klar. »Ich rufe dich später an.«

»Okay, dann bis später«, sagte ich.

Während ich auf ihren Rückruf wartete, meldete ich mich bei Gotanda und sprach ihm aufs Band, dass ich mich gestern überraschend zu einer Reise nach Hawaii entschlossen hätte. Er nahm dann doch den Hörer ab: »Klingt beneidenswert. Ein Szenenwechsel ist immer gut fürs Gemüt. Ich wünschte,

ich könnte mit.«

»Was hält dich denn davon ab?«, fragte ich.

»Für mich ist das nicht so einfach. Ich sitze tief in der Kreide. Erst die Hochzeit, dann die Scheidung, das hat mich eine Stange Geld gekostet, und da habe ich mich ziemlich verschuldet. Das hab ich dir doch schon erzählt, oder? Ich muss mich totschuften. Was glaubst du, weshalb ich in diesen grässlichen Werbespots auftrete? Es ist einfach grotesk: Ich kann von Spesen leben, aber meine Schulden nicht bezahlen. Die Welt wird von Tag zu Tag komplizierter. Ich weiß nicht einmal, ob ich nun arm oder wohlhabend bin. Ich besitze Dinge in Hülle und Fülle, aber nichts, was meinen Wünschen entspricht. Ich kann das Geld zum Fenster hinauswerfen, es aber nicht für das ausgeben, was ich möchte. Ich kann mir Dutzende schöner Frauen kaufen, aber nicht mit der Frau schlafen, die ich liebe. Ein absurdes Leben, was?«

»Bist du so hoch verschuldet?«, fragte ich.

»Ziemlich hoch, würde ich sagen«, erwiderte er. »Aber wie hoch, das weiß ich selbst nicht so genau. Ich will mich ja nicht selbst loben, aber in den meisten Dingen bin ich besser als der Durchschnitt, nur in Geldfragen nicht. Wenn ich Bilanzzahlen sehe, laufen mir kalte Schauer über den Rücken. Da schaue ich lieber weg. Ich bin in einer traditionellen Familie aufgewachsen, da galt es als unschicklich, über Geld zu reden. Scher dich nicht ums Geld, hieß es, sondern arbeite hart und führe ein angemessenes Leben. Kümmere dich nicht um Kleinigkeiten, sondern lebe im großen Maßstab. Guter Rat, zumindest für damalige Verhältnisse. Aber was ist denn heutzutage ein angemessenes Leben? Solche Ansichten sind einfach überholt. Inzwischen sind die Dinge etwas komplizierter geworden. Der große Maßstab gilt nicht mehr. Was bleibt, ist die Nebensächlichkeit, dass ich im Rechnen eine Niete bin. Es ist zum Verzweifeln. Ich weiß überhaupt nicht, wie es weitergehen soll. Der Steuerberater meiner Agentur versucht mir das alles zu erklären, aber ich habe einfach nicht den Nerv dafür. Das Geld wird hin und her geschoben. Es gibt nominelle Schulden und nominelle Guthaben, dann das Spesenkonto. Es ist alles furchtbar verworren. Ich würde gern klarer sehen,

aber auf diese Bitte geht keiner ein. Dann möchte ich aber zumindest die Bilanz wissen, habe ich gesagt. Das sei kein Problem, der Schuldenberg sei ziemlich hoch. Er sei zwar schon etwas geschrumpft, aber eben noch lange nicht abgetragen. Ich solle einfach arbeiten und die Spesen aufbrauchen. Es ist zu blöd. Ich habe das Gefühl, in einem tiefen Sumpf zu stecken. Ich habe nichts gegen Arbeit, aber es ist einfach zu dumm, dass ich dieses System nicht kapiere. Manchmal wird mir richtig angst und bange. - Ach, jetzt habe ich wieder zu viel geredet. Tut mir Leid. Bei dir fange ich immer an zu quasseln.«

»Macht doch nichts«, beruhigte ich ihn.

»Aber du hast doch damit gar nichts zu tun. Das nächste Mal unterhalten wir uns in Ruhe, ja?«, sagte Gotanda. »Pass auf dich auf! Ich werde dich vermissen. Ich wollte schon lange mal wieder mit dir einen trinken gehen. Sobald ich frei habe ...«

»Ich fahre doch bloß nach Hawaii und nicht an die Elfenbeinküste«, sagte ich lachend. »In einer Woche bin ich wieder da.«

»Stimmt auch wieder. Ruf mich auf jeden Fall an, wenn du zurück bist, okay?«

»Mache ich.«

»Und während du dich am Strand von Waikiki aalst, werde ich Zahnarzt spielen, um meine Schulden zu begleichen.«

»Tja, es gibt die unterschiedlichsten Schicksale auf der Welt. Und jeder hat sein Päckchen zu tragen. *Different strokes for different folks.«*

»Sly & The Family Stone«, sagte Gotanda und schnippte mit den Fingern. Unterhaltungen mit Gleichaltrigen haben den Vorteil, dass man sich umständliche Erklärungen sparen kann.

Frau Yumiyoshi rief mich kurz vor zehn zurück. Sie sagte, sie sei jetzt mit der Arbeit fertig und zu Hause. Ich rief mir ihr Apartment ins Gedächtnis, damals im Schneegestöber. Alles sehr nüchtern, der Aufgang, die Tür. Dann ihr nervöses Lächeln. Wehmütige Erinnerungen. Ich schloss die Augen und sah die im Dunkel der Nacht tanzenden Schneeflocken vor mir. Ich fühlte mich fast ein bisschen verliebt.

»Woher weißt du eigentlich meinen Namen?«, fragte sie mich als Erstes.

Von Yuki, erklärte ich ihr. »Ich habe nichts Unrechtes getan. Niemanden bestochen. Keine Telefonleitung angezapft. Es aus niemandem herausgeprügelt. Ich habe mich ganz brav bei dem Mädchen danach erkundigt.«

Sie war anscheinend immer noch misstrauisch und schwieg einen Moment. »Wie geht es denn der Kleinen? Hast du sie heil nach Hause gebracht?«

»Unversehrt«, sagte ich. »Bis vor ihre Wohnungstür. Ich treffe sie auch jetzt noch manchmal. Es geht ihr gut. Bisschen überdreht, das Mädchen.«

»Na, dann passt ihr ja gut zusammen«, sagte Yumiyoshi gnadenlos. Als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt. Affen fressen Bananen, und in der Sahara regnet es kaum.

»Sag mal, wieso hast du mir deinen Namen eigentlich verheimlicht?«

»Hab ich doch gar nicht. Ich wollte ihn dir sagen, wenn du wiederkommst. Ich habe ihn nur nicht erwähnt, um mir lästige Fragen zu ersparen. Wie wird das denn geschrieben? Oder: Ist das nicht ein seltener Name? Woher kommen Sie eigentlich? Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr mich das nervt, immer die gleiche Leier zu hören und darauf antworten zu müssen.«

»Es ist doch ein schöner Name. Ich habe vorhin im Telefonbuch nachgeschaut, in ganz Tokyo gibt es nur zwei Leute, die so heißen. Wusstest du das?«

»Klar«, sagte sie. »Habe ich dir nicht gesagt, dass ich früher in Tokyo gelebt habe? Ich habe sofort nachgeforscht. Es ist eine Marotte von mir, überall, wo ich hinkomme, sofort im Telefonbuch nachzugucken, wie viel Yumiyoshis es gibt. In Kyoto gibt es auch einen. Aber sag, weshalb rufst du eigentlich an?«

»Aus keinem besonderen Grund«, gab ich zu. »Morgen verreise ich für eine gewisse Zeit und wollte vorher noch mal deine Stimme hören. Nichts weiter. Manchmal vermisse ich sie.«

Am anderen Ende herrschte Schweigen, und man hörte ein anderes

Gespräch in der Leitung. Ganz in der Ferne quasselte eine Frauenstimme. Als käme sie vom hinteren Ende eines langen Korridors. Ein leises Brabbeln. Man verstand nicht, was sie sagte, vernahm nur ihre Stimme, die irgendwie wehleidig klang. Wehleidig und abgehackt.

»Erinnerst du dich noch an meine Geschichte mit dem Fahrstuhl, als ich plötzlich im Dunkeln stand?«, nahm sie das Gespräch wieder auf.

»Ja«, erwiderte ich.

»Es ist mir noch mal passiert.«

Jetzt schwieg ich. Sie sagte auch nichts mehr. In der Leitung war wieder das weit entfernte jammern zu hören. Von der anderen Person vernahm man lediglich hin und wieder knappe Bestätigungssignale - ein lahmes *ah, hm, ähhm* oder so ähnlich, kaum hörbar. Die wehleidige Stimme redete weiter, als stiege sie im Zeitlupentempo eine Leiter hoch. Sie redete wie eine Tote, dachte ich plötzlich. Eine Tote, die vom fernen Ende eines Korridors aus spricht. Als ob es ihr schwer fiele, tot zu sein.

»Bist du noch dran?«, fragte Yumiyoshi. »Ja«, sagte ich. »Erzähl mir davon.«

»Sag mir bitte zuerst: Hast du mir die Geschichte damals wirklich geglaubt oder nur so getan? Sei ehrlich.«

»Ich glaube dir«, sagte ich. »Leider bin ich noch nicht dazu gekommen, es dir zu erzählen, aber ich habe kurz danach das Gleiche erlebt. Ich habe den Fahrstuhl genommen und stand genau wie du im Stockdunkeln. Deshalb glaube ich dir aufs Wort.«

»Du warst da?«

»Davon erzähle ich dir später in Ruhe. Jetzt kann ich es nicht so gut erklären. Es sind noch so viele Dinge im Unklaren. Wenn wir uns das nächste Mal treffen, werde ich dir alles von Anfang bis Ende berichten. Deshalb müssen wir uns unbedingt wiedersehen. Aber jetzt erzähl mir von deinem Erlebnis. Es interessiert mich ungemein.«

Sie antwortete nicht sofort. Das andere Gespräch war ebenfalls verstummt. In der Leitung herrschte Totenstille.

»Ungefähr vor zehn Tagen«, begann sie, »bin ich mit dem Lift in die

Parkgarage hinuntergefahren. Es war so gegen acht Uhr abends. Die Fahrstuhltür ging auf, und mit einem Mal befand ich mich wieder an diesem Ort. Genau wie damals. Ich wusste gar nicht, wie mir geschah. Es war zwar nicht mitten in der Nacht und auch nicht in der sechzehnten Etage, aber es war wieder genauso dunkel, feucht und muffig. Der Geruch und die Luft, exakt das Gleiche. Diesmal habe ich mich nicht von der Stelle gerührt, sondern gewartet, bis der Fahrstuhl zurückkam. Es dauerte eine Ewigkeit. Als er endlich kam, stieg ich ein und fuhr wieder hoch. Das war alles.«

»Hast du irgendjemandem davon erzählt?«

»Nein, wo denkst du hin?«, sagte sie. »Nach dem ersten Mal habe ich mir geschworen, nie wieder darüber zu sprechen.«

»Gut so. Besser, du sagst es niemandem.«

»Sag, was soll ich nur tun? Wenn ich mit dem Aufzug fahre, habe ich jetzt jedes Mal Angst, dass die Tür aufgeht und ich plötzlich im Dunkeln stehe. Und in einem so riesigen Hotel bin ich natürlich gezwungen, täglich mehrmals den Fahrstuhl zu benutzen. Kannst du mir nicht einen Rat geben? Ich habe sonst niemanden, mit dem ich darüber reden kann.«

»Weshalb hast du dich denn nicht eher bei mir gemeldet? Dann hätte ich dir alles genau erklären können.«

»Ich hab's mehrmals probiert.« Ihre Stimme wurde zu einem Wispern. »Aber du warst nie da.«

»Aber mein Anrufbeantworter war doch eingeschaltet.«

»Ich mag da nicht draufsprechen. Es macht mich nervös.«

»Verstehe. Tja, dann werde ich mal versuchen, dir das einigermaßen zu erklären. Die Finsternis da ist nichts Unheilvolles. Niemand will dir etwas Böses tun, du brauchst dich also nicht zu fürchten. Es gibt tatsächlich ein Wesen dort - du hast seine Schritte gehört, erinnerst du dich? -, aber es tut dir nichts. Es würde niemandem etwas zuleide tun. Also, wenn du das nächste Mal wieder im Dunkeln stehst, wartest du einfach mit geschlossenen Augen, bis der Fahrstuhl kommt, und entfernst dich wieder von dem Ort. Okay?«

Yumiyoshi schien meine Worte erst verarbeiten zu müssen. Nach einer

Weile sagte sie: »Darf ich ehrlich sagen, was ich denke'?«

»Nur zu.«

»Ich verstehe dich nicht«, sagte sie mit ruhiger Stimme. »Manchmal muss ich an dich denken. Aber dann weiß ich nie, was dein wahres Wesen ist.«

»Kann ich gut verstehen«, erwiderte ich. »Weißt du, ich bin vierunddreißig, und trotz meines fortgeschrittenen Alters gibt es leider immer noch viel zu viele Ungereimtheiten in mir. Zu viele weiße Flecken auf der Landkarte meines Ichs. Ich bemühe mich, so gut ich kann, sie nach und nach auszufüllen. Hab noch ein bisschen Geduld, ich werde dir später alles genauer erklären. Dann werden wir uns gegenseitig besser verstehen können, hoffe ich.«

»Schön wär's«, sagte sie, als spräche sie von jemand anderem. In diesem Moment kam sie mir vor wie eine TV-Moderatorin. Schön wär's. Und nun zu den nächsten Nachrichten ...

Ich erzählte ihr, dass ich am Morgen nach Hawaii fliegen würde.

»Aha«, sagte sie ungerührt. Damit war unser Gespräch beendet. Wir verabschiedeten uns und legten auf. Ich trank noch einen Whiskey, löschte das Licht und legte mich schlafen.

Und nun zu den nächsten Nachrichten. Ich faulenzte am Strand von Fort De Russy und schaute zu den Palmwedeln und Möwen am blauen Himmel empor, als ich diesen Satz laut vor mich hin sagte. Yuki lag neben mir auf dem Bauch und döste. An ihrer Seite stand ein Sanyo-Ghettoblaster, aus dem Eric Claptons neuester Hit schallte. Yuki trug einen olivgrünen Bikini und war von Kopf bis Fuß mit Kokosöl eingerieben. Glatt und geschmeidig wie ein Delphinbaby. Ein junger Samoaner stapfte mit einem Surfbrett vorbei, ein tief gebräunter Bademeister mit blitzendem Goldkettchen beobachtete von seinem Hochsitz aus das Geschehen. Die ganze Stadt roch nach Blumen, Früchten und Sonnenöl. Hawaii.

Und nun zu den nächsten Nachrichten.

Dinge geschehen, verschiedene Personen treten auf, die Szenen wechseln. Noch vor kurzem war ich durch das verschneite Sapporo geirrt. Jetzt aalte ich mich am Strand von Waikiki und blickte zum blauen Himmel empor. Der Lauf der Welt. Indem ich die Punkte zu einer Linie verband, hatte sich alles so ergeben. Indem ich einfach zur Musik tanzte, war ich schließlich hier gelandet. *Tanze ich gut?* Ich ließ meine Schritte der Reihe nach Revue passieren und überdachte jeden einzelnen. Gar nicht so übel, lautete mein Fazit. Nicht überragend, aber auch nicht schlecht. Stünde ich noch einmal am gleichen Ausgangspunkt, würde ich genauso handeln. Eben mit System. Hauptsache, ich hielt die Füße in Bewegung. Schritt für Schritt, ohne anzuhalten.

Und jetzt war ich in Honolulu. Pause!

Pause. Ich wollte das Wort eigentlich nur leise hauchen, aber Yuki hatte es offenbar gehört. Sie rollte sich zu mir herum, nahm die Sonnenbrille ab und blickte mich argwöhnisch an.

»Ober was grübelst du eigentlich die ganze Zeit nach?«, fragte sie heiser.

»Ach, über nichts Besonderes, über dies und das«, erwiderte ich. »Meinetwegen tu, was du willst, aber könntest du bitte aufhören, neben mir

herumzubrabbeln? Führ deine Selbstgespräche, wenn du allein auf deinem Zimmer bist.«

»Entschuldigung. Von nun an verhalte ich mich ganz leise.«

Sie warf mir einen milden Blick zu. »Sei doch nicht so ein Trottel, bitte.«

»Hm«, machte ich.

»Du führst dich auf wie ein alter Kauz, der es nicht gewohnt ist, unter Leuten zu sein«, sagte sie noch und rollte sich wieder auf den Bauch.

Wir waren mit dem Taxi vom Flughafen zum Apartmenthotel gefahren, hatten uns T-Shirts und Shorts angezogen und waren dann auf Yukis Wunsch hin als Erstes in das nächste Shopping-Center gegangen, um einen tragbaren Radio-Rekorder zu kaufen.

»Ich will einen richtigen Ghettoblaster«, sagte sie.

Ich bezahlte das Gerät, ausreichend Reservebatterien und Kassetten mit einem Scheck von Makimura. Ich fragte sie, ob sie noch andere Sachen bräuchte. Kleidung? Badeanzug? Sie schüttelte den Kopf. Wenn wir zum Strand gingen, musste der Rekorder unbedingt mit. Ich durfte ihn natürlich tragen. Das Gerät geschultert, stapfte ich hinter ihr her wie der drollige Eingeborene im Tarzanfilm (Master, nicht weitergehen, Teufel wohnen da). Der DJ spielte nonstop Popsongs, daher kenne ich alle aktuellen Hits aus jenem Frühjahr. Wie eine Epidemie breiteten sich die Songs von Michael Jackson über den gesamten Erdball aus. Die mittelmäßigen Hall & Oats versuchten immerhin tapfer, ihren eigenen Stil zu wahren, während die etwas phantasielosen Duran Duran zwar einen gewissen Glamour besaßen, ihn jedoch nicht zur Entfaltung brachten.

Die Zimmer waren tatsächlich nicht übel. Die Innenausstattung (vor allem die Bilder) war natürlich unter ästhetischen Gesichtspunkten alles andere als chic, jedoch sehr komfortabel. (Wer sucht denn auf Hawaii schon Eleganz?) Der Strand war bequem zu erreichen. Unsere Zimmer im zehnten Stock waren ruhig und hatten einen schönen Ausblick. Man konnte sich auf dem Balkon sonnen und aufs Meer schauen. Die Küche war geräumig, sauber, funktional und komplett ausgestattet, von der Mikrowelle bis zum Ge-

schirrspüler. Yukis Zimmer nebenan war nicht so groß und hatte nur eine Kochnische - klein, aber fein. Die anderen Gäste, denen man unterwegs begegnete, wirkten distinguiert.

Im nächsten Supermarkt deckten wir uns mit Bier, kalifornischem Wein, Obst und Fruchtsäften sowie Zutaten für einfache Sandwiches ein. Dann suchten wir uns eine Stelle am Strand, wo wir bis zum Abend faulenzten und nur das Meer und den Himmel anschauten, ohne viel zu reden. Mal auf dem Bauch, mal auf dem Rücken liegend, ließen wir einfach nur die Zeit verstreichen. Sonnenlicht flutete in atemberaubender Fülle herab und heizte den Sand auf. Hin und wieder raschelten Palmblätter in einer sanften Meeresbrise. Ich döste oft ein und wurde immer wieder von den Stimmen der Vorübergehenden und dem Rascheln des Windes geweckt. Verdutzt fragte ich mich dann, wo ich eigentlich war. Auf Hawaii, musste ich mir selbst soufflieren, und es dauerte einen Moment, bis ich es tatsächlich begriff. Schweiß, mit Sonnenöl vermischt, rann mir über die Schläfen und tropfte auf den Sand. Die verschiedensten Geräusche brandeten heran und ebbten ab wie Meereswogen, und ab und zu mischte sich der Rhythmus meines Herzschlags darunter. Mein Herz war ein Rädchen im großen Weltgetriebe.

Meine Schrauben im Kopf lockerten sich, ich begann mich zu entspannen. Pause.

Auch Yukis Züge hatten sich merklich verändert, seitdem wir aus dem Flugzeug gestiegen waren und uns die süße, warme Luft von Hawaii um die Nase wehen ließen. Unten an der Gangway schloss sie geblendet die Augen, holte tief Luft und sah mich an. Die Anspannung, die zuvor wie eine hauchdünne Membran ihr Gesicht überzogen hatte, war mit einem Schlag verschwunden. Keine Abwehr mehr, keine Gereiztheit. Sie legte ihre Allüren - sich durch die Haare zu streichen, den Kaugummi zu einem Kügelchen zu formen, patzig mit den Schultern zu zucken - ab und war auf einmal gelassen. Erst jetzt wurde mir so recht bewusst, was für ein schlimmes Leben sie führte. Es war nicht nur schlimm, sondern von Grund auf verkehrt.

Bei dem knappen Bikini, der dunklen Sonnenbrille und dem straff hochgebundenen Haar konnte man Yukis Alter schwer einschätzen. Körperlich sah sie noch aus wie ein Kind, aber durch ihre natürliche, kraftvolle und entschiedene Körperhaltung wirkte sie erwachsener, als sie tatsächlich war. Ihre Beine waren glatt und schlank, aber nicht zu schmächtig, sondern eher muskulös. Wenn sie sich räkelte, hatte man das Gefühl, der Raum um sie herum dehne sich in alle Himmelsrichtungen aus. Sie hatte offenbar gerade die dynamischste Phase ihres Wachstums erreicht, in der sie sich in Windeseile zur Erwachsenen entwickelte.

Wir rieben uns gegenseitig den Rücken ein. Yuki fand meinen Rücken unheimlich breit. Es war das erste Mal, dass ich so etwas von jemandem hörte. Sie selbst war sehr kitzlig und konnte überhaupt nicht stillhalten. Die hochgesteckten Haare gaben ihre kleinen weißen Ohren und ihren Nacken frei. Bei diesem Anblick musste ich schmunzeln. Aus der Ferne machte Yuki, wenn sie so dalag, sogar auf mich einen erstaunlich erwachsenen Eindruck, nur ihr Nacken war noch sehr kindlich, als gehörte er gar nicht zu ihr. Es ist merkwürdig, aber der Nacken einer Frau altert wie ein Baum mit seinen Jahresringen. Wie sich allerdings der Nacken einer reiferen Frau von dem eines jungen Mädchens unterscheidet, vermag ich nicht zu sagen, aber er sieht auf jeden Fall anders aus. Mädchen haben junge Hälse und Frauen reifere.

»Du musst dich am Anfang langsam bräunen lassen«, sagte Yuki altklug. »Zuerst im Schatten, dann ein bisschen in der Sonne und dann wieder im Schatten. Sonst holt man sich einen fürchterlichen Sonnenbrand. Das gibt dann Blasen und hinterlässt hässliche Narben.«

»Schatten, Sonne, Schatten«, wiederholte ich artig, während ich ihr den Rücken einölte. Und so verbrachten wir unseren ersten Nachmittag auf Hawaii unter schattigen Palmen und lauschten der Musik des FM-Senders. Hin und wieder ging ich ins Wasser oder zur Strandbar, um eisgekühlte Piña Colada zu trinken. Yuki hatte keine Lust zum Schwimmen. Sie müsse sich erst einmal ausruhen, sagte sie. Sie trank Ananassaft und mümmelte häppchenweise an einem dick mit Senf und Gürkchen belegten Hotdog

herum. Die Sonne ging unter und tauchte den westlichen Horizont in ein knalliges Tomatenketchup-Rot. Wir blieben noch liegen, bis die Laternen auf den Sunset-Cruise-Katamaranen angingen. Yuki genoss diese Abendstimmung und rührte sich erst vom Fleck, als auch der letzte Lichtschimmer verschwunden war.

»Lass uns aufbrechen«, drängte ich. »Es ist schon dunkel, und ich bin hungrig. Wir schlendern ein bisschen herum und holen uns einen Hamburger mit viel knusprigem, saftigem Fleisch, Unmengen Tomatenketchup und goldbraun gerösteten Zwiebelringen.«

Yuki nickte, machte aber keine Anstalten aufzustehen. Als horte sie die kostbare Zeit, die vom Tag noch übrig war. Ich rollte die Bastmatten zusammen und stellte das Radio aus.

»Keine Angst, morgen ist auch noch ein Tag. Und danach kommt übermorgen«, tröstete ich sie.

Sie schaute zu mir auf und lächelte mich an. Ich reichte ihr die Hand, um sie hochzuziehen.

29

Am nächsten Morgen sagte Yuki, sie wolle ihre Mutter besuchen. Die Adresse hatte sie nicht, aber die Telefonnummer. Also rief ich dort an, stellte mich kurz vor und fragte nach dem Weg. Ame hatte ein Ferienhäuschen in der Nähe von Makaha gemietet, etwa dreißig Autominuten von Honolulu entfernt. Ich sagte, wir kämen gegen eins vorbei. Bei der nächsten Autovermietung besorgte ich einen Mitsubishi Lancer. Es war eine tolle Fahrt: Mit laut aufgedrehtem Radio und heruntergekurbelten Fenstern rauschten wir mit hundertzwanzig Sachen die Küstenstraße entlang. Licht in Hülle und Fülle, salzige Meeresluft und der Duft von Blumen.

»Lebt deine Mutter eigentlich allein?«, fiel mir plötzlich ein.

»Von wegen«, schnaubte Yuki. »Sie würde im Ausland niemals längere Zeit allein über die Runden kommen. Sie ist wirklich der unpraktischste Mensch, den ich kenne. Wenn sich niemand um sie kümmern würde, wäre sie total aufgeschmissen. Ich gehe jede Wette ein, dass sie einen Typen bei sich hat, jung und hübsch. So wie Papas Kerlchen. Erinnerst du dich an diesen aalglatten, geleckten Schwulen? Er nimmt bestimmt drei Mal täglich ein Bad und zieht sich mehrmals um.«

»Schwul ist er?«, fragte ich.

»Hast du das nicht gemerkt?«

»Nein.«

»Trottel! Das erkennt man doch sofort«, sagte sie. »Ich weiß ja nicht, ob Papa auch so veranlagt ist, aber der Typ ist es garantiert. Absolut, zweihundertprozentig.« Im Radio kam Roxy Music, und Yuki drehte die Lautstärke hoch.

»Mama dagegen hat schon immer eine Schwäche für Dichter gehabt, junge Dichter, verkannte Dichter - egal. Hauptsache Dichter. Sie lässt sie Gedichte vortragen, wenn sie Filme entwickelt. Das ist ihre Leidenschaft. Komische Marotte. Zwanghaft. Als wäre es ihr Schicksal. Papa hätte auch Gedichte

schreiben sollen. Aber er hat überhaupt kein Talent dafür.«

Exzentrische Familie, dachte ich erneut. Space Family. Ein tatkräftiger Schriftsteller, eine geniale Fotografin, eine PSI-begabte Tochter und die Gefolgschaft: ein schwuler Lakai und dichtende Liebhaber. Hoppla! Welche Rolle spielte ich eigentlich in diesem psychedelischen Clan? War ich der drollige Betreuer, der sich um das abgedrehte Töchterlein zu kümmern hatte? Ich erinnerte mich an das wohlwollende Lächeln, das Freitag mir zugeworfen hatte. Vielleicht war es solidarisch gemeint. Besser nicht darüber nachdenken.

Ist ja bloß vorübergehend. Eine Pause, mehr nicht. Kapiert? Sobald die Ferien vorbei sind, werde ich wieder Schnee schaufeln und keine Zeit mehr für eure Spielchen haben. Das alles ist bloß eine zeitweilige Erscheinung, eine Episode, die mit der Haupthandlung nichts zu tun hat. Danach könnt ihr machen, was ihr wollt. Und ich mache meinen Kram. Ich bevorzuge nämlich eine unkomplizierte Welt.

Ames Anweisungen befolgend, bog ich kurz vor Makaha rechts von der Schnellstraße ab und fuhr auf die Berge zu. Baufällige Hütten, deren Dächer garantiert vom nächsten Taifun fortgerissen werden würden, säumten zunächst auf beiden Seiten den Weg und wurden dann immer spärlicher, bis das Tor der beschriebenen Ferienanlage in Sicht kam. Der indianisch aussehende Wächter fragte uns, zu wem wir wollten. Ich nannte ihm die Nummer von Ames Häuschen, worauf er dort anrief und uns anschließend durchwinkte.

Das Gelände bestand aus einer riesigen, bestens gepflegten Rasenfläche. Gärtner fuhren in Golfwägelchen umher und kümmerten sich um Rasen und Gewächse. Gelbschnäbelige Vögel sprangen wie Grashüpfer über die grüne Fläche. Ich zeigte einem der Gartenarbeiter die Adresse und erkundigte mich nach dem Weg. Da, sagte er und deutete auf einen Pool, der von Bäumen und Rasen umgeben war. Die schwarze Asphaltstraße bog dahinter scharf ab. Ich dankte ihm und folgte dem hügeligen Weg, der schließlich zu Ames Cottage führte - im modernen tropischen Stil gebaut, umgeben von exotischen Obstbäumen mit mir unbekannten Früchten. Über die Veranda

gelangte man zum Eingang, an dessen Balken ein Windspiel hing.

Wir parkten, gingen die paar Stufen zur Tür hinauf und klingelten. Das gelegentliche feine Klirren des Windspiels, von einer schläfrigen Brise ausgelöst, mischte sich mit der Vivaldi-Musik, die aus den geöffneten Fenstern drang. Nach ein paar Sekunden öffnete uns ein nicht sehr großer, aber stämmiger, braun gebrannter Amerikaner mit einem Schnurrbart, der ihm ein besonnenes Aussehen verlieh. Er trug ein verblichenes Aloha-Shirt, Shorts und Badelatschen. Das Auffälligste an ihm war jedoch der fehlende linke Arm. Der Mann mochte ungefähr mein Alter haben. Als gutaussehend konnte man ihn nicht bezeichnen, aber er machte einen sympathischen Eindruck. Für einen Dichter wirkte er eigentlich ein bisschen zu robust, aber warum sollte es in der großen, weiten Welt nicht auch Dichter seines Kalibers geben?

Er sah erst mich an, dann Yuki, wieder mich, schob leicht das Kinn vor und lächelte. »Hallo«, begrüßte er uns leise, dann auf Japanisch: »Konnichiwa.« Daraufhin schüttelte er uns beiden die Hand, allerdings nicht sehr kräftig, und bat uns herein. »Dozo, naka ni haitte.« Sein Japanisch war tadellos. Wir wurden in ein geräumiges Wohnzimmer geführt und gebeten, auf einem Sofa Platz zu nehmen. Er verschwand kurz in der Küche und kam mit zwei Dosen Primo, einer Coke und drei Gläsern auf einem Tablett zurück.

Wir Männer tranken unser Bier, doch Yuki rührte ihr Getränk nicht an. Er ging hinüber zur Stereoanlage, wo immer noch Vivaldi spielte, und drehte sie leiser. Das Zimmer besaß eine große Fensterfront, einen Deckenventilator, und die Wände waren mit polynesischem Kunsthandwerk dekoriert. Es wirkte wie aus einem Roman von Somerset Maugham.

»Sie ist gerade beim Entwickeln. In zehn Minuten kommt sie«, erklärte er. »Noch ein bisschen Geduld. Ich heiße übrigens Dick. Dick North. Ich wohne hier mit Ame.«

»Angenehm«, sagte ich, während Yuki schweigend aus dem Fenster starrte.

Zwischen Obstbäumen schimmerte das blaue Meer hindurch. Am Horizont

schwebte eine einzelne Wolke, deren Form dem Schädel eines Neandertalers ähnelte. Sie hing da wie festgenagelt und machte keine Anstalten weiterzuziehen. Eine ausgesprochen starrsinnige Wolke. Schneeweiß gebleicht, gestochen scharf umrissen. Hin und wieder flatterten zwitschernde gelbschnäbelige Vögel an der Wolke vorbei. Als die Vivaldi-Musik zu Ende war, ging Dick North zum Plattenspieler, hob die Nadel ab, steckte die Platte einhändig in die Hülle und stellte sie ins Fach zurück.

»Sie sprechen ausgezeichnet Japanisch«, bemerkte ich, da mir nichts Besseres einfiel.

Dick nickte, hob eine Augenbraue, schloss kurz die Augen und lächelte. »Ich habe lange in Japan gelebt«, sagte er und machte eine längere Pause. »Zehn Jahre. Das erste Mal war ich während des Krieges, während des Vietnam-Krieges, in Japan. Es gefiel mir dort, und ich habe dann an der Sophia-Universität studiert. Jetzt schreibe ich Gedichte.«

Sieh an, dachte ich. Nicht mehr jung und auch nicht besonders gut aussehend, aber ein Dichter.

»Außerdem übersetze ich japanische Haikus und andere Lyrik ins Englische«, fügte er hinzu. »Anspruchsvolle Arbeit. Sehr schwierig.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte ich.

Er fragte, ob ich noch ein Bier wolle. Ich bejahte, und er kam mit zwei neuen Dosen zurück. Mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Anmut entfernte er einhändig den Dosenverschluss, goss uns ein und nahm genussvoll einen Schluck. Er stellte das Glas ab, schüttelte den Kopf und schaute zu dem Andy-Warhol-Poster an der Wand, als wollte er es begutachten.

»Es ist doch komisch, man hört nie von einarmigen Poeten«, sagte er schließlich. »Wieso eigentlich? Es gibt doch auch einarmige Maler, einarmige Pianisten, einarmige Baseballspieler. Warum sollte es keine einarmigen Dichter geben? Da spielt es nun wirklich keine Rolle, ob man einen oder drei Arme hat.« Da hatte er nicht Unrecht. Auf die Anzahl der Arme kommt es beim Gedichte-Schreiben wirklich nicht an.

»Fällt Ihnen etwa einer ein?«

Ich schüttelte den Kopf. Um ehrlich zu sein, kenne ich mich auf diesem Gebiet ohnehin nicht besonders gut aus. Mir fallen nicht einmal viele zweiarmige Lyriker ein.

»Es gibt ein paar einarmige Surfer«, fuhr er fort. »Sie paddeln mit den Füßen, und nicht mal schlecht. Kann ich übrigens auch.«

Yuki stand auf und ging zum Plattenregal hinüber. Nach ihren Grimassen zu urteilen, schien jedoch für ihren Geschmack nichts dabei zu sein. Ohne Musik war die Umgebung einschläfernd still. Ab und zu hörte man das Brummen eines Rasenmähers, Stimmen, die sich etwas zuriefen, das leise Klirren des Windspiels. Und Vogelgezwitscher. Dennoch herrschte eine überwältigende Stille. Jedes Geräusch wurde im Nu von der Stille verschluckt, spurlos. Als saugten draußen Tausende von durchsichtigen Schweigemännern mit durchsichtigen, lautlosen Staubsaugern ein Geräusch nach dem anderen auf. Sobald etwas aufmuckte, stürzten sie herbei, um es zu eliminieren.

»Es ist sehr ruhig hier«, bemerkte ich.

Dick North nickte, betrachtete andächtig seine eine Handfläche und nickte abermals.

»Ja, die Stille. Das ist das Allerwichtigste. Besonders für die Art von Tätigkeit, die Ame und ich ausüben. Lautes, hektisches Treiben ist nichts für uns. Lärm und Klamauk können wir beide nicht ausstehen. Finden Sie Honolulu nicht sehr laut?«

Fand ich eigentlich nicht, aber um das Gespräch am Laufen zu halten, stimmte ich zu. Yuki starrte weiterhin ungnädig aus dem Fenster. Man sah ihr an, was sie dachte: *Was für ein Schwachsinn.*

»Kavai gefällt mir besser. Ruhig, wenig Betrieb. Ich würde lieber dort leben. Oahu nervt mich. Unmengen Touristen, zu viel Verkehr, zu viel Kriminalität. Aber Ame muss aus beruflichen Gründen hier bleiben. Sie muss zwei, drei Mal in der Woche nach Honolulu, ihrer Ausrüstung wegen und auch, um Kontakte zu knüpfen, Leute zu treffen. Sie porträtiert die Menschen, die hier leben, Fischer, Gärtner, Bauern, Köche, Straßenarbeiter, Fischhändler und so weiter. Sie ist eine phantastische Fotografin. Ihre

Aufnahmen sind genial.«

Bisher hatte ich Ames Arbeiten noch nicht mit einer solchen Begeisterung betrachtet, stimmte aber vorsichtshalber zu. Yuki gab ein undefinierbares Schnauben von sich.

Dick fragte mich nach meiner Arbeit.

Ich sei freischaffender Autor, sagte ich. Er schien sich für meine Arbeit zu interessieren, wahrscheinlich hielt er mich für einen Berufsverwandten zweiten Grades. Auf seine Frage, was ich denn schriebe, hatte ich meine Standardantwort parat: Alles, was mir in die Quere kommt. Wie Schneeschaufeln.

Schneeschaufeln, wiederholte er viel sagend und dachte ernsthaft darüber nach. Er schien nicht so recht zu begreifen, was ich damit meinte. Ich wollte es ihm gerade erläutern, als Ame ins Zimmer trat.

Ame trug ein kurzärmliges Jeanshemd und weiße, abgetragene Shorts. Sie war ungeschminkt und zerzaust, als wäre sie gerade aufgestanden. Dennoch wirkte sie ausgesprochen attraktiv. Sie wies die gleiche hochmütige Eleganz auf, die ich schon damals im Speisesaal des Dolphin Hotel an ihr bemerkt hatte. Sobald sie einen Raum betrat, zog sie für einen Moment die Blicke aller Anwesenden auf sich. Man spürte sofort, dass sie etwas Besonderes war. Unmittelbar, kommentarlos. Sie brauchte sich nicht zu erklären. Ame ging schnurstracks, ohne ein Wort der Begrüßung, zu ihrer Tochter, verwuschelte ihr zärtlich das Haar und presste die Nase an ihre Schläfe. Yuki wirkte nicht gerade begeistert, leistete aber auch keinen Widerstand. Sie schüttelte bloß ihr Haar, um es wieder zu glätten, und schaute gleichgültig zur Vase auf dem Regal. Es war jedoch bei weitem nicht die Teilnahmslosigkeit, die sie ihrem Vater gegenüber demonstriert hatte. An ihren Gesten konnte man flüchtige Gefühlsschwankungen ablesen, unausgesprochen bestand zwischen Mutter und Tochter eine seelische Kommunikation.

Ame und Yuki, Regen und Schnee. Wie konnte man nur so heißen? Idiotische Namen. Makimura hatte Recht, es klang wie eine

Wettervorhersage. Wie hätte wohl ein zweites Kind geheißen?

Ame und Yuki verständigten sich wortlos. Kein »Wie geht's« oder »Was hast du getrieben?«. Nur Haare wurden verwuschelt und eine Nase an eine Schläfe gepresst, sonst nichts. Dann kam Ame zu mir herüber und setzte sich neben mich, holte eine Packung Salem aus ihrer Brusttasche und zündete sich eine an. Ihr Dichter holte einen Aschenbecher und stellte ihn feierlich auf den Tisch. *Klong.* Als gäbe er an angemessener Stelle einen effektvollen Schmuckvers zum Besten. Ame warf das abgebrannte Streichholz in den Aschenbecher, blies den Rauch aus und schniefte.

»Tut mir Leid, aber ich konnte meine Arbeit nicht im Stich lassen«, entschuldigte sie sich. »Ich kann nicht mittendrin aufhören, wenn ich einmal angefangen habe.«

Der Dichter brachte Ame ein Bier, öffnete wieder mit einer geschickten Bewegung die Flasche und goss ihr ein. Sie wartete, bis der Schaum gesunken war, und leerte mit einem Zug das halbe Glas.

»Wie lange haben Sie vor, hier zu bleiben?«, fragte sie mich dann.

»Ich weiß noch nicht«, erwiderte ich. »Ich habe es nicht so genau geplant, aber wahrscheinlich eine Woche. Zur Zeit pausiere ich zwar, aber ich muss demnächst nach Japan zurück und wieder anfangen zu arbeiten.«

»Sie sollten länger bleiben. Es ist so schön hier.«

»Ja, das finde ich auch«, sagte ich, aber sie war schon wieder ganz woanders.

»Haben Sie schon gegessen?«, erkundigte sie sich.

»Unterwegs, ein Sandwich«, antwortete ich.

»Was gibt's denn bei uns zum Lunch?«, fragte sie nun ihren Dichter.

»Wenn ich mich recht besinne, habe ich uns vor einer Stunde Spaghetti gemacht«, sagte Dick gelassen. »Da war es Viertel nach zwölf. Wenn man um die Zeit isst, nennt man das im Allgemeinen Lunch.«

»Ach ja?«, sagte sie leicht abwesend.

»Oh ja«, erwiderte er und warf mir ein entschuldigendes Lächeln zu. »Sobald sie in ihre Arbeit vertieft ist, vergisst sie einfach alles um sich herum, wissen Sie? Sie weiß nicht mehr, ob sie etwas gegessen hat oder was

sie davor wo gemacht hat. Ein Blackout. Sie kann sich wahnsinnig intensiv konzentrieren.«

Ich fragte mich, ob das nicht eher ans Psychopathologische grenzte, hielt aber selbstverständlich die Klappe und lächelte höflich.

Ame starrte völlig geistesabwesend auf ihr Bierglas, schien sich jedoch irgendwann zu besinnen und nahm einen Schluck. »Mag ja sein, aber ich bin trotzdem hungrig. Zumal wir nicht gefrühstückt haben.«

»Ich will dir ja nicht ständig widersprechen, aber wenn ich dich erinnern darf, hast du heute Morgen Toast, eine Pampelmuse und Yoghurt zu dir genommen«, erklärte Dick North. »Du fandest das ausgesprochen köstlich und hast sogar gesagt, dass ein gutes Frühstück zu den großen Freuden des Lebens gehört.«

»Ach ja?«, sagte Ame und kratzte sich an der Nase. Sie starrte vor sich hin und schien darüber nachzudenken. Ich fühlte mich an eine Hitchcock-Szene erinnert. Man verlor zunehmend das Gefühl für die Wirklichkeit, bis man schließlich nicht mehr entscheiden konnte, was normal und was verrückt war.

»Jedenfalls knurrt mir der Magen«, sagte Ame. »Ist doch egal, ob ich schon gegessen habe, oder stört es dich?«

»Natürlich nicht«, sagte der Dichter lachend. »Es ist dein Magen, nicht meiner. Wenn dir nach Essen ist, iss, soviel du willst. Ist doch prima, wenn man Appetit hat. Bei dir ist es doch immer so - wenn du mit deiner Arbeit vorankommst, entwickelst du einen Riesenappetit. Soll ich dir ein Sandwich machen?«

»ja bitte, und bring mir noch ein Bier.«

»Certainly«, sagte Dick und verschwand in der Küche.

»Haben Sie denn schon zu Mittag gegessen?«, fragte sie mich wieder.

»Ich habe vorhin unterwegs ein Sandwich gegessen«, wiederholte ich artig.

»Und du, Yuki?«

Nein, lautete ihre knappe Antwort.

»Ich habe Dick in Tokyo kennen gelernt«, sagte Ame zu mir und kreuzte

ihre Beine zum Schneidersitz. Ihre Erklärung war jedoch offenbar für Yuki bestimmt. »Er war derjenige, der mir geraten hat, nach Katmandu zu gehen, es würde mich inspirieren. Katmandu war wirklich wundervoll. Dick hat seinen Arm in Vietnam verloren. Durch eine Landmine. *Bouncing Betty* heißen sie. Wenn man drauftritt, fliegen sie hoch und explodieren in der Luft. *Wumm!*

Sein Kumpel ist draufgetreten, und Dick verlor seinen Arm. Dick schreibt Gedichte. Er spricht gut Japanisch, nicht wahr? Wir sind eine Zeit lang in Katmandu geblieben und dann hierher gekommen. Nach Katmandu wollten wir unbedingt an einen Ort, wo es warm ist. Und dann hat Dick das Haus hier gefunden. Es gehört einem Freund von ihm. Ich benutze das Gästebad als Dunkelkammer. Ein schönes Plätzchen, findet ihr nicht?«

Daraufhin stieß sie einen tiefen Seufzer aus, so als wäre alles gesagt, was es zu sagen gab. Sie streckte sich und verstummte. Es herrschte eine tiefe nachmittägliche Stille. Die starken Lichtpartikel draußen flimmerten wie Staub und stoben in alle Richtungen auseinander. Die weiße Neandertalschädelwolke schwebte noch immer am Horizont. Unverändert starrsinnig. Ames Salem war inzwischen im Aschenbecher verglüht.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie Dick North einarmig das Sandwich zubereitete. Wie will er Brot schneiden, wenn er in der rechten Hand das Messer hält? Er muss es natürlich fixieren. Aber wie? Mit dem Fuß? Schwierige Frage. Wenn er gute Verse schmiedet, schneidet sich das Brot dann von allein? Wieso trug er eigentlich keine Prothese?

Ein wenig später erschien Dick mit einem Teller hübsch arrangierter Gurken- und Schinkenbrote, nach englischer Art in Häppchen geschnitten und mit Oliven garniert. Sie sahen köstlich aus. Bewundernswert, wie gut er das hingekriegt hatte. Dann öffnete er die Bierdose und goss Ame ein Glas ein.

»Danke, Dick«, sagte sie, und dann zu mir: »Dick kann wunderbar kochen.«

»Wenn es einen Kochwettbewerb für einarmige Dichter gäbe, würde ich

sofort den ersten Preis gewinnen«, sagte er augenzwinkernd.

Ame bot mir ein Häppchen an, und es schmeckte wie erwartet köstlich. Eine geradezu lyrische Komposition. Frische Zutaten, raffinierte Zubereitung, der Reim stimmte. Ich lobte ihn, fragte mich aber nach wie vor, wie Dick das Brot geschnitten haben mochte. Natürlich stellte ich die Frage nicht laut. Dick schien ein patenter Kerl zu sein. Während Ame die Sandwiches verspeiste, hantierte er schon wieder in der Küche herum, um für uns Kaffee zu machen. Auch der schmeckte wunderbar.

»Sagen Sie, macht es Ihnen nichts aus, mit Yuki zusammen zu sein?« Ame nahm die Konversation wieder auf.

»Wie meinen Sie das?«, fragte ich zurück, denn ich verstand nicht, worauf sie hinauswollte.

»Na ja, wegen der Musik. Dieser laute Rock. Ist das nicht eine Tortur für Sie?«

»Eigentlich nicht«, erwiderte ich.

»Wenn ich dieses Zeug länger als dreißig Sekunden hören muss, kriege ich Kopfschmerzen. Ich bin mit Yuki gern zusammen, aber diese Musik ist nicht zum Aushalten.« Dabei presste sie ihre Zeigefinger gegen die Schläfen. »Ich kann eigentlich nur Barockmusik, bestimmte Arten von Jazz und Ethno-Musik ertragen. Musik, die mich beruhigt. Das mag ich. Ich mag auch Gedichte. Harmonie und Ruhe.«

Sie zündete sich eine weitere Zigarette an, nahm einen Zug und legte sie gleich wieder in den Aschenbecher. Ich war mir sicher, sie würde sie vergessen, und das tat sie auch. Ein Wunder, dass sie bisher noch nicht das Haus in Brand gesetzt hatte. Langsam begann ich zu begreifen, was Makimura gemeint hatte, als er sagte, Ame hätte sein Leben und sein Talent ausgelaugt. Ame gab nichts, sie nahm nur. Sie beutete ihre Umgebung aus, um sich zu erhalten. Und alle um sie herum gaben immer. Ihr Talent manifestierte sich in einer mächtigen Saugkraft. Und sie hielt das für ihr selbstverständliches Privileg. *Harmonie und Ruhe.* Damit sie das bekam, mussten alle ihr zu Diensten sein. Was geht mich das an, hätte ich am liebsten aufgeschrien. Ich mache hier schließlich Ferien. Danach werde ich

wieder Schnee schaufeln. Dieser ganze idiotische Quatsch wird sich dann ganz von selbst in Wohlgefallen auflösen. Ich habe gegenüber ihrem brillanten Talent absolut nichts vorzuweisen. Und selbst wenn, würde ich es nur für mich nützen. Ich bin doch bloß durch die Wirren des Schicksals vorübergehend hierher - an diesen absurden Ort - getrieben worden. Am liebsten hätte ich es lauthals herausgebrüllt. Aber vermutlich hätte mich sowieso niemand gehört. In diesem wunderlichen Clan zählte ich zur dienenden Klasse.

Die Wolke am Horizont hatte sich, ohne ihre Form zu verändern, leicht gehoben. Wenn man dort am Himmel eine Bambusstange aus einem Boot strecken würde, könnte man sie vermutlich angeln. Der gigantische Schädel eines gigantischen Neandertalers. Aus irgendeiner geschichtlichen Kluft aus dem Luftraum über Honolulu gefallen. Vielleicht gehöre ich der gleichen Spezies an, teilte ich der Wolke mit.

Als Ame ihr Sandwich verzehrt hatte, ging sie noch einmal zu Yuki hinüber und fuhr ihr mit den Fingern durchs Haar. Ihre Tochter blickte ausdruckslos auf die Kaffeebecher, die auf dem Tisch standen. »Was für schönes Haar«, sagte Ame. »Solche Haare hätte ich auch gern. Glänzend und seidig glatt. Meine Haare sind immer zottelig, da hilft nichts. Nicht wahr, meine Prinzessin?« Dann presste sie wieder ihre Nasenspitze gegen Yukis Schläfe.

Dick North räumte das Geschirr ab und legte Kammermusik von Mozart auf. »Möchten Sie noch ein Bier?«, fragte er mich. Ich lehnte dankend ab.

»Dick, ich habe etwas Familiäres mit Yuki zu besprechen«, sagte Ame etwas spitz. »Hörst du? Ein persönliches Gespräch zwischen Mutter und Tochter. Zeig ihm doch inzwischen den Strand. Ich nehme an, eine Stunde reicht uns.«

»Kein Problem«, sagte Dick und erhob sich. Ich stand ebenfalls auf. Er gab Ame einen sanften Kuss auf die Stirn und stattete sich mit einer weißen Leinenkappe und einer grünen Ray-Ban-Sonnenbrille aus. »Bis bald. Unterhaltet euch gut.« Dann nahm er mich am Arm und sagte: »Gehen wir. Der Strand hier ist großartig.«

Yuki zog leicht die Schultern ein und warf mir einen leeren Blick zu. Ame steckte sich gerade eine dritte Salem an. Wir ließen Mutter und Tochter allein und traten in die Nachmittagssonne hinaus.

Als ich uns in dem Lancer zum Strand fuhr, meinte Dick, mit einer Prothese wäre Autofahren für ihn kein Problem, aber er ziehe es vor, keine zu tragen.

»Das ist so unnatürlich«, erklärte er. »Es würde mich nur nervös machen. Eine Prothese mag praktisch sein, aber sie bleibt nun einmal ein Fremdkörper, etwas, das nicht zu mir gehört. Ich versuche, mein Leben einarmig zu bewältigen. So bin ich vielleicht ein bisschen eingeschränkt, aber ich komme mit meinem eigenen Körper zurecht.«

»Wie machen Sie das eigentlich beim Brotschneiden?«, wagte ich zu fragen.

»Brotschneiden?« Er dachte einen Moment nach, als begreife er meine Frage gar nicht. Dann dämmerte es ihm. »Ach so, das. Na klar, eine berechtigte Frage aus Ihrer Sicht. Ganz einfach. Ich schneide es natürlich mit einer Hand, aber ich halte das Messer nicht in der üblichen Weise. Das würde nicht klappen. Der Trick ist, das Brot mit dem Finger zu fixieren, während man schneidet. Das geht dann ruckzuck - so.« Er versuchte es mir zu demonstrieren, aber ich konnte mir immer noch nicht vorstellen, wie das gehen sollte. Noch dazu, wo seine Scheiben viel sauberer geschnitten waren als die von zweiarmigen Menschen.

»Es klappt vorzüglich«, sagte er lachend, als er mein ungläubiges Gesicht sah. »Die meisten Dinge lassen sich mit einer Hand bewältigen. Ich kann zwar nicht klatschen, dafür aber Liegestütze. Auch am Reck turnen. Alles reine Übungssache. Was haben Sie angenommen, wie ich Brot schneide?«

»Vielleicht mit einem Fuß oder so ...«

»Wie pfiffig! Ich sollte ein Gedicht darüber schreiben. Ein Gedicht über einen einarmigen Poeten, der mit Hilfe eines Fußes Sandwiches zubereitet. Sehr pfiffig.«

Ich wusste nicht, ob ich ihm beipflichten sollte.

Wir fuhren ein Stück die Küstenstraße entlang und hielten an, um einen Sechserpack Bier zu kaufen, den er unbedingt bezahlen wollte. Dann gingen wir zu einem etwas abgelegenen Strand, machten es uns bequem und tranken ein Bier nach dem anderen. Es machte mich überhaupt nicht betrunken, vielleicht weil es so heiß war.

Der Strand war ganz untypisch für Hawaii. Unansehnliche niedrige Büsche, holpriger Strand, aber immerhin weitab von den Touristen. Ein Stück weiter parkten ein paar Laster, und einheimische Familien planschten im Wasser. Vielleicht ein Dutzend hiesiger Surfer waren in der Brandung. Die Schädelwolke hing immer noch wie angenagelt am Himmel, und Scharen von Möwen kreisten in der Luft. Es sah aus wie der Strudel einer rotierenden Waschmaschine. Wir schauten gedankenverloren aufs Meer und tranken Bier. Das Gespräch tröpfelte dahin. Dick erzählte, wie sehr er Ame bewundere. Sie sei eine wahre Künstlerin. Wenn von ihr die Rede war, glitt er immer mehr ins Englische hinüber, da er seine Gefühle auf Japanisch nicht so gut ausdrücken konnte.

»Seit ich sie kennen gelernt habe, hat sich meine innere Einstellung zur Lyrik stark verändert. Ihre Fotografien - wie soll ich sagen - entblößen gewissermaßen die Dichtkunst. Wofür unsereins nach Worten sucht, stellen ihre Bilder augenblicklich dar. Verkörperungen. Aus der dünnen Luft, aus dem Licht, den Zeitintervallen kann sie etwas heraufbeschwören. Die Seelenlandschaften im tiefsten Inneren der Menschen treten in ihren Bildern zum Vorschein. Verstehen Sie, was ich meine?«

So ungefähr, sagte ich.

»Manchmal erschrecke ich, wenn ich ihre Fotos betrachte. Ich spüre dann, wie gefährdet meine Existenz ist. So überwältigend sind sie. Sagt Ihnen das Wort *dissilient* etwas?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wie könnte man das auf Japanisch beschreiben? So wie wenn etwas zerspringt oder zerplatzt. *Peng!* Plötzlich und unerwartet zerspringt die Welt. Dinge wie Zeit oder Licht zerplatzen - bersten. Augenblicklich. Sie ist

ein Genie. Ganz anders als Sie und ich. Aber entschuldigen Sie, ich weiß ja gar nichts über Sie.«

Ich schüttelte den Kopf. »Schon in Ordnung. Ich verstehe schon, was Sie meinen.«

»Genies sind sehr rar. Solchen Spitzenbegabungen begegnet man selten. Es ist schon ein Glücksfall, wenn man ein Genie erlebt, es mit eigenen Augen sehen kann. Und doch ...« Er hielt inne und machte eine hilflose Geste, wenn auch nur mit einem Arm. »In gewissem Sinne kann es eine sehr schmerzliche Erfahrung sein. Manchmal versetzt es meinem Ego einen Stich.«

Während ich ihm zuhörte, betrachtete ich die Wolke über dem Horizont. In dieser Bucht herrschte eine wilde Brandung, die Wellen brachen sich tosend am Strand. Ich grub die Finger in den heißen Sand, nahm eine Hand voll auf und ließ ihn herabrieseln. Immer und immer wieder. Die Surfer passten die Wellen ab, und wenn sie an den Strand geworfen wurden, paddelten sie wieder aufs Meer hinaus.

»Aber selbst dann«, fuhr Dick fort, »das heißt, obwohl mein Ego leidet, bin ich von ihrer Begabung fasziniert. Ich liebe sie umso mehr.« Dann schnippte er mit den Fingern. »Es ist, als würde man in einen mächtigen Strudel hineingezogen. Wissen Sie, ich bin verheiratet. Mit einer Japanerin. Wir haben ein Kind. Ich liebe meine Frau. Wirklich. Auch jetzt noch. Aber als ich Ame begegnet bin, fühlte ich mich sofort zu ihr hingezogen. Als wäre ich in einen Strudel geraten. Ich konnte nichts dagegen tun. Ich wusste es sofort. So etwas geschieht einem nur einmal im Leben. Eine solche Begegnung ist einzigartig. Mir war klar, wenn ich mit ihr ginge, würde ich es irgendwann bereuen, aber es nicht zu tun, würde die Bedeutung meiner Existenz schmälern. Haben Sie schon einmal ein solches Gefühl erlebt?«

»Ich glaube nicht«, erwiderte ich.

»Seltsam«, fuhr er fort. »Ich habe so hart dafür gekämpft, mir ein ruhiges, sicheres Leben aufzubauen. Eine Frau, ein Kind, ein nettes Häuschen und mein Beruf. Ich habe keine Unsummen verdient, aber es war eine sinnvolle Arbeit. Ich habe Gedichte geschrieben und übersetzt. Für mich war es ein

gelungenes Leben. Ich habe im Krieg einen Arm verloren, aber ich denke, ich habe den Verlust wettgemacht. Wie viel Zeit und Mühe es mich gekostet hat, meinen Seelenfrieden zu finden! Ein dorniger Weg, aber ich habe es geschafft. Und dann ...« Er hob die Hand und machte eine Wischbewegung. »In einem Augenblick war alles dahin. Zack und weg. Ich habe alles aufgegeben. Mein Zuhause in Japan, und auch in Amerika gehöre ich nirgendwo mehr hin. Ich bin zu lange fort gewesen.«

Ich hätte ihm gern ein paar tröstende Wort gesagt, aber mir fielen keine ein. Ich schaufelte weiterhin Sand und ließ ihn durch die Finger rieseln. Dick stand auf, lief ein paar Meter zu einem Busch, uni zu pinkeln, und kam dann langsam zurückgetrottet.

»Beichtstunde«, sagte er lachend. »Ich musste es einfach mal loswerden. Wie denken Sie darüber?«

Was sollte ich darauf antworten? Wir sind beide über dreißig, also reife Erwachsene. Man sucht sich selber aus, mit wem man schläft, und ob nun Strudel, Tornado oder Sandsturm, die Wahl, dieses oder jenes zu tun, trifft man ganz und gar selbst. Auf mich machte dieser Dick North einen guten Eindruck. Ich bewunderte ihn dafür, wie er trotz seiner Behinderung alle möglichen Schwierigkeiten meisterte. Aber diese Schwierigkeit hatte wahrscheinlich tiefere Gründe.

»Erstens bin ich kein künstlerisch begabter Mensch«, sagte ich. »Daher kann ich nicht ermessen, was es bedeutet, zu jemandem eine Beziehung zu haben, die von der Kunst inspiriert ist. Das übersteigt meine Vorstellungskraft.«

Leicht betrübt schaute Dick aufs Meer hinaus. Er schien noch etwas sagen zu wollen, schwieg dann aber. Ich schloss die Augen. Ich wollte sie eigentlich nur kurz schließen, aber ich döste ein. Das Bier hatte mich wahrscheinlich doch müde gemacht. Als ich wieder aufwachte, war der Baumschatten gewandert und fiel auf mein Gesicht. Von der Hitze war ich ganz benommen. Meine Uhr zeigte halb drei. Ich schüttelte den Kopf und setzte mich auf. Ich sah Dick North am Ufer mit einem Hund spielen. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich mitten im Gespräch eingenickt war

und ihn damit vielleicht verletzt hatte.

Aber was hätte ich sagen sollen?

Ich schaufelte wieder Sand und sah zu, wie er mit dem Hund herumtollte. Der Poet hatte seinen einen Arm um den Nacken des Hundes gelegt. Die Wellen brachen sich geräuschvoll am Ufer und zogen sich mit einem kräftigen Sog zurück. Die weiße Gischt schimmerte gleißend. War ich zu kaltherzig? Natürlich konnte ich seine Gefühle nachvollziehen. Egal ob einarmig oder unversehrt, Dichter oder nicht, wir leben in einer harten, unerbittlichen Welt. Wir alle haben im Leben mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber wir sind erwachsen und haben es immerhin so weit gebracht. Zumindest bei der ersten Begegnung sollte man seinem Gegenüber keine so heiklen Fragen stellen. Das gehört sich einfach nicht. *Bin ich zu kalt?* Ich schüttelte den Kopf, was natürlich auch keine Lösung brachte.

Wir fuhren zum Haus zurück. Als Dick läutete, öffnete uns Yuki mit zutiefst gelangweilter Miene. Ame saß mit einer Zigarette im Mund im Schneidersitz auf dem Sofa und starrte ins Leere, als wäre sie in Meditation versunken. Dick ging zu ihr und küsste sie auch diesmal auf die Stirn.

»Ist euer Gespräch zu Ende?«, erkundigte er sich.

»Mhm«, sagte sie, die Zigarette im Mund. Sollte wohl »ja« heißen.

»Wir haben währenddessen am Strand gefaulenzt und, den Horizont vor Augen, ein paar Strahlen eingefangen«, berichtete Dick.

»Wir können langsam aufbrechen«, sagte Yuki tonlos.

Ganz meine Meinung. Es war Zeit, wieder in die reale Welt zurückzukehren, in den realen Touristentrubel von Honolulu.

Ame erhob sich. »Kommen Sie uns mal wieder besuchen. Ich würde mich freuen, Sie wiederzusehen«, sagte sie. Dann ging sie zu ihrer Tochter und strich ihr sanft über die Wange. Ich dankte Dick North für seine Gastfreundschaft, worauf er lächelnd sagte: »Keine Ursache.«

Nachdem ich Yuki hatte einsteigen lassen, nahm mich Ame am Ellbogen und zog mich ein Stück beiseite. »Ich möchte kurz etwas mit Ihnen besprechen«, erklärte sie. Wir gingen ein Stück weiter zu einem kleinen

Spielplatz. Ame lehnte sich gegen das schlichte Klettergerüst und steckte sich eine Zigarette in den Mund, die sie träge, als wäre ihr alles zu viel, mit einem Streichholz anzündete.

»Sie sind ein anständiger Mensch, das habe ich sofort gespürt«, sagte sie. »Darum habe ich eine Bitte an Sie. Ich möchte, dass Sie das Kind so oft wie möglich hierher bringen. Ich liebe meine Tochter, im Ernst. Ich will sie öfter sehen. Verstehen Sie? Mit ihr reden. Ich möchte mit ihr Freundschaft schließen. Ich glaube, wir könnten gute Freunde werden. Über das Mutter-Tochter-Verhältnis hinaus. Solange sie hier ist, habe ich die Möglichkeit, mich mehr mit ihr zu unterhalten.«

Ame schaute mich erwartungsvoll an.

Ich wusste nicht recht, was ich darauf antworten sollte, aber ich musste schließlich etwas sagen. »Das ist eine Sache zwischen Ihnen und Ihrer Tochter.«

»Natürlich«, erwiderte sie.

»Wenn Yuki Sie also treffen möchte, bin ich gern bereit, sie herzubringen«, fuhr ich fort. »Oder wenn Sie, als ihre Mutter, mir auftragen, Yuki hierher zu bringen, dann tue ich es ebenfalls. Aber sonst kann ich nichts dazu sagen. Eine Freundschaft ist eine freiwillige Angelegenheit und bedarf keiner Vermittlung durch Dritte. Soweit ich weiß.«

Ame wirkte nachdenklich.

»Sie sagen, Sie möchten mit ihr Freundschaft schließen«, setzte ich hinzu. »Dagegen ist nichts einzuwenden. Aber, wenn ich ehrlich sein darf, sollten Sie zuerst einmal eine Mutter für sie sein, ob es Ihnen gefällt oder nicht. Sie ist doch erst dreizehn. In dem Alter braucht sie vor allem eine Mutter. Ein Wesen, das sie in finsterer, bitterer Nacht bedingungslos in die Arme nimmt. Mag sein, dass es mir als Außenstehendem nicht zukommt, mich einzumischen. Aber was Yuki braucht, ist keine Gelegenheitsfreundschaft, sondern ein Milieu, in dem sie sich ganz und gar geborgen fühlen kann. Darüber sollten Sie sich im Klaren sein.«

»Sie verstehen mich nicht«, sagte Ame.

»Allerdings. Ich verstehe es wirklich nicht«, erwiderte ich. »Verzeihen Sie,

aber Yuki ist noch ein Kind, und sie ist verletzt. Jemand muss sie beschützen. Es macht viel Mühe, aber jemand muss es tun. Das verstehe ich unter Verantwortung. Begreifen Sie das nicht?«

Natürlich begriff sie nichts.

»Ich habe ja nicht gesagt, Sie sollen sie jeden Tag herbringen«, entgegnete sie. »Nur wenn Yuki es wirklich will. Ich werde sie außerdem regelmäßig anrufen. Wissen Sie, ich möchte mein Kind nicht verlieren. So wie es jetzt läuft, habe ich das Gefühl, sie wird sich, je mehr sie heranwächst, immer weiter von mir entfernen. Was ich mir wünsche, ist eine seelische Verbindung. Ein Band. Ich gebe zu, ich bin wahrscheinlich keine gute Mutter gewesen. Es gab so viele andere Dinge, die ich tun musste, ehe ich Mutter sein konnte. Es ging einfach nicht anders. Das Kind weiß das. Deshalb wünsche ich mir ja auch eine Beziehung, die über unser Mutter-Tochter-Verhältnis hinausgeht. Wenn man so will, eine Blutsfreundschaft.«

Ich seufzte und schüttelte den Kopf, was natürlich auch keine Lösung brachte.

Auf der Rückfahrt hörten wir nur Musik und sprachen kein Wort. Hin und wieder pfiff ich leise mit, aber sonst herrschte Schweigen. Yuki starrte die ganze Zeit mit abgewandtem Gesicht aus dem Fenster, und auch ich hatte nichts zu sagen. Etwa fünfzehn Minuten fuhr ich so weiter. Dann merkte ich, dass sich in meinem Kopf eine Vorahnung zusammenbraute, geschwind wie ein lautloses Geschoss mit der klein geschriebenen Warnung: *Halte besser irgendwo an.*

Also tat ich genau das und fuhr auf einen Parkplatz am Strand. Ich fragte Yuki, ob sie sich nicht wohl fühle. »Ist wirklich alles in Ordnung? Willst du etwas trinken?« Yuki schwieg beharrlich. Ein suggestives Schweigen. Ohne noch etwas zu sagen, behielt ich im Auge, worauf diese Andeutung hinauslief. Mit den Jahren lernt man, ein Anzeichen zu deuten. Man lernt abzuwarten, bis es eine konkrete Gestalt annimmt. Zu warten, bis die Farbe getrocknet ist.

Zwei Mädchen in haargenau den gleichen knappen schwarzen

Badeanzügen schlenderten nebeneinander unter den Palmen entlang, geschmeidig wie Katzen, die auf einem Zaun balancieren. Sie liefen barfuß, und ihre Schwimmbekleidung sah aus wie eine wilde Patchwork-Kreation aus Minitaschentüchern, die ein starker Windstoß sofort wegpusten würde. Von den beiden Mädchen ging etwas alptraumhaft Surreales, Unwirkliches aus, während sie langsam von links nach rechts mein Blickfeld kreuzten und dann verschwanden.

Bruce Springsteen sang *Hungry Heart.* Ein schöner Song. Die Welt ist noch nicht ganz verloren. Der DJ fand den Song ebenfalls gut. Ich kaute an den Nägeln und schaute zum Himmel empor. Die Schädelwolke hing noch immer da, schicksalsschwer. Hawaii. Am Rande der Welt. Eine Mutter wünscht sich ihre Tochter zur Freundin. Die Tochter aber braucht viel mehr eine Mutter als eine Freundin. Sie verfehlen sich. Sie kann nirgendwo hin. Die Mutter hat einen Geliebten. Einen einarmigen, heimatlosen Dichter. Auch der Vater hat einen Geliebten. Einen schwulen Assistenten namens Freitag. Die Tochter kann nirgendwo hin.

Zehn Minuten später legte Yuki ihren Kopf an meine Schulter und begann zu weinen. Erst leise, dann brach sie in lautes Schluchzen aus. Die Hände artig auf den Knien, ihr Gesicht an meiner Schulter vergraben, weinte sie. *Ich kann dich gut verstehen. Kein Wunder. An deiner Stelle würde ich auch weinen.* Ich hatte den Arm um sie gelegt und ließ sie einfach weinen. Der Ärmel meines Hemdes war schon ganz durchgeweicht. Sie schluchzte und schluchzte. Ihre Schultern bebten heftig, und ich hielt beschützend den Arm um sie und schwieg.

Zwei Polizisten mit Sonnenbrillen und blitzenden Revolvern überquerten den Parkplatz. Ein deutscher Schäferhund streunte lechzend durch die Gegend und verschwand irgendwo. Palmwedel raschelten. Ein Hüne von einem Samoaner stieg aus einem Ford-Lieferwagen und lief mit einem hübschen Mädchen zum Strand. Im Radio lief die J. Geils Band mit dem alten Hit *Dance Paradise.*

Nach dem ausgiebigen Weinkrampf schien sich Yuki langsam wieder zu beruhigen.

»Nenn mich nie wieder Prinzessin, hörst du?«, sagte sie, das Gesicht immer noch an meiner Schulter.

»Habe ich das getan?«, fragte ich.

»Ja, hast du.«

»Ich erinnere mich gar nicht.«

»In der Nacht auf dem Rückweg von Tsujidô. Sag das nie wieder.«

»Versprochen. Ich schwöre bei Boy George und Duran Duran, dass ich dich nie wieder so nennen werde.«

»Mama sagt das nämlich immer zu mir, Prinzessin.« »Versprochen.«

»Sie verletzt mich immer wieder, ohne es zu wissen. Und sie liebt mich. Das tut sie doch?«

»Ja, das tut sie.«

»Was soll ich bloß machen?«

»Erwachsen werden.«

»Ich will aber nicht.«

»Dir wird nichts anderes übrig bleiben«, sagte ich. »Jeder muss das, ob man nun will oder nicht. Man wird älter und stirbt irgendwann mit seinen ungelösten Problemen. Das ist nun mal so. Früher wie heute. Du bist nicht die Einzige.«

Sie hob den Kopf und schaute mich mit verheultem Gesicht an. »Du verstehst es kein bisschen, andere Menschen zu trösten.« »Ich habe dich doch getröstet.«

»Das ging aber voll daneben«, sagte sie und schob meinen Arm weg. Sie kramte ein Taschentuch hervor und putzte sich die Nase.

»Also dann«, sagte ich pragmatisch und fuhr vom Parkplatz herunter. »Wenn wir zurückkommen, gehen wir erst mal schwimmen, und dann mach ich uns ein gutes Abendessen.«

Wir waren etwa eine Stunde im Wasser. Yuki erwies sich als exzellente Schwimmerin. Wir schwammen hinaus, tauchten und tollten herum. Nachdem wir geduscht hatten, gingen wir zum Supermarkt und kauften für das Abendessen ein. Ich grillte die Steaks mit Zwiebeln und Sojasauce und

machte einen Salat. Dazu gab es Miso-Suppe mit Tofu und Schalotten. Es wurde ein behagliches Mahl. Ich trank kalifornischen Wein, und Yuki trank auch ein halbes Glas davon.

»Du kannst sehr gut kochen«, lobte sie mich.

»Nein, das stimmt nicht. Ich koche mit Liebe. Das macht einen gewaltigen Unterschied. Es ist eine Frage der Einstellung. Wenn man wirklich bereit ist, sich einer Sache mit ganzem Herzen zu widmen, dann meistert man sie auch bis zu einem gewissen Grad. So kann man sich ein angenehmes Leben schaffen.«

»Mehr nicht'?«

»Der Rest ist Glückssache.«

»Du hast die Gabe, einen richtig runterzuziehen. Nennst du das erwachsen sein?«, sagte Yuki resigniert.

Nachdem das Geschirr gespült war, machten wir einen Bummel auf der belebten Kalakaua Avenue, wo gerade die Lichter angingen. Wir begutachteten das Warenangebot einiger skurriler Läden, beobachteten andere Passanten und machten einen Abstecher in die überfüllte Strandbar des Royal Hawaiian Hotel. Ich trank meine obligatorische Piña Colada und Yuki einen Fruchtsaft. Mir fiel Dick North ein, der solch einen abendlichen Trubel verabscheuen würde. Mich störte das alles kaum.

»Was hältst du von meiner Mutter?«, fragte mich Yuki.

»Ich weiß nicht so genau. Nach der ersten Begegnung kann ich das schwer sagen«, erwiderte ich nach kurzem Nachdenken. »Es dauert bei mir immer eine Weile, bis ich alles berücksichtigt habe und mir ein Urteil bilden kann. Ich bin nämlich leider nicht besonders schlau.«

»Aber du hast dich ein bisschen über sie geärgert, oder?« »Meinst du?«

»Doch, man hat's dir deutlich angesehen«, sagte Yuki.

»Na ja, kann schon sein«, räumte ich ein. Ich nahm einen Schluck von meinem Cocktail und schaute aufs Meer hinaus. »Ich glaube, du hast Recht. Ich habe mich etwas geärgert.« »Über was denn?«

»Darüber, dass keiner von den Menschen, die sich um dich kümmern müssten, ernsthaft Verantwortung übernehmen will. Aber mir steht es nicht

zu, mich darüber aufzuregen. Außerdem nützt es sowieso nichts.«

Yuki knabberte an ihrer Brezel. »Ich nehme an, keiner weiß, was zu tun ist. Sie wollen etwas tun, wissen aber nicht, wie und was.«

»Vermutlich hast du Recht. Anscheinend weiß es wirklich keiner.«

»Du denn?«

»Ich warte, bis ein Anzeichen konkrete Gestalt annimmt, und dann kann ich etwas unternehmen.«

Yuki zupfte am Ausschnitt ihres T-Shirts herum und dachte darüber nach. »Was heißt das?«, fragte sie.

»Man muss einfach abwarten«, erklärte ich. »Geduld haben und warten, bis der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Einfach nur den Fluss der Ereignisse beobachten, ohne gewaltsam einzugreifen. Man sollte sich bemühen, die Dinge gleichmütiger und objektiver zu betrachten. Dann ergibt sich alles von selbst. Die meisten Leute sind einfach zu beschäftigt. Zu talentiert, und ihre Terminkalender sind zu voll. Sie sind zu sehr mit sich selbst befasst, um ernsthaft darüber nachzudenken, was fair wäre.«

Yuki stützte einen Ellbogen auf und wischte die Brotkrümel vom rosafarbenen Tischtuch. Am Nebentisch saß ein amerikanisches Rentnerpaar - er im Aloha-Hemd und sie im gleich gemusterten Muumuu. Beide süffelten sie an einem quietschbunten Tropical Cocktail in einem Riesenglas. Sie sahen sehr glücklich aus. In dem mit Gaslicht-Fackeln beleuchteten Innenhof des Hotels spielte eine Frau im gleichen Muumuu-Gewand elektrisches Klavier und sang dazu *Song For You,* allerdings nicht sehr gut. Als das Lied zu Ende war, klatschten einige Leute. Yuki nahm einen Schluck von meiner Piña Colada.

»Mmm, lecker«, sagte sie.

»Zwei Stimmen für lecker«, sagte ich. »Antrag angenommen.«

Yuki starrte mich fassungslos an. »Aus dir werde ich nicht schlau. In einem Moment bist du Mister Cool persönlich, und im nächsten flippst du schon wieder aus.«

»Ungewöhnlich zu sein heißt eben, zugleich ausgeflippt zu sein. Kümmere dich nicht weiter darum«, erklärte ich ihr und bestellte eine zweite Piña

Colada bei einer beängstigend freundlichen Kellnerin. Powackelnd brachte sie den neuen Drink und grinste wie die Cheshire-Katze aus *Alice im Wunderland,* als sie ihn auf die Rechnung schrieb.

»Also sag, was soll ich machen?«, fragte Yuki.

»Deine Mutter möchte mehr Kontakt zu dir haben«, sagte ich. »Näheres kann ich dir auch nicht sagen. Es ist ja nicht meine Familie, und sie ist schon ein wenig exzentrisch. Aber wie ich sie verstanden habe, möchte sie aus dem konfliktgeladenen Mutter-Tochter-Verhältnis raus und eine freundschaftliche Beziehung zu dir haben.«

»Man kann doch nicht einfach mir nichts dir nichts mit jemandem Freundschaft schließen.«

»Ganz meine Meinung. Zwei Stimmen für schwierig«, sagte ich.

Yuki stützte sich auf den Tisch und blickte mich gedankenverloren an. »Und wie denkst du darüber? Über Mamas Idee?«

»Wie ich denke, ist unwichtig, entscheidend ist, *wie du darüber denkst.* Das versteht sich doch von selbst. Du könntest ihren Vorschlag für eine Zumutung halten oder für eine konstruktive Idee, über die sich nachzudenken lohnt. Es liegt ganz bei dir. Denk in Ruhe darüber nach, dann wird sich schon eine Lösung finden.«

Yuki stützte ihr Kinn auf die Hände und nickte. An der Theke lachte jemand schallend. Die junge Pianistin setzte sich wieder ans Klavier und fing an, Blue Hawaii zu spielen. *The night is young and so are we ...*

»Es lief ziemlich schlimm zwischen uns«, erzählte Yuki. »Vor der Reise nach Sapporo war es ganz schrecklich. Ständig haben wir uns wegen der Schule in den Haaren gelegen. Grauenvoll. Wir haben kaum miteinander geredet. Ich habe mich geweigert, sie zu sehen. So ging das immer weiter. Sie kann keinen vernünftigen Gedanken fassen. Sie spricht aus, was ihr gerade in den Sinn kommt, und etwas später hat sie es schon wieder vergessen. Sie meint es zwar ernst in dem Moment, kann sich aber danach an nichts mehr erinnern. Und dann meldet sich plötzlich aus heiterem Himmel ihr Gewissen als Mutter. Das geht mir höllisch auf die Nerven.«

»Aber ...«, versuchte ich einzuwenden.

»Dabei ist sie wirklich außergewöhnlich begabt. Als Mutter taugt sie überhaupt nichts, und trotzdem interessiert sie mich, obwohl sie so chaotisch ist. Ganz anders als Papa. Ich weiß nur nicht warum. Jetzt will sie plötzlich, dass wir Freundinnen werden. Aber den Kräften nach stehen wir auf ganz unterschiedlichen Stufen. Sie ist erwachsen und hat eine überwältigende Power, und ich bin noch ein Kind. Das erkennt doch jeder, oder? Nur Mama kapiert das nicht. Sie will, dass wir Freundinnen werden, aber je mehr sie sich darum bemüht, desto mehr verletzt sie mich, ohne es zu merken. In Sapporo war das genauso. Sie hat versucht, mir näher zu kommen, und ich habe es meinerseits auch versucht. Ich habe mich wirklich bemüht. Aber da war sie schon wieder ganz woanders mit ihren Gedanken. Und wenn sie den Kopf voll hat, blendet sie mich einfach aus. Sie ist unglaublich launenhaft.« Yuki warf die angeknabberte Brezel in den Sand. »Sie hat mich nach Sapporo mitgenommen, aber dann einfach vergessen und ist nach Katmandu weitergereist. Erst drei Tage später fiel ihr ein, dass sie mich im Stich gelassen hatte. Ob das nun mit der Kunst oder der Liebe zusammenhängt, wie kann sie mir so was antun? Sie ahnt gar nicht, wie sehr sie mich damit verletzt. Ich habe Mama gern, glaube ich zumindest. Und ich fände es schön, wenn wir befreundet wären, aber ich möchte nicht noch einmal so von ihr an der Nase herumgeführt werden. Je nach Laune hin und her geschoben zu werden, habe ich satt.«

»Es stimmt alles, was du sagst«, erwiderte ich. »Alles ist völlig nachvollziehbar.«

»Aber nicht für Mama. Sie würde wieder mal nur Bahnhof verstehen.«

»Das glaube ich auch.«

»Deshalb bin ich so gereizt.«

»Verstehe ich gut. Wir Erwachsenen greifen dann zum Alkohol.«

Yuki schnappte sich meine Piña Colada und stürzte das halbe Glas hinunter. Gar nicht so wenig, denn das Glas hatte die Größe eines Goldfischbassins. Ein wenig später sah sie mich mit glasigen Augen an.

»Ich fühl mich ein bisschen komisch«, sagte sie. »Mir ist so warm, und ich bin müde.«

»Dann ist doch alles okay. Ist dir schlecht?«

»Überhaupt nicht. Ich fühle mich wohl.«

»Na bitte. Es war ein langer Tag. Ob man nun dreizehn oder vierunddreißig ist, man hat doch ein Recht darauf, sich am Ende noch ein bisschen wohl zu fühlen.«

Ich zahlte, hakte Yuki unter und kehrte mit ihr zum Hotel zurück. Dort schloss ich ihre Zimmertür auf. »Also«, sagte Yuki.

»Ja?«

»Gute Nacht«, wünschte sie mir.

Es folgte ein weiterer glanzvoller Ferientag. Nach dem Frühstück zogen wir Badesachen an, und da Yuki den Wunsch geäußert hatte, surfen zu lernen, liehen wir uns zwei Surfbretter und gingen damit zum Sheraton Beach. Ein Freund hatte mir einmal ein paar Anfängertechniken gezeigt, und die versuchte ich jetzt Yuki beizubringen. Sie begriff schnell, ihr Körper war geschmeidig, und sie bewies ein gutes Gespür fürs Timing. Nach einer halben Stunde verstand sie es besser als ich, auf den Wellen zu reiten. Es mache ihr großen Spaß, sagte sie.

Nach dem Lunch ging ich mit ihr zu einem Surfshop am Einkaufszentrum Ala Moana und kaufte uns zwei gebrauchte Boards. Der Verkäufer erkundigte sich nach unserem Körpergewicht und suchte dann die passenden Bretter heraus. »Seid ihr Geschwister?«, fragte er uns. Der Einfachheit halber sagte ich ja, ganz erleichtert, dass wir nicht für Vater und Tochter gehalten wurden.

Um zwei waren wir wieder am Strand und faulenzten. Sonnen, schwimmen, dösen, Radio hören, schmökern, Leute beobachten, dem Rascheln der Palmen lauschen. Die Sonne bewegte sich langsam auf ihrer vorgeschriebenen Bahn. Als es zu dämmern begann, gingen wir ins Hotel zurück, duschten, aßen Spaghetti und Salat und sahen uns dann im Kino einen Spielberg-Film an. Danach schlenderten wir ein bisschen umher und landeten schließlich in der Halekulani-Pool-Bar, wo ich meine geliebte Piña Colada bestellte und Yuki Fruchtsaft.

»Darf ich wieder einen Schluck davon haben?«, fragte sie und deutete auf

meinen Cocktail. »Bitte«, sagte ich und schob ihr das Glas hin. Sie sog mit dem Strohhalm etwa zwei Zentimeter weg. »Mmm, ist das lecker«, sagte sie. »Schmeckt ein bisschen anders als gestern.«

Ich bestellte eine weitere Piña Colada, die ich ihr dann ganz überließ.

»Die kannst du austrinken. Wenn du mich jeden Abend begleitest, bist du in einer Woche die beste Piña-Colada-Expertin aller japanischen Mittelschüler.«

Am Pool spielte eine Tanzmusikband *Frenesi.* Ein alter Klarinettist blies ein langes, herrliches Solo, eine Reminiszenz an Artie Shaw, und ein Dutzend Rentnerpaare in Abendkleidung tanzte dazu. Ihre von der Poolbeleuchtung angestrahlten Gesichter wirkten chimärenhaft. Sie sahen glücklich aus. An ihrem Lebensabend waren sie endlich nach Hawaii gelangt. Anmutig glitten sie dahin, mit akkuraten, pflichtgetreuen Schritten. Die Männer tanzten mit straffem Rücken und eingezogenem Kinn, die Frauen drehten sich beschwingt in langen, wehenden Abendroben. Fasziniert beobachteten wir die Paare, ihr Anblick stimmte mich merkwürdigerweise ganz ruhig, vielleicht weil ihre Gesichter so selig wirkten. Die Band wechselte zu *Moon Glow* über, und die Paare tanzten nun Wange an Wange.

»Ich bin schon wieder müde«, sagte Yuki.

Diesmal ging sie ohne meine Unterstützung zum Hotel zurück. Sie machte Fortschritte.

Als ich wieder in meinem Zimmer war, setzte ich mich mit einer Flasche Wein vor den Fernseher und schaute mir den Western *Hang 'Ein High* an. Schon wieder Clint Eastwood. Und immer noch kein Grinsen. Als ich beim dritten Glas angelangt war, wurde ich müde und verzichtete auf den Rest des Films. Vor dem Schlafengehen putzte ich mir noch die Zähne. Der Tag war vorbei. War es ein sinnvoller Tag gewesen? Konnte man nicht gerade sagen. Ging gerade noch so durch. Morgens hatte ich Yuki das Surfen beigebracht, dann hatten wir Bretter gekauft, ein Abendessen zu uns genommen, E. T. im Kino gesehen, in der Halekulani-Bar zwei Piña Colada

getrunken und den elegant tanzenden Senioren zugeschaut. Yuki war beschwipst, und ich brachte sie zum Hotel zurück. Ein typischer Tag auf Hawaii, weder gut noch schlecht. Auf jeden Fall war er zu Ende.

Dachte ich zumindest. Aber manchmal kommt es eben anders, als man denkt.

Ich zog mich bis auf T-Shirt und Unterhose aus und ging zu Bett. Etwa fünf Minuten, nachdem ich das Licht gelöscht hatte, klingelte es plötzlich an der Tür. Na großartig, dachte ich. Es war kurz vor zwölf. Ich schaltete die Nachttischlampe an, zog mir eine Hose über und ging zur Tür, Es hatte bereits zum dritten Mal geklingelt.

Vermutlich Yuki. Wer sollte sonst um die Uhrzeit etwas von mir wollen? Ich vergewisserte mich also gar nicht erst, wer draußen stand, und öffnete die Tür. Doch es war nicht Yuki, sondern eine unbekannte junge Frau.

»Hi«, grüßte sie.

»Hi«, grüßte ich automatisch zurück.

Sie schien eine Südostasiatin zu sein, Thailänderin oder Philippna oder Vietnamesin. Ich kannte mich in den feinen ethnischen Unterschieden nicht aus, aber sie musste aus der Ecke kommen. Eine hübsche Frau. Zierlich, dunkelhäutig, große Augen. Sie trug ein pinkfarbenes Satinkleid. Handtasche und Schuhe waren ebenfalls pink. Um ihr linkes Handgelenk war eine große rosa Schleife gebunden, die sie wie ein Geschenkpaket aussehen ließ. Ich wunderte mich über diesen sonderbaren Armschmuck. Sie legte die Hand an die Tür und lächelte mich an.

»Ich heiße June«, sagte sie auf Englisch mit leichtem Akzent. »Hi, June«, sagte ich.

»Darf ich reinkommen?«, fragte sie und deutete hinter mich. »Moment mal«, erwiderte ich hastig. »Sie haben sich wahrscheinlich an der Tür geirrt. Zu wem wollen Sie denn?«

»Hm, warten Sie ...« Sie kramte einen Zettel aus ihrer Tasche.

»Mister ...« Sie zeigte mir die Notiz.

»ja, das bin ich«, bestätigte ich.

»Dann bin ich ja richtig.«

»Halt, so einfach geht das nicht«, sagte ich. »Der Name stimmt zwar, aber ich weiß immer noch nicht, was Sie von mir wollen. Wer sind Sie überhaupt?«

»Kann ich nicht doch erst mal reinkommen? Hier draußen kann man alles mithören. Was sollen die Leute denken? Keine Sorge, ich werde nicht sagen: »Hände hoch« oder so etwas.«

Sie hatte Recht. Wenn wir hier noch weiter im Flur debattierten, weckten wir womöglich Yuki auf. Ich ließ sie herein. Und machte mich auf alles gefasst.

June setzte sich unaufgefordert aufs Sofa. Ich fragte sie, ob sie etwas trinken wolle. Das Gleiche wie ich, sagte sie. Ich mixte in der Küche zwei Gin-Tonics, dann setzte ich mich ihr gegenüber. Sie schlug aufreizend die Beine übereinander und nippte genüsslich an ihrem Drink. Schöne Beine.

»Okay, June, weshalb sind Sie hier? Was wollen Sie von mir?« »Man hat mich hierher bestellt«, sagte sie unverblümt. »Wer?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ein anonymer Herr, der Ihnen etwas Gutes zukommen lassen möchte. Er hat im Voraus bezahlt, aus Japan. Er hat für Sie bezahlt. Verstehen Sie?«

Makimura. Das meinte er also mit »Geschenk«. Deshalb trug sie auch dieses alberne Band am Handgelenk. Vermutlich dachte er, wenn er mir eine Frau zuschanzt, lasse ich die Finger von seiner Tochter. Sehr praktisch! Wirklich praktisch! Ich bewunderte ihn eher für diesen Einfall, als dass ich mich darüber aufregte. Was für eine Welt! Jeder möchte mir eine Frau kaufen.

»Er hat für die ganze Nacht bezahlt. Wir haben also reichlich Zeit, uns zu vergnügen. Mein Körper wird Ihnen gefallen.«

June zog die Beine hoch, befreite sich von ihren pinkfarbenen Sandaletten und ließ sie kokett auf den Boden fallen.

»Tut mir Leid, aber das kann ich nicht«, wandte ich ein.

»Wieso, sind Sie schwul?«

»Nein, ich bin nicht schwul, wir haben nur unterschiedliche Auffassungen, ich und mein edler Spender. Darum werde ich nicht mit Ihnen schlafen. Das

ist eine Frage des Anstands.«

»Er hat aber schon bezahlt, und ich kann das Geld nicht zurückgeben. Er erfährt doch ohnehin nicht, ob wir miteinander gevögelt haben oder nicht. Ich werde anschließend kein Ferngespräch mit ihm führen und ihm berichten: »Yes, Sir, wir haben es drei Mal getrieben.« Letztlich ist es egal, ob wir es tun oder nicht. Mit Anstand hat das nichts zu tun.«

Ich seufzte und trank meinen Gin-Tonic.

»Los, tun wir's«, sagte sie. »Es macht doch Spaß.«

Ich wusste nicht mehr, was ich davon halten sollte. Ich hatte es satt, dauernd nachzugrübeln und alles erklären zu müssen. Nach einem zufrieden stellenden Tag war ich bereits mit einem Fuß im Reich der Träume gewesen, und plötzlich taucht eine unbekannte Frau auf und will, dass wir es tun. In was für einer Welt lebte ich nur? »Wollen wir nicht noch einen Drink nehmen?«, fragte June.

Ich nickte, worauf sie aus der Küche zwei neue Gin-Tonics brachte. Ich schaltete das Radio an. Sie rekelte sich, als wäre sie bei sich zu Hause. Im Radio lief Hardrock.

»Saiko«, rief June auf Japanisch, um ihrem Wohlbefinden Ausdruck zu verleihen. Sie setzte sich neben mich und kuschelte sich an, während sie ihren Drink schlürfte. »Denk nicht so viel nach. Ich bin Profi, weißt du? Davon habe ich mehr Ahnung als du. Vergiss die Logik. Überlass alles nur mir. Das hat mit dem Herrn in Japan nichts mehr zu tun. Er hat hier seine Finger nicht im Spiel. Dies geht nur mich und dich etwas an.«

June ließ ihre Finger über meine Brust gleiten. Mir wurde wirklich alles zu kompliziert. Es handelte sich schließlich nur um Sex. Erektion, Penetration, Ejakulation, und damit hatte es sich.

»Na schön, tun wir's«, sagte ich.

»Guter Junge!« June leerte ihr Glas und stellte es auf den Tisch. »Aber heute bin ich ziemlich erledigt. Also bitte keine großen Ansprüche.«

»Überlass nur alles mir. Du brauchst nur still dazuliegen. Aber vorher musst du noch zwei Dinge tun.«

»Und die wären?«

»Das Licht ausschalten und mein Geschenkband lösen.«

Ich gehorchte. Wir begaben uns ins Schlafzimmer. Als ich auch hier das Licht gelöscht hatte, sah man durchs Fenster den Fernsehturm mit der rot leuchtenden Spitze. Ich legte mich aufs Bett und starrte wie in Trance auf dieses Licht. Im Radio lief immer noch Hardrock. Alles wirkte so irreal, aber es war die Wirklichkeit. Eine unzweifelhafte Wirklichkeit, wenn auch in eine sonderbare Farbe getaucht. June hatte sich im Nu entkleidet, dann zog sie mich aus. Sie war zwar nicht so gut wie May, aber doch eine technisch versierte Prostituierte, und sie war stolz auf ihr Können. Mit ihren Fingern, ihrer Zunge und was weiß ich sonst noch brachte sie mich zur Erektion, und dann kam ich passenderweise zum Rhythmus von *Foreigner*. Der Mond war gerade über dem Meer aufgegangen, die Nacht war noch jung.

»Und? Hat es dir gefallen?«

»ja, sehr«, sagte ich. Es war wirklich gut gewesen.

Danach tranken wir eine weitere Runde Gin-Tonic.

Plötzlich kam mir eine Idee. »Sag mal, June, im letzten Monat hast du nicht zufällig May geheißen?«

June lachte amüsiert. »Haha, das ist ja süß. Ich mag Witze. Nächsten Monat heiße ich July.«

Ich wollte ihr sagen, das sei kein Witz, ich hätte im letzten Monat tatsächlich mit einem Mädchen namens May geschlafen. Doch ich ließ es bleiben, es hätte nichts gebracht. Indessen machte sie sich erneut an mir zu schaffen. Erfolgreich. Ich musste tatsächlich gar nichts tun, einfach nur daliegen. Sie war so fix und effizient wie ein Tankwart. Man übergibt die Schlüssel, und sie erledigt alles: auftanken, waschen, Öl überprüfen, Luftdruck messen, Scheiben säubern, Aschenbecher leeren. Konnte man das Sex nennen? Auf jeden Fall dauerte es bis nach zwei. Dann schliefen wir ein. Als ich aufwachte, war es bereits hell. Die Uhr zeigte kurz vor halb sechs. Das Radio lief immer noch. Die Frühaufsteher unter den Surfern hatten bereits ihre Kleintransporter am Strand geparkt. June lag nackt zusammengerollt neben mir und schlief fest. Auf dem Boden lagen ihre

pinkfarbenen Sachen verstreut. Ich stellte das Radio ab und rüttelte sie wach.

»He, aufstehen«, sagte ich. »Gleich kommt ein junges Mädchen zum Frühstück. Tut mir Leid, aber du musst dann weg sein.«

»Okay, okay«, sagte sie und erhob sich. Dann griff sie nach ihrer Handtasche und spazierte nackt ins Badezimmer, um sich die Zähne zu putzen und sich zu frisieren. Als sie fertig angezogen war, malte sie sich die Lippen an und fragte: »Ich war doch gut, oder nicht?«

»Ja, das warst du«, lobte ich sie.

June warf lächelnd ihren Lippenstift in die Handtasche und ließ sie zuschnappen. »Und wann komme ich wieder?« *»Wieder?«*

»Ich bin für dreimal bezahlt worden. Also hast du noch zweimal gut. Wann passt es dir? Willst du vielleicht ein anderes Mädchen? Das ginge auch. Es macht mir nichts aus. Männer wechseln gern die Frauen.«

»Nein, wenn schon, dann natürlich du«, sagte ich ohne weiteren Kommentar. Dreimal! Makimura wollte wohl das letzte Tröpfchen Sperma aus mir herauspumpen.

»Danke. Du wirst es nicht bereuen. Nächstes Mal besorge ich es dir noch besser. Keine Sorge, du darfst gespannt sein. *You can rely an me.* Wie sieht's denn übermorgen Nacht aus? Da habe ich frei, und du kommst auch richtig auf deine Kosten.«

»Einverstanden«, sagte ich. Ich gab ihr zehn Dollar für ein Taxi.

»Danke. Bis dann, bye-bye«, sagte sie und ging.

Bis Yuki zum Frühstück kam, spülte ich die Gläser ab, wusch den Aschenbecher aus, machte das Bett und beseitigte alle weiteren Spuren, einschließlich des pinkfarbenen Geschenkbandes. Doch kaum hatte sie das Zimmer betreten, verzog sie das Gesicht. Irgendetwas schien ihr nicht zu behagen. Ihr Instinkt sagte ihr, dass hier etwas nicht stimmte. Ich tat so, als bemerkte ich es nicht, und bereitete pfeifend das Frühstück zu: Kaffee, Toast und Obst.

Ich deckte den Tisch. Yuki warf hin und wieder einen flüchtigen Blick

durchs Zimmer, während sie ihre kalte Milch trank und Toast knabberte. Auf meine Versuche, eine Unterhaltung anzufangen, ging sie nicht ein. So ein Mist, dachte ich. Es liegt was in der Luft.

Nach dem spannungsgeladenen Frühstück legte sie beide Hände auf den Tisch und schaute mich mit ausgesprochen ernster Miene an. »Letzte Nacht war eine Frau bei dir, stimmt's?«

»Du hast ja ein gutes Gespür«, sagte ich leichthin.

»Wer war es denn? Irgendein Mädchen, das du unterwegs aufgegabelt hast?«

»Um Himmels willen, nein. Solch ein Draufgänger bin ich ja nun auch wieder nicht. Sie ist von sich aus gekommen.«

»Mach mir nichts vor. Das gibt's doch gar nicht.«

»Ich spinne nicht, mach dir nichts vor. Ich schwöre dir, sie ist von sich aus hierher gekommen.« Dann versuchte ich ihr die Umstände zu erklären: dass das Mädchen aus heiterem Himmel hier aufgekreuzt war und sich als Geschenk ihres Vaters entpuppt hatte, der vermutlich meine sexuellen Gelüste befriedigen wollte, damit ich seine Tochter nicht anrührte.

»Unglaublich«, seufzte Yuki und schloss die Augen. »Warum muss dieser Kerl immer nur solchen Mist verzapfen! Er versteht wirklich überhaupt nichts, hat kein Gespür für wichtige Dinge, nur für solchen Blödsinn. Mama spinnt ja auch, aber Papa hat echt 'ne Schraube locker. Er ist immer auf dem falschen Dampfer und macht alles kaputt.«

»Da hast du vollkommen Recht. Er ist wirklich falsch gewickelt«, stimmte ich ihr zu.

»Aber warum hast du sie denn überhaupt reingelassen, diese Frau?«

»Ich wusste ja gar nicht, was los war, und musste erst mal mit ihr sprechen.«

»Du hast mit ihr doch nicht wirklich was angestellt, oder?«

»So einfach ist das nun auch wieder nicht ...«

»Nicht zu fassen.« Yuki verstummte und errötete leicht.

»Na ja«, warf ich ein, »es würde zu lange dauern, dir das alles zu erklären. Jedenfalls war ich zu schwach, um Nein zu sagen.«

Yuki schloss die Augen und presste die Hände gegen die Schläfen. »Ich glaub's einfach nicht«, flüsterte sie heiser. »Ich begreife nicht, wie du so etwas tun kannst.«

»Zuerst habe ich ja abgelehnt«, versuchte ich mich zu verteidigen. »Aber irgendwann war es mir egal. Ich habe einfach meinen Verstand ausgeschaltet. Es soll keine Ausrede sein, aber deine Eltern besitzen anscheinend doch ziemliche Macht über andere. Alle beide üben auf ihre Art einen starken Einfluss auf diejenigen aus, denen sie begegnen. Und ob man das nun anerkennt oder nicht, sie besitzen Stil in dem, was sie tun. Man muss es nicht gutheißen, aber es lässt sich nun mal nicht leugnen. Letzten Endes dachte ich, ist mir doch egal, was dein Vater davon hat. Außerdem war das Mädchen gar nicht so schlecht.«

»Das ist ja wohl die Höhe!« Yukis Stimme überschlug sich. »Du lässt dir von Papa eine Frau kaufen? Und denkst dir nichts dabei? Unmöglich. Ich finde das voll daneben. Hast du denn gar kein Schamgefühl?«

Sie hatte Recht.

»Du hast ja Recht«, gab ich zu.

Du solltest dich wirklich schämen.« »Stimmt«, pflichtete ich ihr bei.

Nach dem Frühstück gingen wir zum Sheraton Beach surfen und blieben bis zum Mittag dort. Während der ganzen Zeit redete Yuki kein Wort mit mir. Wenn ich sie ansprach, reagierte sie bloß mit einem Nicken oder Kopfschütteln. Als ich sie fragte, ob sie etwas zum Lunch essen wolle, nickte sie. Meinen Vorschlag, zu Hause zu kochen, lehnte sie jedoch mit einem Kopfschütteln ab. Ob wir stattdessen draußen essen sollten? Sie nickte. Wir setzten uns schließlich auf den Rasen von Fort DeRussy und verspeisten unsere Hotdogs. Ich trank Bier und Yuki Cola. Sie redete immer noch nicht mit mir, nun schon seit drei Stunden.

»Nächstes Mal lehne ich ab«, versicherte ich ihr.

Sie nahm die Sonnenbrille ab und starrte mich eine halbe Minute lang an, als wäre die Welt aus den Fugen geraten. Dann fuhr sie sich mit der hübsch gebräunten Hand durch den Pony.

»Nächstes Mal?«, rief sie fassungslos. »Was heißt hier, nächstes Mal?«

Ich erklärte ihr, dass Makimura für zwei weitere Nächte bezahlt hatte und übermorgen das nächste Date sein sollte. Yuki schlug mit der Faust ins Gras. »Nicht zu fassen! Das ist ja wohl der größte Schwachsinn!«

»Ich will deinen Vater ja nicht in Schutz nehmen, aber er macht sich nun einmal Sorgen um dich. Schließlich bin ich ein Mann, und du bist eine Frau«, versuchte ich ihr klar zu machen. »Verstehst du?«

»Das ist wirklich das Bescheuertste, was ich je gehört habe!« Yuki war den Tränen nahe. Sie rannte auf ihr Zimmer und ließ sich bis zum Abend nicht mehr blicken.

Ich hielt einen kurzen Mittagsschlaf und sonnte mich dann auf dem Balkon. Dabei schaute ich mir den *Playboy* an, den ich im Supermarkt gekauft hatte. Gegen vier begann es sich zu bewölken. Der Himmel bezog sich immer mehr, bis sich kurz nach fünf ein heftiger Platzregen entlud. Wenn es noch eine Stunde so weiterregnete, würde die Insel wohl bis in die Antarktis fortgeschwemmt werden. Einen derartigen Wolkenbruch hatte ich noch nie erlebt. Nach fünf Metern war nichts mehr zu erkennen. Die Palmwedel peitschten wie verrückt auf und ab, und die Asphaltstraße verwandelte sich im Nu in einen Sturzbach. Ein paar Surfer rannten unten vorbei, ihre Bretter wie Schirme über dem Kopf.

Grollend nahte ein Gewitter. Am Aloha Tower blitzte es über dem Meer. Ein heftiger Donnerschlag ließ die Luft erzittern. Ich schloss das Fenster und ging in die Küche, um mir einen Kaffee zu machen. Dabei überlegte ich, was ich zum Abendessen kochen sollte.

Beim nächsten Donnerkrachen huschte Yuki herein und kauerte sich in eine Ecke der Küche. Mit einem Lächeln versuchte ich sie aufzumuntern, aber sie starrte mich nur entsetzt an. Ich nahm meinen Kaffeebecher und ging mit ihr ins Wohnzimmer, und wir setzten uns beide auf die Couch. Yuki war leichenblass. Offensichtlich hatte sie Angst vor dem Gewitter. Wieso fürchten sich eigentlich alle Frauen vor Gewitter und Spinnen? Ein Gewitter ist doch lediglich ein etwas lautstarkes Entladungsphänomen der Luft. Und Spinnen sind einfach nur niedliche Krabbeltierchen, abgesehen

von einigen bösartigen Exemplaren. Beim nächsten blauweiß zuckenden Blitz umklammerte Yuki panisch meinen rechten Arm. In dieser Pose - sie meinen rechten Arm umklammernd, ich mit der freien Hand den Kaffee trinkend - saßen wir eine ganze Weile da und schauten dem Unwetter zu. Irgendwann verzog sich das Gewitter, und der Regen hörte auf. Als die Wolkendecke aufriss, kam die untergehende Sonne zum Vorschein. Überall hatten sich Pfützen gebildet. Die Wassertropfen auf den Palmenblättern funkelten im Licht. Auf dem Meer herrschte die gewohnte Brandung, und die Badegäste, die vor dem Regen Schutz gesucht hatten, ließen sich vereinzelt wieder am Strand blicken.

»Ich hätte das wirklich nicht tun sollen«, sagte ich. »Ich hätte strikt ablehnen und sie wegschicken sollen. Gestern war ich einfach zu müde, um noch klar denken zu können. Ich bin eben nicht vollkommen, da baue ich manchmal Mist. Aber ich werde mich bessern. Ich habe mir eigentlich vorgenommen, den gleichen Fehler nicht zwei Mal zu machen. Trotzdem passiert mir das noch oft genug. Woran mag das liegen? Die Antwort ist ganz einfach. Ich bin eben nicht vollkommen und manchmal ein Idiot. In solchen Momenten verachte ich mich selbst. Dann nehme ich mir fest vor, den Fehler kein drittes Mal zu begehen. Und so komme ich langsam auf den richtigen Weg. Langsam, aber stetig.«

Yukis Reaktion ließ auf sich warten. Sie hatte meinen Arm inzwischen losgelassen und schaute aus dem Fenster. Ich wusste nicht einmal, ob sie mir überhaupt zugehört hatte. Es begann dunkel zu werden, und die Laternen an der Uferpromenade gingen an. Nach dem Regen war die Luft ganz klar, und das Licht schimmerte. Regelmäßig wie ein pulsierender Herzschlag blinkte das rote Licht auf der hohen Rundfunkantenne, die in den dunkelblauen Abendhimmel ragte. Ich ging in die Küche, holte mir ein Bier aus dem Kühlschrank und aß ein paar Cracker dazu. Bin ich wirklich auf dem Wege, mich zu bessern? Ich bezweifelte es stark. Wenn ich es mir recht überlegte, hatte ich überhaupt kein Selbstvertrauen. Im Moment hatte ich das Gefühl, ich könnte auch sechzehn Mal den gleichen Mist bauen. Aber im Prinzip hatte ich Yuki die Wahrheit gesagt. Anders hätte ich es ihr

auch nicht erklären können.

Als ich ins Zimmer zurückkam, saß Yuki immer noch im Schneidersitz auf dem Sofa und starrte hinaus, das Kinn starrsinnig vorgeschoben. Sie erinnerte mich an meine Frau. Szenen einer Ehe. Wie oft hatte ich das mit ihr erlebt - sie erst verletzt und ich, der sich später entschuldigte. Stundenlang hatte sie mich dann mit Schweigen gestraft. Wie kann man nur derart eingeschnappt sein, so schlimm war es doch gar nicht, dachte ich jedes Mal. Trotzdem riss ich mir ein Bein aus, um sie mit Entschuldigungen und Erklärungen wieder versöhnlich zu stimmen. Ich tat es in dem Glauben, unsere Beziehung würde sich dadurch bessern. Aber es hatte nichts geholfen, wie man sah.

Sie hingegen hat mich nur ein Mal verletzt. Ein einziges Mal. Als sie mit einem anderen Mann fortging. Das Eheleben - was für eine sonderbare Angelegenheit! Wie ein Strudel, um mit Dicks Worten zu sprechen.

Ich saß eine Weile still neben Yuki, als sie mir plötzlich die Hand reichte. Ich griff zu.

»Glaub nicht, dass ich dir verzeihe«, sagte sie. »Nur ein vorläufiger Waffenstillstand. Das war absolut daneben, was du getan hast. Du hast mich sehr verletzt. Ist dir das klar?«

»ja«, sagte ich.

Dann bereiteten wir unser Abendessen zu, Pilaw mit Shrimps und grünen Bohnen, dazu einen Salat aus gekochten Eiern, Oliven und Tomaten. Zum Essen trank ich Wein, Yuki probierte auch ein Schlückchen.

»Du erinnerst mich manchmal an meine Frau«, sagte ich.

»Du meinst die, die die Nase von dir voll hatte und mit einem anderen Mann abgehauen ist?«

»Genau die«, sagte ich.

Hawaii.

Die nächsten Tage verliefen harmonisch. Nicht gerade paradiesisch, aber immerhin herrschte Frieden.

Junes Offerte lehnte ich höflich ab. Ich sei erkältet *(hust-hust),* hätte Fieber und vorläufig keine Lust darauf, erklärte ich ihr und drückte ihr wieder zehn Dollar für ein Taxi in die Hand. Sie holte einen Druckbleistift aus der Tasche und schrieb ihre Telefonnummer an die Tür. Ich solle mich unbedingt melden, sobald es mir besser ginge. Mit einem »Bye« ging sie hüftschwingend davon.

Ich brachte Yuki noch einige Male zu ihrer Mutter. Während sich die beiden Frauen unterhielten, unternahm ich mit dem einarmigen Poeten Strandspaziergänge oder schwamm mit ihm im Pool. Dick war ein erstaunlich guter Schwimmer. Ich weiß nicht, was Yuki mit ihrer Mutter zu bereden hatte, denn sie erwähnte es nie, und ich fragte auch nicht nach.

Einmal hörte ich Dick North ein Gedicht von Robert Frost rezitieren. Ohne dass ich den Inhalt genau verstand, gefiel mir die Art, wie er es vortrug. Rhythmus und Gefühl stimmten. Ich bekam auch einige Fotos von Ame zu sehen, die vom Entwickeln noch ganz feucht waren. Es waren Bilder von Einheimischen. Gewöhnliche Porträts, aber die Gesichter sprühten vor Lebendigkeit. Man spürte die unkomplizierte Anmut dieser südlichen Inselbewohner unmittelbar. Ihre Vulgarität, ihre erschreckende Schonungslosigkeit, ihre Lebensfreude. Kraftvolle und doch diskrete Fotos. Es stimmte, Ame hatte ein außergewöhnliches Talent. *Ganz anders als Sie und ich,* wie Dick North betont hatte. Sofort zu erkennen.

Dick sorgte für Ame, so wie ich mich um Yuki kümmerte, aber er legte sich natürlich viel mehr ins Zeug. Er bewältigte den gesamten Haushalt, kochte, kaufte ein, trug Gedichte vor, erzählte Witze, drückte ihre Zigaretten aus, ermahnte sie zum Zähneputzen, füllte ihren Tampax-Vorrat auf (ich hatte ihn einmal zum Einkaufen begleitet), archivierte ihre Fotos und tippte

Kataloglisten. Und das alles mit einem Arm. Ich konnte mir nicht vorstellen, wo da noch Zeit für sein eigenes kreatives Schaffen bleiben sollte. Armer Junge! Aber wie kam ich eigentlich dazu, ihn zu bedauern. Ich ließ mir von Yukis Vater für die Betreuung seines Sprösslings eine Ferienreise inklusive Callgirl finanzieren, machte also auch keine bessere Figur.

Wenn wir nicht nach Makaha zu ihrer Mutter fuhren, vertrieben wir uns die Zeit mit Surfen oder Schwimmen, faulenzten am Strand, machten Besorgungen oder erkundeten die Insel mit einem Mietwagen. Abends gingen wir bummeln, ins Kino oder in die Hotelbars, um Piña Colada und Fruchtsäfte zu trinken. Ich hatte genug Zeit, um meine Kochkünste zu erproben. Wir erholten uns und wurden bis zu den Fingerspitzen braun. Yuki kaufte sich in der Hilton-Boutique einen neuen Bikini mit tropischem Blumenmuster, in dem sie wie ein einheimisches Mädchen aussah. Sie machte enorme Fortschritte im Surfen, passte auch kleine Wellen ab, die ich überhaupt nicht registrierte. Wir hatten uns ein paar Kassetten von den Stones besorgt und hörten sie immer wieder. Wenn ich etwas zu trinken holte, wurde Yuki ständig von irgendwelchen Typen angequatscht, aber sie verstand kein Wort Englisch und ignorierte sie einfach. Sobald sie mich sahen, entschuldigten sie sich (beziehungsweise fluchten) und trollten sich davon. Yuki war braun gebrannt, schön und strotzte vor Gesundheit. Erholsame Ferien. Sie genoss diese Tage.

»Sag mal, stimmt es, dass Männer Frauen wirklich so sehr begehren?«, fragte mich Yuki eines Tages aus heiterem Himmel.

»Das hängt natürlich vom jeweiligen Typ ab, aber grundsätzlich, das heißt, physisch, denke ich schon, dass Männer ein starkes Verlangen nach Frauen haben. Du bist doch sexuell aufgeklärt, oder?«

»Ich weiß ungefähr Bescheid«, sagte Yuki mit trockener Stimme.

»Es gibt eben ein sexuelles Bedürfnis bei Männern, mit Frauen zu schlafen«, erklärte ich. »Das ist ganz natürlich. Es dient der Arterhaltung.«

»Was kümmert mich die Arterhaltung? Das ist hier keine Hygienesprechstunde. Ich möchte etwas über den Sexualtrieb wissen. Wie

funktioniert der?«

»Nehmen wir an, du bist ein Vogel und liebst es, durch die Lüfte zu fliegen. Es macht dir Spaß. Aber aufgrund gewisser Umstände kannst du nur gelegentlich fliegen. Witterung, Windrichtung, Jahreszeiten - all das bestimmt, ob du fliegen kannst oder nicht. Doch je öfter es dir verwehrt bleibt, umso mehr Energie staut sich in dir auf, die dich gereizt macht. Du fühlst dich erniedrigt und bist wütend auf dich selbst, weil du nicht fliegen kannst. Verstehst du?«

»Allerdings«, sagte Yuki. »Ich fühle mich ständig so.«

»Na, dann weißt du ja, wovon ich rede. Das ist der Sexualtrieb.«

»Wann bist du denn das letzte Mal in den Himmel geflogen? Ich meine, bevor Papa dir die Nutte vorbeigeschickt hat?«

»Ende letzten Monats«, erwiderte ich.

»Und, war es schön?«

Ich nickte.

»Macht es immer Spaß?«

»Nein, das kann man nicht sagen«, erwiderte ich. »Es treffen schließlich zwei unvollkommene Menschenwesen aufeinander, das kann nicht immer gut gehen. Es gibt auch Fehlschläge. Oder du fliegst unbekümmert durch die Lüfte, und plötzlich taucht ein Baum auf, den du völlig übersehen hast. Dann kracht es natürlich.«

»Hm«, murmelte Yuki und dachte darüber nach. Vermutlich malte sie sich aus, wie ein abgelenkter Vogel im Flug das frontale Hindernis übersieht und dagegen prallt. Ich war ein bisschen verunsichert. Hatte ich es wirklich gut erklärt? Oder war ich völlig auf dem Holzweg? Sie war immerhin in einem höchst sensiblen Alter. Ach was! Sie würde es später selbst herausfinden.

»Mit zunehmendem Alter werden die Chancen allerdings immer besser, dass es gut funktioniert«, fuhr ich in meiner Erklärung fort. »Man hat den Kniff raus. Lernt, Wetter und Windrichtung einzuschätzen. Aber die Kehrseite der Medaille ist, dass das sexuelle Begehren dann auch abnimmt. So ist das.«

»Tragisch«, sagte Yuki kopfschüttelnd.

»Allerdings«, stimmte ich zu.

Hawaii.

Wie viele Tage war ich eigentlich schon auf dieser Insel? Das Zeitgefühl war mir abhanden gekommen. Auf gestern folgte heute, und auf heute folgte morgen. Die Sonne ging auf, die Sonne ging unter. Der Mond ging auf, der Mond ging unter. Die Flut kam, ebbte ab, kam wieder und ebbte wieder ab.

Ich schaute im Kalender meines Notizbuchs nach: Wir waren seit zehn Tagen hier! Ende April nahte. Meine Ferien, die ich vorerst auf einen Monat festgelegt hatte, waren vorbei. Was sollte ich tun? Die Schrauben in meinem Kopf saßen locker. Sehr locker. Surfen und Piña Colada. An sich nicht gerade übel.

Mein Ausgangspunkt war eigentlich Kiki gewesen, ich wollte ihre Spur verfolgen. Ich folgte dem Fluss der Ereignisse, der mich hier hatte stranden lassen. Seltsame Gestalten waren mir begegnet und hatten mich immer wieder abgelenkt. Und jetzt lag ich hier im Schatten von Kokospalmen, schlürfte exotische Drinks und lauschte Kalapana-Klängen.

Irgendwo musste die Strömung wieder in die richtige Bahn gelenkt werden. May war tot. Ermordet. Die Polizei war angerückt. Was mochten die Ermittlungen inzwischen ergeben haben? Hatten Schöngeist und Fischer ihre Identität aufklären können? Wie mochte es Gotanda gehen? Er hatte so erschöpft ausgesehen. Was hatte er mit mir bereden wollen? Alles hing unausgegoren in der Luft. Ich musste diese halb fertigen Dinge zu einem Abschluss bringen. Und das bedeutete, dass ich allmählich die Heimreise antreten musste.

Doch ich kam einfach nicht in die Gänge. Es war das erste Mal seit langem, dass wir uns beide richtig entspannen konnten. Wir hatten es bitter nötig gehabt. Hier gab es so gut wie nichts, worüber ich nachdenken musste. Mein Kopf hatte Ferien. Die Tage bestanden aus Schwimmen, Bräunen, Bier trinken, Inseltrips mit den Stones oder Bruce Springsteen, die Nächte aus Strandspaziergängen im Mondschein und Drinks in Hotelbars. Mir war klar, dass es so nicht ewig weitergehen konnte. Ich schaffte es nur nicht, mich von hier loszueisen. Ich brachte es einfach nicht übers Herz zu sagen:

»Wir müssen zurück«, wenn ich sah, wie es Yuki ging. Eine bequeme Ausrede.

Zwei Wochen vergingen.

Yuki und ich waren unterwegs in Richtung Downtown. Es dämmerte bereits. Die Straßen waren verstopft, aber wir hatten es nicht besonders eilig. Gemütlich zuckelten wir dahin und betrachteten die Attraktionen auf beiden Seiten der Straße: Pornokinos, Secondhandshops, vietnamesische Stoffhändler, chinesische Lebensmittelgeschäfte, Antiquariate und Läden für gebrauchte Schallplatten. Vor einem Laden saßen zwei alte Männer an einem Tisch und spielten Go. An den Straßenecken lungerten Typen mit verhangenem Blick herum. Alltag in Honolulu Downtown. Und eine Menge billiger, guter Lokale zum Essen. Allerdings kein Ort, an dem ein Mädchen sich allein aufhalten sollte.

Außerhalb dieses Viertels in Richtung Hafen wurden die Häuserblocks spärlicher und schäbiger. Stattdessen sah man Lagerhäuser von Firmen, Bürohäuser und Coffeeshops mit kaputten Leuchtreklamen. Trauben von Menschen, die von der Arbeit nach Hause fuhren, warteten an Bushaltestellen.

Yuki wollte noch einmal E. T sehen.

Okay, nach dem Abendessen, versprach ich ihr.

Dann fing sie an, über E. T zu sprechen. Dass sie sich wünsche, ich sei so wie er. Daraufhin berührte sie meine Stirn mit dem Zeigefinger.

»Lass das gefälligst. Das heilt nie wieder«, sagte ich. Yuki kicherte.

Und dann passierte es. In diesem Augenblick.

Ich fühlte einen Schlag. Eine Verbindung, die mit einem lauten *klong* in meinem Kopf zustande kam. Etwas war geschehen, aber ich wusste noch nicht, was. Automatisch trat ich auf die Bremse.

Der Fahrer in dem Camaro hinter uns hupte wild und beschimpfte mich durchs Fenster, als er an uns vorbeifuhr. Ich hatte etwas bemerkt. Hier und jetzt. Etwas sehr Bedeutsames.

»Was soll denn das, so plötzlich? Das ist gefährlich«, sagte Yuki. Oder ich

glaubte, ich hätte so etwas gehört.

Ich bekam nichts mehr mit. *Kiki.* Ich hatte soeben Kiki gesehen. Ganz sicher. Hier in Honolulu Downtown. Keine Ahnung, was sie hier zu suchen hatte. Aber es war Kiki. Ich war an ihr vorbeigefahren. Ganz dicht, zum Greifen nah. Sie war in die entgegengesetzte Richtung gegangen.

»Hör mal, schließ alle Fenster und Türen und steig auf keinen Fall aus. Und mach nicht auf, falls dich jemand anspricht. Ich komme sofort wieder«, sagte ich und sprang aus dem Auto.

»He, warte mal. Ich will hier nicht allein bleiben«, rief Yuki empört. Aber ich rannte schon wie ein Besessener die Straße zurück, rempelte Leute an, ohne mich nach ihnen umzusehen. Keine Zeit für höfliche Entschuldigungen. Ich musste um jeden Preis Kiki zu fassen bekommen. Sie einholen und mit ihr reden. Wozu, wusste ich selbst nicht. Ich rannte durch den Strom der Menschen zwei, drei Querstraßen weiter und hielt dabei nach ihrer Kleidung Ausschau. Und dann entdeckte ich ihre Gestalt in der Abenddämmerung: blaues Kleid und weiße Schultertasche, die im Rhythmus ihrer Schritte mitschwang. Sie steuerte auf die belebte Gegend zu. Als ich den Boulevard erreichte, wurde der Passantenstrom schlagartig dichter, sodass ich nur schlecht vorankam. Eine fette Matrone, in die Yuki drei Mal hineingepasst hätte, versperrte mir den Weg. Trotzdem versuchte ich, den Abstand zu Kiki Schritt für Schritt aufzuholen. Sie setzte ihren Weg unbeirrt fort. Weder schnell noch langsam, in ganz normalem Tempo. Schaute weder zurück noch zur Seite und machte auch keine Anstalten, in einen Bus zu steigen, sondern ging einfach geradeaus weiter. Eigentlich hätte ich ihr immer näherkommen müssen, aber seltsamerweise blieb der Abstand zwischen uns unverändert. Sie musste an keiner einzigen Ampel stehen bleiben. Als hätte sie ihr Tempo genau darauf eingestellt, passte sie jedes Mal die grüne Phase ab. Um sie nicht aus den Augen zu verlieren, musste ich einmal eine Lücke im Autostrom abwarten und bei Rot über die Straße rennen. Ich war noch etwa zwanzig Meter von ihr entfernt, als sie plötzlich nach links abbog. Ich folgte ihr. Es war eine unbelebte Seitengasse, von heruntergekommenen Bürogebäuden gesäumt. Am

Straßenrand parkten schmutzige Lieferwagen und Kombis. Aber von Kiki keine Spur. Keuchend blieb ich einen Moment stehen und blickte mich um. Was denn, bist du mir etwa schon wieder entwischt? Doch Kiki war nicht verschwunden. Sie war nur für einen Augenblick von einem großen Lieferwagen verdeckt gewesen. Da ging sie wieder im gleichen Tempo. Es wurde zunehmend dunkler, aber ich konnte sie an ihrer weißen Schultertasche, die gleichmäßig wie ein Pendel an ihrer Hüfte hin und her schwang, noch gut erkennen.

»Kiki!«, rief ich laut.

Sie schien mich gehört zu haben, denn sie drehte sich flüchtig nach mir um. Es war Kiki. Natürlich bestand eine gewisse Distanz zwischen uns, es war schummrig, und die Straßenbeleuchtungen waren noch nicht eingeschaltet. Trotzdem war ich mir todsicher. *Kein Irrtum.* Sie musste mich erkannt haben, denn sie hatte gelächelt, als sie mich sah.

Aber Kiki blieb nicht stehen. Sie hatte nur einen kurzen Blick zurückgeworfen. Auch ihr Tempo verlangsamte sich nicht. Sie ging stur weiter, bis sie in einem der Bürogebäude verschwand. Etwa zwanzig Sekunden später folgte ich ihr ins Haus. Zu spät! Die Fahrstuhltür am Ende des Korridors hatte sich bereits geschlossen. Während ich verschnaufte, behielt ich die altmodische Stockwerkuhr im Auge, deren Zeiger sich im Schneckentempo drehte. Der Anblick war nervenaufreibend. Schließlich kam er nach einem kurzen Zittern bei 8 zum Stehen. Ich drückte auf den Fahrstuhlknopf, besann mich dann aber und raste die Treppe hinauf. Unterwegs kam mir ein weißhaariger Samoaner - vermutlich der Hausmeister - mit einem Eimer in der Hand entgegen. Fast hätte ich ihn umgerannt.

»He, wo wollen Sie denn hin?«, rief er mir nach. »Später«, rief ich zurück und flog die Treppen hinauf. Ein muffiges, unbehagliches Gebäude. Keine Menschenseele in Sicht, es war totenstill. Das Quietschen meiner Schuhsohlen hallte unheimlich laut durch das endlose Treppenhaus. Als ich endlich in der achten Etage angelangt war, schaute ich zuerst nach rechts und links. Nichts. Kein Lebenszeichen. Nur eine Flucht gewöhnlicher Bürotüren. An jeder Tür befand sich eine Nummer und ein Firmenschild.

Ich lief daran vorbei und las die Namen, aber sie sagten mir nichts. Eine Handelsfirma, eine Anwaltskanzlei, eine Zahnarztpraxis - sämtliche Schilder waren verblichen und dreckig. Sogar die Namen wirkten alt und schmuddelig. Man konnte sich kaum vorstellen, dass diese Büros Geschäfte machten. Verkommene Büros auf einer verkommenen Etage in einem verkommenen Gebäude, das in einer verkommenen Seitenstraße lag. Ich las nochmals aufmerksam die Namen durch, aber keiner ließ sich mit Kiki in Verbindung bringen. Ich blieb stehen und lauschte angestrengt, aber nichts war zu hören. Das Gebäude war still wie eine Ruine.

Plötzlich vernahm ich ein Geräusch. Es hörte sich an wie das Klackern hochhackiger Schuhe und hallte ungemein laut in dem hohen, gespenstisch leeren Korridor. Ein schweres, dürres Echo uralter Erinnerungen, das meine *momentane* Existenz erschütterte. Mir war, als würde ich mit einem Mal durch das labyrinthische Körperinnere eines längst ausgestorbenen, verwitterten und verdorrten, urzeitlichen Riesenorganismus wandern. Durch irgendwelche Umstände war ich durch einen Zeitspalt geschlüpft und in diese Höhle geraten. Die Absätze knallten derart laut, dass ich zunächst gar nicht ausmachen konnte, aus welcher Richtung das Geräusch kam. Doch dann vernahm ich es deutlich am Ende des rechten Korridors. Ich huschte auf leisen Sohlen dorthin. Die Schritte kamen aus dem hintersten Zimmer. Sie klangen zwar unglaublich fern, aber sie waren ganz sicher da, hinter dieser Tür. Sie war nicht beschildert. Merkwürdig! Ich hatte doch gerade alle Türen inspiziert und auch an dieser einen Namen gelesen. Leider konnte ich mich nicht daraufbesinnen, was für ein Büro das gewesen war.

Aber eindeutig hatte ein Schild hier gehangen. Ich hätte es mir ganz bestimmt gemerkt, wenn es eine unbeschilderte Tür gegeben hätte.

War das ein Traum? Nein, für einen Traum verlief alles zu kontinuierlich, in einer logischen Abfolge. Ich war in Honolulu Downtown und verfolgte Kiki. Das war kein Traum, sondern Wirklichkeit. Zwar etwas verschroben, aber durchaus real.

Ich klopfte.

Die Schritte hielten inne. Als der letzte Hall verschluckt war, herrschte

wieder Totenstille. Ich wartete dreißig Sekunden. Nichts geschah. Die Schritte hielten inne. Ich drehte vorsichtig den Knauf und stellte fest, dass die Tür nicht verschlossen war. Sie öffnete sich mit einem leisen Quietschen. Drinnen war es dunkel, es roch leicht nach Bohnerwachs. Das Zimmer war völlig leer. Keine Möbel, keine Beleuchtung. Nur das schummrige Blau des letzten Dämmerlichts flutete herein. Auf dem Boden lagen ein paar vergilbte Zeitungen. In dem Raum befand sich keine Menschenseele.

Dann hörte ich wieder Schritte. Exakt vier. Erneut Stille.

Das Geräusch war von rechts gekommen. Ich trat ins Zimmer und entdeckte neben dem Fenster eine weitere Tür, die sich ebenfalls öffnen ließ. Sie führte zu einem Treppenhaus. Ich ergriff das kalte metallene Geländer und ging vorsichtig mit lautlosen Schritten die Stufen in die Finsternis hinauf. Es war eine sehr steile Treppe. Vermutlich eine Feuerstiege. Ich war mir sicher, oben Geräusche zu hören. Dort angelangt, fand ich wieder eine Tür. Ich tastete nach einem Lichtschalter, fand aber keinen. Also drehte ich den Knauf und öffnete die Tür im Dunkeln.

In diesem Raum war es zwar nicht ganz so stockfinster wie im Treppenhaus, aber man konnte trotzdem so gut wie nichts erkennen, nur, dass es ein ziemlich großer Raum war. Vielleicht ein Penthouse oder ein Speicher. Es gab keine Fenster, oder falls doch, waren sie verdunkelt. An der Decke befanden sich ein paar Luken, aber der Mond stand noch nicht hoch genug, um Licht zu spenden. Lediglich der schwache, reflektierte Schimmer der spärlichen Straßenbeleuchtung drang durch die Öffnungen, was jedoch nicht viel nützte.

»Kiki!«, rief ich mit vorgestrecktem Kopf in die unheimliche Finsternis.

Keine Antwort.

Was sollte ich tun? Drinnen war es zu dunkel. Also blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten. Vielleicht würden sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnen. Oder es ereignete sich etwas Neues.

Ich weiß nicht, wie lange ich da stand, angestrengt in die Dunkelheit starrte und lauschte. Irgendwann fiel ein wenig mehr Licht ins Zimmer. War

inzwischen der Mond aufgegangen? Oder waren es die Straßenlaternen? Ich ließ den Türknauf los und ging ins Zimmer hinein, wobei ich Acht gab, wo ich hintrat. Meine Gummisohlen schmatzten laut auf dem Boden. Es klang genauso seltsam und unwirklich wie die knallenden Absätze vorhin, denn die räumlichen Dimensionen waren nicht zu ermessen.

»Kiki!«, rief ich erneut, aber es blieb still.

Ich hatte mich nicht getäuscht, es war tatsächlich ein riesiger, leerer Raum. Die Luft stand still. Ich schaute mich um und entdeckte dann doch vereinzelte Möbelstücke in den Ecken, die aber nicht deutlich zu erkennen waren. Graue Silhouetten, wohl ein Sofa, Stühle, ein Tisch und ein Schrank. Sonderbare Kulisse. Die Möbel sahen gar nicht aus wie Möbel. Alles wirkte irreal. Angesichts der Größe des Zimmers war es erschreckend spärlich möbliert. Ein zentrifugal verzerrter, unwirklicher Lebensraum.

Ich strengte meine Augen an, um irgendwo Kikis weiße Schultertasche zu entdecken. Ihr blaues Kleid wäre vermutlich in der Dunkelheit nicht zu sehen. Aber das Weiß der Tasche musste erkennbar sein. Vielleicht saß Kiki auf dem Sofa oder auf einem der Stühle.

Doch die Tasche war nirgends zu sehen. Auf dem Sofa und den Stühlen lagen lediglich zerknüllte weiße Tücher oder dergleichen. Vermutlich Leinenbezüge. Doch als ich näher trat, entpuppte sich das weiße Etwas als Knochen. Auf dem Sofa saßen zwei menschliche Skelette. Beide vollständig, es fehlte kein Knöchelchen. Sie saßen da, als wären sie noch am Leben, das eine größer, das andere kleiner von Gestalt. Das größere Skelett hatte einen Arm auf die Sofalehne gelegt, das kleinere hielt beide Hände brav im Schoß. Die beiden sahen aus, als wären sie, ohne es zu bemerken, aus dem Leben gerissen worden. Sie waren einfach sitzen geblieben, während der Körper bis auf das Skelett verweste. Sie schienen sogar zu lächeln und waren erstaunlich weiß.

Ich empfand keine Furcht. Warum, weiß ich nicht, aber ich war ganz gelassen. Sie saßen einfach nur reglos da. Wie der eine Kommissar gesagt hatte, Knochen sind rein und still. Die beiden waren definitiv, für alle Zeiten, tot. Es gab nichts zu befürchten.

Ich ging durch den Raum und schaute mich um. Auf jedem Stuhl saß ein Skelett. Im ganzen sechs. Bis auf eines waren alle vollständig. Sie mussten vor langer, langer Zeit gestorben sein. Sie saßen in ganz natürlichen Positionen da, als hätten sie ihren Tod nicht mitbekommen. Ein Skelett schien fernzusehen. Das Gerät war natürlich ausgeschaltet, aber der Mann (seine Größe ließ ein männliches Wesen vermuten) starrte dennoch in die Braunsche Röhre. Seine Augenhöhlen waren genau darauf gerichtet. Ein leerer Blick auf einen leeren Bildschirm. Ein anderes Skelett beugte sich über einen gedeckten Tisch. Was immer sich einst in den Schüsseln und auf den Tellern befunden hatte, es hatte sich inzwischen in weißen Staub verwandelt. Eine weitere Person war im Bett gestorben - das einzige Skelett, das nicht vollständig war. Die linken Armknochen fehlten.

Ich schloss die Augen.

Was um Himmels willen soll das hier? Kiki, was willst du mir damit zeigen?

Ich hörte wieder Schritte. Sie kamen aus einem anderen Raum, aber ich konnte sie nicht genau lokalisieren. Es klang, als kämen sie aus keiner bestimmten Richtung, von keinem bestimmten Ort. Soweit ich erkennen konnte, führte der Raum nirgendwo mehr hin, es gab keinen weiteren Ausgang. Die Schritte waren noch eine Weile hörbar, dann verstummten sie. Die anhaltende Stille war so drückend, dass einem der Atem stockte. Ich wischte mir mit der Hand den Schweiß aus dem Gesicht. Kiki war mir abermals entkommen.

Ich verließ den Raum durch die Tür, durch die ich eingetreten war. Als ich mich ein letztes Mal umschaute, schimmerten die sechs Skelette weiß aus der bläulichen Dunkelheit hervor. Man hatte das Gefühl, sie würden gleich aufstehen. Als lauerten sie nur darauf, dass ich verschwand. Vielleicht ging dann der Fernseher an, und heiße Speisen wurden aufgetragen. Ich schloss leise die Tür hinter mir, um ihre Lebensgewohnheiten nicht länger zu stören, und ging die Treppe hinunter. In das leere Büro zurück. Dort sah es genauso aus wie vorher. Keine Menschenseele. Die vergilbten Zeitungen lagen unverändert auf dem Boden verstreut.

Ich trat ans Fenster und schaute hinunter auf die Straße. Die Laternen brannten hell, und die Lieferwagen parkten immer noch am Bürgersteig. Auch dort war es menschenleer. Die Sonne war inzwischen vollständig untergegangen.

Da erblickte ich auf dem staubigen Fensterbrett einen Zettel in der Größe einer Visitenkarte, auf dem mit Kugelschreiber eine siebenstellige Ziffer geschrieben stand. Vermutlich eine Telefonnummer. Weder das Papier noch die Schrift war verblichen, beides sah relativ neu aus. Die Nummer war mir nicht bekannt. Auf der Rückseite stand nichts.

Ich steckte den Zettel ein und ging auf den Korridor.

Dort blieb ich einen Moment stehen und lauschte.

Nichts regte sich. Nicht der geringste Laut. Es herrschte eine gespenstische Stille. Wie ausgestorben. Wie bei einem toten Telefon, dessen Kabel durchtrennt ist. Ein Schweigen, das nirgendwohin führte.

Ich gab auf und ging die Treppen hinunter. In der Eingangshalle hielt ich nach dem Hausmeister Ausschau, um ihn nach den Büros zu fragen, aber er war nicht auffindbar. Erst wollte ich noch etwas warten, aber allmählich begann ich mir wegen Yuki Sorgen zu machen. Wie lange mochte ich sie wohl allein gelassen haben? Zwanzig Minuten? Eine Stunde? Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Die Nacht war bereits hereingebrochen, und die Gegend hier war auch nicht gerade die sicherste. Ich konnte Yuki nicht so lange unbeaufsichtigt lassen. Ich musste weg hier. Es hatte keinen Sinn mehr, weiter zu suchen.

Ich merkte mir den Namen der Straße und eilte zu unserem Wagen zurück. Yuki lag quer auf den Sitzen und hörte mit verstockter Miene Musik. Als ich gegen die Scheibe klopfte, schaute sie auf und öffnete die Tür.

»Tut mir Leid«, sagte ich.

»Andauernd wurde ich von jemandem belästigt. Sie haben gebrüllt, gegen die Scheibe gehämmert oder den ganzen Wagen durchgerüttelt«, sagte sie apathisch. Dann schaltete sie das Radio aus. »Ich hatte echt Schiss.«

»Tut mir Leid«, entschuldigte ich mich nochmals.

Sie sah mich an. Ihr Blick schien zu gefrieren. Die Iris ihrer Augen verlor

plötzlich die Farbe, und über ihr Gesicht lief ein leichtes Zittern wie über die Oberfläche eines Sees, wenn Blätter darauf fallen. Ihre Lippen bewegten sich langsam, formten unausgesprochene Worte. *Wo bist du eigentlich gewesen?*

»Keine Ahnung«, erwiderte ich. Meine Stimme schien aus einer völlig anderen Dimension zu kommen. Sie klang genauso seltsam wie die Schritte vorhin. Ich holte ein Taschentuch hervor und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Er lag wie erkaltetes Wachs auf meinem Gesicht. »Ich weiß es wirklich nicht. Was habe ich eigentlich gemacht?«

Yuki kniff die Augen zusammen und berührte meine Wange. Ihre Fingerspitzen waren samtig weich. Sie ließ ihre Hand dort liegen und sog die Luft durch die Nase ein, als wollte sie mich beschnüffeln. Ihre zarten Nüstern schienen sich dabei ganz leicht aufzublähen. »Du hast etwas gesehen, nicht wahr?«

Ich nickte.

»Aber du kannst nicht sagen, was es ist. Es lässt sich nicht in Worte fassen. Man kann es nicht erklären, niemandem. Aber ich weiß Bescheid.« Sie lehnte sich an mich und schmiegte sanft ihre Wange an meine. Zehn, fünfzehn Sekunden blieb sie unbeweglich so sitzen. »Du Armer«, sagte sie dann.

»Warum nur?« Ich musste unwillkürlich lachen, obwohl mir gar nicht danach zumute war. »Wie kommt das? Ich bin doch eigentlich der normalste Mensch von der Welt. Eher praktisch veranlagt. Wieso passieren mir dann immer solche merkwürdigen Dinge?«

»Tja, warum wohl? Mich darfst du nicht fragen. Ich bin schließlich das Kind und du der Erwachsene.«

»Allerdings«, sagte ich.

»Aber ich verstehe deine Empfindungen.«

»Die verstehe ja nicht mal ich.«

»Es ist eine Art von Ohnmacht«, erklärte sie. »Man ist von etwas entsetzlich Großem an der Nase herumgeführt worden und weiß überhaupt nicht, was man machen soll.«

»So in etwa.«

»In solchen Momenten brauchen Erwachsene einen Drink.« »Da hast du Recht«, sagte ich.

Wir gingen in die Halekulani-Bar, nicht zu der am Pool, sondern diesmal gingen wir hinein. Zur Abwechslung bestellte ich einen Martini, Yuki trank Lemon-Soda. Noch waren wir die einzigen Gäste. Ein Pianist mittleren Alters mit schütterem Haar und bitterernster Rachmaninoff-Miene spielte am Flügel das Standardrepertoire herunter: *Stardust - But not for me - Moonlight in Vermont.* Er spielte makellos, jedoch ohne Glanz. Dann schloss er mit einem ernsten Prelude von Chopin, das er wirklich virtuos vortrug. Als Yuki klatschte, rang er sich sogar ein Zwei-Millimeter-Lächeln ab, bevor er sich zurückzog.

Beim dritten Martini schloss ich die Augen und rief mir den Raum ins Gedächtnis. Es war eine Szene wie aus einem Alptraum, aus dem man schweißgebadet erwacht, um dann aufatmend festzustellen, dass es nur ein Traum war. Aber dies war kein Traum, ich wusste es und Yuki auch. Sie wusste, dass ich etwas gesehen hatte. Sechs Skelette. Was hatten sie zu bedeuten? Jenes Skelett mit dem fehlenden linken Arm zum Beispiel, das offensichtlich Dick North sein sollte. Und wer waren die anderen fünf?

Was versuchte Kiki mir damit zu sagen?

Mir fiel der Zettel mit der Telefonnummer ein, den ich auf dem verstaubten Fensterbrett gefunden hatte. Ich holte ihn hervor und ging in eine Telefonzelle, um die Nummer zu wählen. Es hob niemand ab. Zu hören war nur das endlos hallende Klingelzeichen, das wie ein Senkblei im bodenlosen Nichts hing. Seufzend kehrte ich zur Bar zurück.

»Falls ich noch einen Platz bekomme, würde ich gerne morgen nach Japan zurückfliegen«, sagte ich zu Yuki. »Ich habe meinen Aufenthalt hier etwas überzogen. Es waren herrliche Ferien, aber nun ist es an der Zeit, an die Rückkehr zu denken. Ich habe zu Hause einiges zu erledigen.«

Yuki nickte. Sie hatte es schon gewusst, bevor ich den Mund aufmachte. »Ist in Ordnung. Mach dir wegen mir keine Sorgen. Tu, was du willst.«

»Und du? Bleibst du hier? Oder kommst du mit?«

Yuki zuckte die Schultern. »Ich werde eine Weile bei Mama wohnen. Ich mag noch nicht zurück. Mama hat bestimmt nichts dagegen.«

Ich nickte und leerte mein Glas.

»Gut, ich bringe dich morgen nach Makaha. Bei der Gelegenheit werde ich mich dann gleich von deiner Mutter verabschieden.«

Anschließend gingen wir in ein Seafood-Restaurant in der Nähe des Aloha-Tower und zelebrierten unser letztes Abendessen. Yuki aß Hummer, und ich bestellte nach einem Whiskey gebackene Austern. Wir waren ziemlich wortkarg. Ich fühlte mich noch so benommen, als würde ich jeden Moment wegdämmern, den Mund voller Austern. Um selbst zum Skelett zu werden.

Yuki schaute mich hin und wieder an. Als wir mit dem Essen fertig waren, sagte sie: »Du solltest dich gleich hinlegen. Du siehst ganz elend aus.«

Als ich in meinem Zimmer war, goss ich mir ein Glas Wein ein und schaltete den Fernseher an. Die Yankees gegen die Orioles. Ich hatte keine besondere Lust auf Baseball, der Fernseher sollte einfach nur laufen. Er schuf eine Verbindung zur Realität.

Ich trank, bis ich müde wurde. Dann fiel mir plötzlich der Zettel mit der Telefonnummer ein, und ich versuchte es erneut. Wieder keine Antwort. Nach fünfzehn Mal Klingeln legte ich auf. Ich setzte mich wieder aufs Sofa und blickte auf den Bildschirm. Winfield begab sich gerade in die Schlägerbox, als plötzlich etwas in meinem Bewusstsein aufblitzte. *Etwas.*

Den Blick auf den Bildschirm geheftet, dachte ich über dieses *Etwas* nach.

Etwas ähnelte etwas anderem, war mit ihm verbunden.

Du spinnst, sagte ich mir. Aber einen Versuch war es wert. Ich nahm den Zettel und ging zur Tür, auf die June ihre Telefonnummer gekritzelt hatte, um die beiden Nummern zu vergleichen.

Sie stimmten überein.

Alles war miteinander verbunden. Alles. Nur, dass ich nicht begriff: was diese Verbindungen zu bedeuten hatten.

Am nächsten Morgen rief ich bei JAL an und reservierte einen Flug am Nachmittag. Ich beglich unsere Hotelrechnung und brachte Yuki nach Makaha zu ihrer Mutter. Zuvor hatte ich mit Ame telefoniert, um ihr zu sagen, dass ich dringend nach Japan zurück müsse. Sie war nicht besonders überrascht. Für Yuki sei natürlich Platz, und es sei ihr recht, wenn ich sie hinbrächte. An diesem Tag war der Himmel seit dem Morgen bewölkt, was ganz selten vorkam. Ein Unwetter schien sich zusammenzubrauen. Ich fuhr in dem gewohnten Mitsubishi Lancer mit den gewohnten 120 Stundenkilometern den gewohnten Highway an der Küste entlang, zu Radiomusik, wie gewohnt.

»Wie Pacman«, sagte Yuki.

»Wie wer, bitte?«

»Klingt, als würde Pacman in deinem Herz herumtoben. Pacman frisst sich durch dein Herz. *Bib-bip-bip-bip-bip-bip-bip-bip.*« »Diese Metapher verstehe ich nicht ganz.« »Etwas frisst dich auf.«

Ich dachte darüber nach, während ich weiterfuhr. »Manchmal spüre ich so etwas wie den Schatten des Todes«, sagte ich. »Es ist ein sehr dichter Schatten. Als wäre der Tod schon ganz nah und streckte den Arm nach mir aus, um mich am Fußgelenk zu packen. Aber ich habe keine Angst, denn es ist nie *mein* Tod, immer greift er nach jemand anderem. Aber jedes Mal, wenn jemand stirbt, habe ich das Gefühl, meine Existenz verschiebt sich ein Stück. Wie kommt das?«

Yuki zuckte nur mit den Schultern.

»Ich weiß nicht warum, aber der Tod ist immer an meiner Seite. Sobald sich eine Gelegenheit bietet, taucht er aus irgendeiner Ritze auf.«

»Vielleicht ist das der Schlüssel«, sagte Yuki. »Du bist eben über den Tod mit der Welt verbunden.«

Ich dachte über ihre Worte nach.

»Was für ein deprimierender Gedanke«, sagte ich.

Dirk North bedauerte aufrichtig, dass ich abreiste. Da uns nicht allzu viel

verband, fühlten wir uns ziemlich ungezwungen in Gegenwart des anderen. Außerdem schätzte ich seine Art, die Wirklichkeit mit Poesie zu erfüllen. Zum Abschied gaben wir uns die Hand. Dabei fiel mir das einarmige Skelett wieder ein. War es tatsächlich Dick North gewesen?

»Dick, haben Sie je darüber nachgedacht, auf welche Weise Sie sterben könnten?«, fragte ich ihn.

Er lächelte. »Im Krieg habe ich oft daran gedacht, denn dort war ich wirklich mit vielen Todesarten konfrontiert. Aber in letzter Zeit nicht mehr. Ich habe viel zu viel zu tun, um mir über so was den Kopf zu zerbrechen. In Zeiten des Friedens bin ich mehr beschäftigt als im Krieg«, sagte er lachend. »Aber weshalb fragen Sie mich das?«

Einfach so, sagte ich. Es sei mir gerade in den Sinn gekommen. »Ich werde bis zu unserem nächsten Treffen darüber nachdenken«, versprach er.

Dann bat mich Ame, einen kleinen Spaziergang mit ihr zu machen. Wir schlenderten Seite an Seite den Joggingpfad entlang.

»Ich möchte Ihnen noch einmal für alles danken«, sagte Ame. »Ich stehe wirklich tief in Ihrer Schuld. Ich kann mich leider nicht so geschickt ausdrücken, aber ... ich meine es so. Durch Sie hat sich vieles zum Besseren gewendet. Dank Ihrer Vermittlung läuft es zwischen Yuki und mir viel reibungsloser. Jetzt können wir miteinander reden und haben mehr Verständnis füreinander. Und nun kommt sie sogar hierher, um bei mir zu wohnen.«

»Das ist ja prima«, sagte ich. Diese Redewendung benutzte ich eigentlich nur in kritischen Situationen, wenn mir keine andere positive Bemerkung einfiel und gar nichts zu sagen unhöflich war. Aber Ame achtete ohnehin nicht darauf.

»Die Kleine ist seelisch viel ausgeglichener, seitdem sie Sie kennen gelernt hat. Sie ist längst nicht mehr so nervös und gereizt. Sie scheinen ein guter Umgang für sie zu sein. Zwischen Ihnen gibt es offensichtlich irgendeine Gemeinsamkeit. Wie erklären Sie sich das?«

Ich sagte, ich wüsste es nicht genau.

Dann fragte sie mich, was ich ihr im Hinblick auf die Schulfrage

empfehlen würde.

Wenn Yuki wirklich keine Lust dazu habe, dann sollte man sie auch nicht dazu zwingen, erwiderte ich. »Yuki ist ein sehr schwieriges, höchst sensibles Kind, da helfen keine gewaltsamen Methoden. Vielleicht könnte man einen Hauslehrer anstellen, der ihr wenigstens die grundlegenden Dinge beibringt. Ich denke, all die Büffelei für Aufnahmeprüfungen, die langweiligen Interessengruppen, die sinnlosen Wettbewerbe, Gruppenzwänge und heuchlerischen Regeln sind partout nichts für sie, entsprechen nicht ihrem Charakter. Man sollte sie wirklich nicht dazu zwingen. Es gibt eben Menschen, die kommen allein viel besser zurecht. Wäre es nicht sinnvoller, herauszufinden, was Yukis Talent ist, und es zu fördern? Ich bin davon überzeugt, dass sie gute Anlagen besitzt, die man bestimmt zur Entfaltung bringen kann. Vielleicht entschließt sie sich dann von sich aus, wieder zur Schule zu gehen. Das wäre natürlich auch gut. Die Hauptsache aber ist, dass man ihr die Entscheidung überlässt.«

»Tja«, sagte Ame nach kurzem Überlegen und nickte. »Sie haben vermutlich Recht. Ich bin auch kein Gruppenmensch und habe oft den Schulbesuch verweigert. Ich weiß also, wovon Sie reden.«

»Na, wenn Sie das verstehen, was gibt's da noch zu überlegen? Wo liegt das Problem?«

Sie schüttelte mehrmals den Kopf, sodass ihre Halswirbel knackten.

»Es gibt eigentlich kein Problem, mir fehlt lediglich das Selbstvertrauen einer richtigen Mutter. Darum traue ich mich auch nicht, ihr zu sagen, mach, was du willst, egal, was die Leute denken. Es macht nichts, wenn du nicht zur Schule gehst. Bei mangelndem Selbstvertrauen gibt man schnell klein bei. Ich frage mich dann, ob es sozial betrachtet nicht doch falsch ist, die Schule zu verweigern.«

Sozial? dachte ich. »Ich kann natürlich für nichts garantieren, aber wer weiß denn schon, was die Zukunft bringt? Es könnte auch alles schief laufen. Aber ich glaube, wenn Sie Ihrer Tochter - ob nun als Mutter oder als Freundin - im Alltag öfter mal liebevoll zeigen, dass Sie zueinander gehören, und ihr einen gewissen Respekt entgegenbringen, dann schafft sie

es schon aus eigener Kraft, zumal sie einen guten Instinkt besitzt.«

Ame stand schweigend da, die Hände in den Taschen ihrer Shorts. Dann sagte sie: »Sie verstehen wirklich, was in meiner Tochter vorgeht. Wie kommt das?«

Weil ich mich darum bemühe, sie zu verstehen, hätte ich am liebsten gesagt, ließ es aber sein. Ame sagte, sie wolle mir als Zeichen ihrer Dankbarkeit etwas schenken. Ich sagte, ich erhielte von ihrem Exgatten bereits genug, mehr als genug.

»Aber *ich* möchte es gern tun. Er ist er, und ich bin ich. *Ich* möchte mich gern erkenntlich zeigen. Und wenn ich es jetzt nicht tue, vergesse ich es wieder.«

»Das wäre ja dann auch nicht so schlimm«, sagte ich lachend.

Sie setzte sich auf eine Bank am Ende des Pfades, holte die Salems aus ihrer Brusttasche und steckte sich eine an. Die Packung war ganz zerknautscht. Die gewohnten Vögel trillerten ihre komplizierten Tonfolgen.

Ame saß eine Weile schweigend da und rauchte. Das heißt, sie nahm nur zwei, drei Züge und ließ den Rest der Zigarette zwischen ihren Fingern verglimmen und die Asche auf den Rasen fallen. Es wirkte auf mich wie ein Symbol der Vergänglichkeit - der Leichnam der Zeit. In ihrer Hand starb die Zeit, indem sie zu weißer Asche verbrannte. Unterdessen lauschte ich den Vögeln und beobachtete die Gärtner, die in ihren Wägelchen umhersurrten. Das Wetter klärte sich langsam auf, obwohl man in der Ferne noch ein schwaches Donnergrollen hörte, aber die drückende, graue Wolkendecke riss bereits auf und ließ wieder die gewohnte, grelle Helligkeit durch. Ame saß ohne Sonnenbrille in dem gleißenden Licht und trug wie üblich ihr kurzärmliges, robustes Arbeitshemd, in dessen Brusttasche ein Kuli, ein Filzschreiber, ein Feuerzeug und ihre Zigaretten steckten. Weder das grelle Licht noch die Hitze schienen ihr etwas auszumachen, obwohl ihr ein paar Schweißtropfen den Nacken herunterliefen und dunkle Flecken auf dem Hemd hinterließen. Es kümmerte sie nicht. Vielleicht war sie zu konzentriert oder zu zerstreut, um es wahrzunehmen. So vergingen zehn Minuten, substanzlose zehn Minuten raumzeitlicher Bewegung. Das

Phänomen Zeit schien für Ames Bewusstsein nicht zu existieren. Oder es zählte jedenfalls nicht zu den zentralen Momenten ihres Lebens, sondern war nebensächlich. Für mich war das anders. Ich musste mein Flugzeug bekommen.

»Ich muss langsam los«, sagte ich mit einem Blick auf meine Uhr. »Ich muss den Leihwagen noch zurückgeben und möchte rechtzeitig am Flughafen sein.«

Sie unternahm einen Versuch, mich gezielt wahrzunehmen, und sah mich geistesabwesend an. Ich kannte diesen Ausdruck von Yuki. Als müsste sie einen Kompromiss mit der Wirklichkeit schließen. Erneut stellte ich fest, wie ähnlich die Neigungen und das Temperament von Mutter und Tochter waren. »Ach, Sie haben keine Zeit mehr. Tut mir Leid, das habe ich gar nicht gemerkt«, sagte sie und neigte den Kopf langsam erst nach rechts und dann nach links. »Ich war ganz in Gedanken versunken.« Wir standen von der Bank auf und gingen zurück zum Haus.

Alle drei begleiteten sie mich zum Abschied hinaus. Ich sagte zu Yuki, sie solle nicht so viel Junkfood essen, worauf sie nur eine Schnute zog. Nun, Dick North würde schon darauf achten.

Als ich losfuhr, sah ich die drei im Rückspiegel. Sie gaben ein kurioses Bild ab. Dick winkte mit seinem einen erhobenen Arm; Ame stand geistesabwesend daneben, die Arme vor der Brust verschränkt; Yuki hatte sich zur Seite gedreht und kickte mit der Fußspitze Kieselsteine weg. Eine zusammengewürfelte Familie, ausgesetzt am Rande eines unvollkommenen Universums. Kaum zu glauben, dass ich bis eben auch noch dazugehört hatte. Doch nach der ersten Linkskurve waren sie aus dem Rückspiegel verschwunden. Ich war nach langer Zeit wieder allein.

Es war angenehm, wieder einmal für mich zu sein. Das hieß nicht, dass ich nicht gerne mit Yuki zusammen gewesen war, aber es war eben doch etwas anderes. Man brauchte sich nicht vorher abzusprechen, wenn man etwas vorhatte, und sich nicht zu entschuldigen, wenn etwas schief gelaufen war. Passierte etwas Komisches, konnte man ungehemmt einen Witz darüber

reißen und vor sich hinglucksen. Niemand warf einem vor, der Witz sei albern. Bei Langeweile konnte ich ungehindert Aschenbecher anstarren, ohne dass mich jemand fragte, warum ich das täte. Ob es nun gut war oder schlecht, ich war an mein Singledasein nun einmal gewöhnt.

Als ich allein im Auto saß, veränderten sich sogar ein wenig, aber spürbar die Farbe des Lichts und der Geruch der Luft, die ich befreit einsog. Dabei hatte ich das Gefühl, mein Körpervolumen dehne sich aus. In ausgelassener Stimmung fuhr ich zum Flughafen und hörte auf einem FBI-Sender Jazz: Coleman Hawkins und Lee Morgan. Die dichte Wolkendecke war aufgerissen, nur am Horizont hingen noch vereinzelte Wolkenfetzen. Der Passat wirbelte die Palmenblätter auf und trieb die Wolkenfetzen Richtung Westen. Eine Boeing 747 sah aus wie ein silberner Keil, der in einem steilen Winkel in den Himmel stieß.

Auf mich allein gestellt, hatte ich gar nichts mehr zum Nachdenken - als hätte sich die Gravitation in meinem Kopf schlagartig verändert. Meine Gedanken schienen damit nicht so schnell zurechtzukommen. Aber es war herrlich, einmal nicht zu grübeln. Ist doch in Ordnung. Denk einfach mal an nichts. Ich bin auf Hawaii. Verdammte Scheiße. Wozu soll ich mir über irgendeinen gottverdammten Mist den Kopf zerbrechen? Mit völlig leerem Kopf konzentrierte ich mich aufs Autofahren und pfiff - eher ein Mittelding zwischen Pfeifen und Zischen - Stücke wie Stuf oder *Sidewinder* mit. Ich raste mit 160 Sachen die steile Piste hinunter und ließ mir den Wind um die Ohren sausen. Als die Straße flacher wurde, breitete sich vor mir das frische Blau des Pazifiks aus.

So, damit sind die Ferien zu Ende. Alles in allem war es nicht übel.

Nachdem ich am Flughafen den Leihwagen zurückgebracht und am JAL-Schalter eingecheckt hatte, unternahm ich einen letzten Versuch mit der rätselhaften Telefonnummer. Wie erwartet, hob niemand ab. Nur das endlose Klingeln. Ich legte auf und starrte noch einen Moment auf den Apparat in der Telefonzelle. Dann besann ich mich und ging in die VIP-Lounge, wo ich einen Gin-Tonic bestellte.

Tokyo, dachte ich. Es war in meiner Erinnerung verblasst.

31

Zu Hause in Shibuya angekommen, sah ich die Post durch und hörte den Anrufbeantworter ab. Nichts Aufregendes, nur der übliche berufliche Kleinkram. Eine Anfrage wegen eines Manuskripts für die nächste Ausgabe, Klagen über mein Verschwinden, ein neuer Auftrag und so weiter. Aus Bequemlichkeit ignorierte ich alles. Erklärende Entschuldigungen wären viel zu umständlich gewesen. Einfacher und schneller ging es, wenn ich die Aufträge gleich erledigte. Mir war jedoch auch klar, dass ich zu nichts anderem mehr kommen würde, sobald ich mich auf das Schneeschaufeln einließ. Daher ließ ich sämtliche Arbeiten erst einmal liegen, natürlich auch aus mangelnder Loyalität. Zum Glück hatte ich im Moment noch keine Geldsorgen, und alles Weitere würde sich schon zeigen. Bisher hatte ich alle Aufträge immer ohne zu murren erledigt. Nun wollte ich einmal nach meiner Fasson leben. Darauf hatte ich ein Recht.

Ich rief bei Makimura an. Freitag war am Apparat und verband mich sofort mit seinem Herrn und Meister. Ich erstattete kurz Bericht über den Hawaii-Aufenthalt. Yuki erhole sich dort wunderbar, und es sei nichts Problematisches vorgefallen.

»Fein«, sagte er. »Ich bin Ihnen sehr dankbar. Ich rufe Ame morgen an. Hat das Geld denn gereicht?«

»Aber ja«, sagte ich. »Es ist sogar noch etwas übrig.« »Brauchen Sie es auf. Es gehört Ihnen.«

»Ich würde Sie gern noch etwas fragen«, sagte ich. »Die Sache mit der Frau.«

»Ach so, ja, ja«, sagte er lässig.

»Wie haben Sie das eigentlich arrangiert?«

»Über einen Callgirl-Club. Das war doch wohl offensichtlich, oder? Sie haben doch hoffentlich nicht die ganze Nacht über nur Karten gespielt?«

»Nein, das meine ich nicht. Wie können Sie eine Frau in Honolulu von Tokyo aus bestellen? Ich wüsste gern, wie das funktioniert, aus purer

Neugierde.«

Makimura antwortete nicht gleich. Vermutlich dachte er über den Grund meiner Neugierde nach. »Sie müssen sich das wie einen internationalen Paketdienst vorstellen. Ich rufe die Organisation in Tokyo an und sage denen, sie sollen eine Frau dann und dann zu Ihnen schicken. Hier in Tokyo setzen sie sich dann mit dem Vertragspartner in Honolulu in Verbindung, woraufhin die ein Mädchen schicken. Ich zahle in Tokyo. Nach Abzug einer Provision wird das restliche Geld nach Honolulu überwiesen, wo man ebenfalls eine Vermittlungsgebühr kassiert. Was übrig bleibt, bekommt das Mädchen. Ganz einfach. Es gibt eben alle möglichen Systeme.«

»Scheint so«, sagte ich. Internationaler Paketdienst.

»Ja, es ist zwar kostspielig, aber bequem. So kann man überall auf der Welt mit tollen Frauen Sex haben. Das lässt sich von Tokyo aus vorbestellen. Keine lästige Sucherei, wenn man sich anderswo aufhält, kein Risiko. Keine unfreundlichen Auftritte von Zuhältern. Und als Spesen absetzbar.«

»Die Nummer dieser Organisation können Sie mir wohl nicht verraten?«

»Nein, leider unmöglich. Das ist alles absolut vertraulich. Es sind nur Mitglieder zugelassen, und für eine Mitgliedschaft existieren äußerst strenge Aufnahmekriterien. Geld, gesellschaftliche Stellung, Vertrauenswürdigkeit. Sie kommen da überhaupt nicht in Frage, schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Ich verstoße bereits gegen die Vorschriften, indem ich Ihnen erkläre, wie das System funktioniert. Damit erweise ich Ihnen schon eine Gunst.«

Ich dankte ihm für seine gnädige Geste.

»Die Frau war doch bestimmt toll, oder?«

»Ja, doch, kann man sagen.«

»Freut mich zu hören. Ich habe sie nämlich ausdrücklich darum gebeten«, erklärte Makimura. »Wie hieß sie denn?« »June«, sagte ich. »Wie der Monat.«

»June, wie der Monat«, wiederholte er. »Weiß?« »Weiß?«

»Na, eine Weiße.«

»Nein, aus Südostasien, vermute ich.«

»Ich werde sie mal ausprobieren, wenn ich das nächste Mal in Honolulu bin«, sagte er. Da es sonst nichts mehr zu bereden gab, dankte ich ihm und legte auf.

Als Nächstes rief ich Gotanda an. Wie üblich meldete sich nur sein Anrufbeantworter. Ich hinterließ ihm die Nachricht, dass ich wieder in Tokyo sei und er mich zurückrufen solle. Inzwischen neigte sich der Tag bereits dem Ende zu, und ich sprang in meinen Subaru und fuhr noch schnell zum Aoyama-Boulevard, um einzukaufen.

Zuerst besorgte ich wie üblich den dressierten Salat bei Kinokunya. Vielleicht besitzt der Delikatessen-Supermarkt tief in den Bergen Nagoyas oder sonstwo eigene Farmen für dressiertes Gemüse. Riesige Areale, vermutlich mit Stacheldraht umzäunt wie das Gefangenenlager in dem Film *Gesprengte Fesseln,* Wachtürme und mit Maschinenpistolen bewaffnete Aufseher würden sich hier gut machen. An diesem Ort werden Salatköpfe und Selleriestauden einer unglaublichen Dressur unterzogen, bis sie unsere Vorstellung von Gemüse weit in den Schatten stellen. Während ich meinen Phantasien nachhing, packte ich außerdem Fleisch, Fisch, Tofu und Pickles in meinen Einkaufswagen.

Es gab keine Nachricht von Gotanda, als ich nach Hause zurückkehrte. Am nächsten Morgen, nach einem kurzen Frühstück bei Dunkin' Donuts, ging ich in die Bibliothek und durchforstete die Tageszeitungen der letzten zwei Wochen. Natürlich wollte ich wissen, ob die Ermittlungen zu Mays Tod entscheidend vorangekommen waren. Ich schaute die Ausgaben von *Asahia, Mainicki* und *Yomiuri* sehr aufmerksam durch, entdeckte jedoch keine einzige Zeile zu dem Fall. Nur Wahlergebnisse, ein Kommentar von Revchenko, ein großer Bericht über Kriminalität in Schulen und eine Notiz, dass ein Beach-Boys-Konzert im Weißen Haus abgeblasen worden war, weil ihre Musik für zu unschicklich befunden wurde. So 'n Quatsch. Wenn man den Beach Boys aus Gründen der Unschicklichkeit den Auftritt im Weißen Haus verwehrt, müsste Mick Jagger eigentlich dreimal auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, jedenfalls keine Nachricht über den Mordfall in Akasaka.

Dann schaute ich die zurückliegenden Nummern diverser Wochenzeitschriften durch und wurde fündig. Der Artikel trug die geschmacklose Überschrift: *Splitternackte Schöne erdrosselt im Hotel Q in Akasaka aufgefunden.* Da echte Fotos von Toten in Zeitungen nicht abgebildet werden dürfen, war das Gesicht der Toten als Phantombild dargestellt, vermutlich von einem Polizeizeichner angefertigt. Zugegeben, das Bild ähnelte May, aber nur weil ich bereits wusste, dass sie damit gemeint war. Jemand, der die Abbildung zu sehen bekam, ohne den Kontext zu kennen, hätte sie vermutlich nicht so ohne weiteres erkannt. Die Details waren zwar alle gut getroffen, aber eine entscheidende Sache fehlte. Das Bild vermittelte nicht dieses gewisse Etwas, das sie geprägt hatte. Es zeigte nur die tote May. Die lebendige May hingegen war warm gewesen. Voller Hoffnungen und Illusionen, intelligent - eine liebevolle, leidenschaftliche und versierte Schneeschauflerin. Deshalb hatten wir so gut miteinander kommuniziert, unsere Illusionen geteilt. Sie war ein Mensch, der kindlich naiv beim Frühstück »Kuckuck« rufen konnte. Die Zeichnung dagegen wirkte erbärmlich und schmuddelig. Ich schüttelte den Kopf, schloss die Augen und seufzte tief. Beim Anblick des Bildes wurde mir erneut bewusst, dass May tatsächlich tot war, dass sie nicht mehr existierte. Es ließ mich den Verlust ihrer Person viel stärker empfinden, als es die Leichenfotos vermocht hatten. Sie war tot - definitiv, für alle Zeit. Sie würde nie mehr zurückkehren. Ihr Leben war aufgesogen in ein schwarzes Nichts.

Der Artikel war genauso schäbig wie die Zeichnung. Darin stand, dass eine junge Frau, der Schätzung nach Mitte zwanzig, im Zimmer eines Luxushotels in Akasaka mit einem Strumpf erwürgt aufgefunden worden war, splitternackt, ohne einen einzigen Nachweis ihrer Identität. Der an der Rezeption angegebene Name sei falsch gewesen und so weiter und so fort - all das, was ich bereits von der Polizei erfahren hatte. Doch am Ende des Artikels gab es einen auch für mich neuen Hinweis: Die Polizei ermittelte im Zusammenhang mit einem Callgirl-Ring, einem exklusiven Club, der sexuelle Zusammenkünfte in Luxushotels arrangierte. Ich brachte den Stoß Zeitschriften zum Ständer zurück und setzte mich, um nachzudenken.

Wieso konzentrierte sich die Polizei bei ihren Ermittlungen auf die Prostituiertenszene? Waren sichere Beweise aufgetaucht? Ich konnte natürlich unmöglich Fischer oder Schöngeist anrufen und mich nach dem Fortgang erkundigen.

Ich verließ die Bibliothek und nahm ein einfaches Mittagessen ein. Dann schlenderte ich durch die Gegend, in der Hoffnung, auf eine großartige Idee zu kommen. Vergeblich. Die Frühlingsluft war drückend schwül und kribbelte auf meiner Haut. Mir fiel nichts Vernünftiges ein. Ich ging zum Meiji-Schrein, legte mich dort ins Gras und stierte in den Himmel.

Prostitution - ein *internationaler Paketdienst.* In Tokyo bestellen, in Honolulu genießen. Systematisch, effizient, kultiviert. Kein Schmuddelsex. Professionell. Egal, wie verwerflich eine Sache ist, bei Überschreitung einer gewissen Grenze werden die moralischen Kriterien außer Kraft gesetzt. Denn nun entsteht eine ganz eigenständige Illusion. Ist die Illusion erst einmal erzeugt, dann verhält sie sich wie jede Ware. Der hoch entwickelte Kapitalismus produziert Waren für jede beliebige Nische. *Illusion* - das war hier das Schlüsselwort. Ob Prostitution oder Menschenhandel, Diskriminierung, Angriffe auf Personen oder sexuelle Perversion - eine hübsche Verpackung, ein hübsches Etikett genügt, damit daraus eine propere Ware wird. Nicht mehr lange, und man wird im Seibu-Kaufhaus Callgirls per Katalog bestellen können. Auf uns können Sie sich verlassen.

Ich starrte in den Himmel und dachte an Sex.

Am liebsten würde ich mit Yumiyoshi, dem Mädchen aus Sapporo, schlafen. Das war gar nicht so undenkbar. Ich stellte mir vor, dass ich mit einem Fuß ihre Tür blockierte - genau wie der unsägliche Kommissar neulich - und zu ihr sagte: »Du musst mit mir schlafen. Unbedingt.« Und dann würde ich mich mit ihr hinlegen und sie behutsam entkleiden, als packte ich ein Geschenk aus. Ihr den Mantel ausziehen, die Brille abnehmen, den Pullover über den Kopf streifen. Dann würde sie sich in May verwandeln.

»Kuckuck«, sagte May. »Findest du meinen Körper aufregend?«

Bevor ich antworten konnte, war die Nacht vorbei. Kiki lag neben mir.

Gotandas grazile Finger glitten über ihren Rücken. Die Tür ging auf, und Yuki betrat den Raum. Sie sah mich und Kiki eng umschlungen im Bett liegen. Nicht Gotanda, sondern ich lag da. Nur die Hand war seine. Ich war derjenige, der mit Kiki schlief.

»Das darf doch nicht wahr sein!«, rief Yuki. »Ich kann das einfach nicht glauben.«

»Es ist nicht so, wie du denkst«, sagte ich.

»Was ist denn los?«, wiederholte Kiki zum soundsovielten Male. Ein Tagtraum. Ein wüster, chaotischer Tagtraum. *Es ist nicht so,* erklärte ich. *Yumiyoshi ist diejenige, mit der ich schlafen möchte.* Aber daraus wurde nichts. Alles ging drunter und drüber.

Die Verknüpfungen verhedderten sich. Zuerst muss ich das Knäuel entwirren. Sonst bleibt mir am Ende gar nichts.

Ich verließ das Gelände des Meiji-Schreins und ging in ein vorzügliches Café in einer Seitenstraße in Harajuku, wo ich einen starken, heißen Kaffee trank. Danach ging ich gemütlich nach Hause.

Am späten Nachmittag rief Gotanda an.

»Hör mal, im Moment bin ich arg im Stress«, sagte er. »Können wir uns heute Abend sehen? So gegen acht oder neun?«

»Klar, ich habe Zeit.«

»Gut, lass uns was essen und trinken gehen. Ich hol dich ab.«

Ich packte meine Reisetasche aus und sichtete die Reisequittungen. Säuberlich sortierte ich sie in solche für Makimura und meine eigenen. Die Hälfte der Mahlzeiten und den Leihwagen sollte er bezahlen, ebenso Yukis persönliche Ausgaben - Surfbrett, Kassettenrekorder, Badeanzug ... Ich schrieb sämtliche Posten auf und steckte die Liste in einen Umschlag. Die restlichen Travellerschecks legte ich dazu; ich würde sie bei der Bank einlösen und ihm das Geld so bald wie möglich zurückgeben. Solche Dinge erledige ich immer schnell und gewissenhaft, nicht weil ich Bürokram mag, sondern weil ich Schluderei in Geldangelegenheiten nicht ausstehen kann.

Als ich damit fertig war, kochte ich mir als Zwischenmahlzeit Spinat mit

getrockneten kleinen Fischen. Dazu trank ich ein Bier - Black Label Kirin. Dann nahm ich mir Haruo Satos Kurzgeschichten vor, die ich vor einigen Jahren schon einmal gelesen hatte. Es war ein gemütlicher Frühlingsabend ohne besondere Vorkommnisse. Das Blau des Abendhimmels verdunkelte sich zunehmend, als würde es mit Pinselstrichen wieder und wieder übermalt, bis es sich in Nacht verwandelte.

Als ich vom Lesen genug hatte, legte ich Schuberts Opus 100, gespielt vom Stern-Rose-Istomin-Trio, auf - ein Stück, das ich traditionell zu Beginn des Frühlings höre. Es passt zu der melancholischen Stimmung dieser lauen Nächte, in denen sogar mein Innerstes in dieses bläuliche, sanfte Dämmerlicht getaucht wird. Ich schloss die Augen und sah im tiefen Dunkel sechs weiße Skelette auftauchen. Das Leben versank in einem finsteren Nichts, vor mir lagen nur die blanken Knochen, hart wie Erinnerungen.

Gotanda kam um zwanzig vor neun mit seinem Maserati vorgefahren, der ziemlich fehl am Platz wirkte, genau wie damals die Mercedes-Limousine. Dafür konnte natürlich niemand etwas. Manche Dinge passen einfach nicht zueinander. Die Menschen haben eben einen unterschiedlichen Lebensstil.

Gotanda trug ein völlig normales blaues Hemd mit offenem Kragen unter einem völlig normalen grauen Pullover mit V-Ausschnitt und eine völlig normale Baumwollhose. Und trotzdem wirkte er extravagant - so auffällig wie Elton John, wenn er in orangefarbenem Hemd und lila Jackett Luftsprünge vollführt.

Gotanda klopfte an meine Tür und lächelte breit, als ich ihm öffnete.

»Möchtest du einen Moment reinkommen?«, fragte ich, da er neugierig ins Zimmer spähte.

»Hübsch hier«, sagte er mit einem scheuen Lächeln und so charmant, dass man ihn am liebsten für eine Woche zum Bleiben eingeladen hätte. Die räumliche Enge schien ihn tief zu beeindrucken. »Weckt alte Erinnerungen«, sagte er. »Ich habe auch mal in so einer Bude gehaust, als ich noch nicht so prominent war.«

Bei jedem anderen hätte diese Bemerkung unglaublich anmaßend geklungen, aber aus seinem Munde wirkte sie wie ein Kompliment, ehrlich und unverblümt.

Mein Apartment war in vier Räume unterteilt: Wohnzimmer, Küche, Bad und Schlafzimmer. Alle ziemlich eng. Die Küche glich eher einem breiteren Korridor, gerade groß genug für einen hohen, schmalen Geschirrschrank und einen Essplatz für zwei Personen. Das Schlafzimmer war auch nicht geräumiger; mit dem Bett, dem Kleiderschrank und dem Arbeitstisch war es voll. Das Wohnzimmer bot ein bisschen Platz, da ich kaum etwas hineingestellt hatte, nur ein Bücherregal, ein Plattenregal und die Stereoanlage. Keinen Tisch, keine Stühle. Dafür zwei Sitzkissen von Marimekko, die man auch als Rückenpolster an die Wand lehnen konnte,

was sehr gemütlich war.

Ich erklärte Gotanda, wie er es sich auf den Kissen bequem machen konnte, und stellte den niedrigen Klapptisch auf, den ich nur aus dem Wandschrank holte, wenn ich ihn brauchte. Dann servierte ich dunkles Bier und mein Spinatgericht und legte nochmals die Schubert-Platte auf.

»Phantastisch!«, rief Gotanda. Es klang nicht nach einer Höflichkeitsfloskel, sondern ganz aufrichtig.

»Soll ich noch etwas zu essen machen?« »Macht das nicht zu viele Umstände?«

»Aber nein. Geht ganz schnell. Nichts Umwerfendes, aber für einen kleinen Imbiss reicht's.«

»Darf ich zuschauen?«

»Na klar«, sagte ich.

Ich bereitete ein paar Snacks zu: Frühlingszwiebeln mit Salzpflaumen. Wakame-Algen und Krabben in Vinaigrette. Fischbällchen, hauchdünn in Scheiben geschnitten, mit Meerrettich und geriebenem Rettich. Dünne Kartoffelscheiben, gebraten in Olivenöl und Knoblauch, mit gehackter Salami. Geraspelte Gurken. Es waren auch noch Hijiki-Algen und Tofu da. Und als Beilage einen großen Batzen von geriebenem Ingwer.

»Großartig«, seufzte Gotanda. »Du bist genial.«

»Ach was, das ist ganz schnell zubereitet. Reine Übungssache. Wichtig ist nur, dass man die vorhandenen Zutaten einfallsreich zubereitet.«

»Trotzdem genial. Ich brächte so etwas nicht zustande.«

»Und ich könnte keinen Zahnarzt spielen. Jeder hat seine Vorzüge. *Different strokes for different folks.*«

»Genau. Weißt du was, heute Abend bleiben wir einfach hier, wenn es dir nichts ausmacht.«

»Meinetwegen gern«, sagte ich.

Wir tranken und aßen. Als das Bier alle war, wechselten wir zu Cutty Sark. Wir hörten Sly & The Family Stone, Doors, Stones, Pink Floyd und *Surfs Up* von den Beach Boys. Ein Sechziger-Jahre-Revival. Loving Spoonful, Three Dog Night. Hätte sich ein ernsthafter Außerirdischer hierher verirrt,

er hätte geglaubt, er sei in eine Zeitschleife geraten.

Ein Außerirdischer schaute zwar nicht vorbei, aber ab zehn Uhr fing es draußen an zu nieseln. Sanft und leise. Gerade noch vernehmbar in der Traufe. Fast so leise wie der Tod.

Zu späterer Stunde legten wir dann keine Platten mehr auf. Mein Apartment hatte nicht so schalldichte Wände wie Gotandas Wohnung. Wenn ich nach elf Uhr Musik spielte, wären die Nachbarn verärgert. Dem Regen lauschend, sprachen wir über die Tote. Die Polizei sei mit ihren Ermittlungen bisher kaum vorangekommen, berichtete ich. Ja, leider, sagte Gotanda, der ebenfalls die Zeitungen und Zeitschriften durchforstet hatte.

Ich öffnete eine zweite Flasche Cutty Sark, und mit dem ersten Glas stießen wir auf May an.

»Die Bullen haben sich in ihren Ermittlungen jetzt auf einen Callgirl-Ring konzentriert«, sagte ich. »Sie müssen irgendeinen Anhaltspunkt in die Hände bekommen haben. Ich befürchte, sie stoßen eventuell auch auf dich.«

»Möglich wäre es«, sagte Gotanda und zog leicht die Augenbrauen zusammen. »Aber ich nehme an, es passiert nichts. Ich war auch etwas nervös und habe mich ganz beiläufig bei meinen Leuten in der Agentur erkundigt, ob der Club absolut die Diskretion wahrt. Und weißt du was? Offenbar hat der Club ziemlich viele politische Beziehungen. Ein paar hohe Tiere gehören auch zur Klientel. Selbst wenn die Bullen da zu schnüffeln anfangen, wird der Club sich schon zu helfen wissen. Da kommen sie also nicht weit. Und meine Agentur hat ebenfalls einen Draht zu politischen Kreisen. Kein Wunder, denn sie hat einige der großen Stars unter Vertrag. Außerdem unterhält sie Verbindungen zu Syndikaten. Also wird man dort schon dafür sorgen, dass nichts rauskommt. Da ich für die Agentur sozusagen eine Goldgrube bin, werden sie mich selbstverständlich decken. Sie wären immerhin die Leidtragenden, wenn ich in einen Skandal verwickelt werde und nicht mehr als Ware gehandelt werden kann. Für sie bin ich eine wichtige Investition. Klar, wenn du gleich zu Anfang meinen Namen erwähnt hättest, hätte die Polizei mich ohne weiteres drangekriegt. Du warst das einzige direkte Verbindungsglied. Da hätten mir politische Be-

ziehungen auch nicht helfen können. Aber darüber brauche ich mir jetzt keine Sorgen mehr zu machen. Alles Weitere ist ein Kräftespiel, System gegen System.«

»Ein schmutziges Gewerbe«, sagte ich.

»In der Tat. Schmutzig bis ins Mark.«

»Zwei Stimmen für schmutzig.«

»Wie bitte?«

»Zwei Stimmen für schmutzig. Antrag angenommen.«

Er nickte und lächelte bitter. »Genau, zwei Stimmen für schmutzig. Keiner schert sich um die Ermordete, alle denken nur daran, die eigene Haut zu retten. Ich eingeschlossen.«

Ich ging in die Küche, um Eiswürfel nachzufüllen, und brachte Cracker und Käse mit.

»Ich hätte eine Bitte«, sagte ich. »Ich möchte, dass du den Club anrufst und für mich eine Frage stellst.«

Er zwickte sich ins Ohrläppchen. »Was willst du denn wissen? Alles, was mit dem Mordfall zu tun hat, ist tabu. Sie würden niemals etwas ausplaudern.«

»Es hat gar nichts damit zu tun. Ich möchte gern etwas über ein Callgirl in Honolulu erfahren. Mir wurde gesagt, man kann über den Club auch Mädchen im Ausland bestellen.«

»Von wem weißt du das?«

»Hat mir jemand erzählt. Sein Name spielt keine Rolle. Ich könnte mir vorstellen, dass die Organisation, von der dieser Typ gesprochen hat, identisch ist mit dem Club, den du kennst. Man muss nämlich reich, vertrauenswürdig und prominent sein, um Mitglied zu werden. Ich käme da nicht in Frage, wurde mir gesagt.«

Gotanda lächelte. »Ja, von diesem System, dass man per Telefon eine Frau im Ausland bestellen kann, habe ich schon gehört. Ausprobiert habe ich es noch nicht. Es könnte sich durchaus um denselben Club handeln. Was möchtest du über das Mädchen in Honolulu denn wissen?«

»Erkundige dich einfach, ob es eine Südostasiatin namens June gibt.«

Gotanda dachte kurz nach, fragte aber nicht weiter. Er notierte sich den Namen in seinem Notizbuch.

»June ... und weiter?«

»Also hör mal, sie ist ein Callgirl!«, sagte ich. »Einfach nur June. Wie der Monat.«

»Okay, morgen rufe ich dort an«, versprach er.

»Danke, ich werde mich revanchieren«, sagte ich.

»Vergiss es. Verglichen mit dem, was du für mich getan hast, ist das eine Bagatelle. Sei unbesorgt.« Zwinkernd formte er ein Okay mit Daumen und Zeigefinger. »Warst du eigentlich allein auf Hawaii?«

»Wer reist schon allein nach Hawaii? Ich war natürlich mit einem Mädchen dort. Einem umwerfend hübschen Mädchen sogar. Sie ist allerdings erst dreizehn.«

»Was, du hast mit einer Dreizehnjährigen geschlafen?« »Quatsch. Sie hat doch noch gar keinen Busen.« »Warum bist du dann mit ihr verreist?«

»Um ihr Tischmanieren beizubringen, ihr den Sexualtrieb zu erläutern, über Boy George zu lästern, E. T im Kino zu sehen und so weiter.«

Gotanda sah mich lange an und lächelte dann ein wenig gequält. »Verrückt«, sagte er. »Alles, was du tust, ist immer irgendwie ein bisschen verrückt. Wieso eigentlich?«

»Wieso? Es ist gar nicht meine Absicht. Die Ereignisse treiben in diese Richtung. Bei May war es genauso. Niemand kann etwas dafür. Es ergibt sich einfach.«

»Hin«, machte er. »Hattest du denn schöne Ferien?« »Sicher.«

»Du hast ja auch gut Farbe bekommen.« »Sicher.«

Gotanda trank einen Schluck Whiskey und knabberte an einem Cracker.

»Während du weg warst, habe ich meine Exfrau ein paar Mal getroffen«, sagte er. »Es lief ganz gut. Hört sich vielleicht komisch an, aber Sex mit der Exfrau kann richtig Spaß machen.«

»Kann ich mir vorstellen«, erwiderte ich.

»Wie wär's, wenn du dich auch mit deiner Ex triffst?«

»Keine Chance. Sie wird demnächst wieder heiraten. Habe ich dir das

noch nicht erzählt?«

Gotanda schüttelte den Kopf. »Nein, davon weiß ich nichts. Schade.«

»Ach, es ist besser so«, sagte ich aufrichtig. »Aber wie steht es mit deiner?«

Er schüttelte den Kopf. »Es ist zum Verzweifeln. Völlig hoffnungslos. Anders kann ich es nicht nennen. Ein Neubeginn würde zu nichts führen. Aber so verstehen wir uns besser als je zuvor. Wir können uns nur heimlich in einem Motel treffen, wo man anonym bleiben und zusammen schlafen kann. Wir fühlen uns wohl, wenn wir zusammen sind. Wie ich dir bereits sagte, wir haben tollen Sex miteinander. Wir verstehen uns ohne Worte. Jeder weiß, was in dem anderen vorgeht. Es herrscht ein viel tieferes Verständnis als damals in unserer Ehe. *Wir lieben uns,* um es genau zu sagen. Aber das wird nicht ewig so weitergehen. Wir können uns nicht immer in Absteigen verkriechen, das würde uns seelisch und körperlich auszehren. Irgendwann kommt die Boulevardpresse dahinter, und dann gibt es einen Skandal. Wenn die Paparazzi uns aufspüren, werden sie mich fressen, und zwar bis auf die Knochen. Wir treiben ein gefährliches Spiel. Ich bin mit den Nerven fertig. Wie gern würde ich ein ganz normales, ordentliches Leben mit ihr führen, ohne das Licht der Öffentlichkeit scheuen zu müssen! Das ist mein innigster Wunsch. Gemütlich zusammen essen und spazieren gehen.

Kinder möchte ich auch haben. Aber das sind natürlich Luftschlösser. Mit ihrer Familie werde ich mich nie aussöhnen. Sie haben mir unverzeihliche Dinge angetan, und ich bin dann gegen sie vorgegangen. Das Einfachste wäre, sie würde sich von ihrer Sippe lossagen, aber das bringt sie nicht übers Herz. Es ist wirklich eine gemeine Bande. Die nutzen sie aus bis zum Gehtnichtmehr. Und sie weiß das. Und kommt trotzdem nicht los von ihnen. Sie sind zusammengewachsen wie siamesische Zwillinge. Unzertrennlich. Es ist ausweglos.«

Gotanda schwenkte sein Glas, sodass die Eiswürfel klirrten. »Es ist schon merkwürdig«, sagte er mit einem bitteren Lächeln. »Ich bekomme fast alles, was ich will, außer dem, was ich mir wirklich wünsche.«

»Tja, so ist das nun mal«, sagte ich. »Aber die Dinge, die ich erreichen konnte, waren schon immer sehr beschränkt. Also kann ich gar nicht mitreden.«

»Das stimmt nicht«, entgegnete Gotanda. »Du wünschst dir solche Dinge gar nicht erst. Oder wolltest du etwa einen Maserati oder eine Luxuswohnung in Azabu?«

»Sehr scharf bin ich nicht darauf. Im Moment brauche ich so was nicht. Der Subaru und das bescheidene Apartment genügen mir vollkommen. Na ja, vollkommen ist vielleicht etwas übertrieben - sie entsprechen mir, sind behaglich und bereiten mir keine Umstände. Aber wer weiß? Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der ich solche Dinge brauche und mir wünsche.«

»Nein, das glaube ich nicht. Solche Dinge sind absolut nicht nötig. Der Wunsch danach ist nicht natürlich, sondern künstlich erzeugt. Mir ist es egal, wo ich wohne. Ob nun in Itabashi oder Kameido oder Nakano - Hauptsache, man hat ein Dach über dem Kopf. Das reicht für ein zufriedenes Leben. Aber die Leute von der Agentur meinen, als Star müsse man unbedingt in Minatoku wohnen. Deshalb haben sie mir die Wohnung in Azabu gemietet. Blödsinn. Was ist denn so toll an diesem Bezirk? Eine Reihe neppiger Schickimicki-Restaurants, die von Modedesignern betrieben werden, dieser grässliche Tokyo Tower und vulgäre Frauen, die sich bis in die Morgenstunden dort rumtreiben. Mit dem Maserati ist es das Gleiche. Mir würde ein Subaru genügen. Klasse Wagen. Wer fährt schon einen Maserati in Tokyo? Das hat sich ebenfalls die Agentur ausgedacht. Ein Filmstar fährt doch keinen Subaru oder Bluebird oder Corona! Es muss partout ein Maserati sein. Sündhaft teuer, obwohl es nicht einmal ein Neuwagen war. Er gehörte vorher einem Volksliedsänger.«

Er goss sich Whiskey über das fast geschmolzene Eis, nahm einen Schluck und verzog das Gesicht.

»Das ist also die Welt, in der ich lebe. Minatoku, ein europäischer Sportwagen und eine Rolex am Handgelenk. Damit gehört man zur High Society. Verdammte Scheiße. Völliger Schwachsinn. Ich will damit nur sagen, dass die vermeintlichen Bedürfnisse künstlich erzeugt werden. Dass

sie unnatürlich sind. *Reine Fassade.* Niemand braucht so etwas, aber es wird einem vorgegaukelt, dass man es haben muss. Es ist ganz einfach, man muss die Leute nur mit den Botschaften bombardieren: Wohnung in Minatoku, BMW, Rolex. Und das oft genug wiederholen, um es ihnen einzubleuen: Wohnen in Minatoku, BMW, Rolex. Manche glauben tatsächlich, sie könnten sich damit von der Masse abheben. Ich bin *anders als die anderen.* Und dabei merken sie gar nicht, dass sie im Endeffekt *genau wie alle anderen* sind, weil es ihnen nämlich an Phantasie mangelt. Alles unecht - künstliche Botschaften, nichts als Illusion. Mir hängt dieser ganze Kram zum Hals raus. Ich würde so gern ein stinknormales Leben führen. Aber nein, die Agentur hat mich in der Hand. Wie ein Anziehpüppchen. Und ich muss alles stillschweigend über mich ergehen lassen, da die Kredite mich binden. Niemand schert sich darum, was ich gerne möchte. Ich lebe in einer Luxuswohnung in Minatoku, fahre einen Maserati, trage eine Patek-Philippe-Uhr und schlafe mit Edelnutten. Manche Leute beneiden mich vermutlich darum. Aber mir kann das ganze Zeug gestohlen bleiben. Solange ich dieses Leben weiterführe, werde ich nicht das bekommen, was ich wirklich will.«

»Zum Beispiel Liebe.«

Ja, zum Beispiel Liebe. Ein friedlicher Alltag. Eine intakte Familie. Ein bescheidenes Leben«, fuhr er fort und faltete die Hände vor dem Gesicht. »Begreifst du? Ich hätte es haben können, wenn ich nur gewollt hätte. Ungelogen. Das ist keine Prahlerei.«

»Ich weiß, dass du kein Angeber bist. Es ist wahr«, sagte ich.

»Wenn ich etwas in Angriff genommen habe, hat es geklappt. Ich hatte zahlreiche Möglichkeiten, Gelegenheiten und Fähigkeiten. Aber letzten Endes bin ich zu einer bloßen Marionette geworden. Ich bekomme fast jede Frau, die sich nachts hier herumtreibt, ins Bett. Ich schwöre es dir. Aber mit der Frau, die ich tatsächlich möchte, ist kein Zusammenleben möglich.«

Gotanda war ziemlich betrunken. Man sah es ihm zwar nicht gerade an, aber er war redseliger als gewöhnlich. Ich konnte seine Gemütsverfassung jedoch gut verstehen. Es war bereits Mitternacht, und ich fragte ihn, ob er

das wisse.

»Ja, morgen habe ich erst am Mittag einen beruflichen Termin. Ich habe also Zeit. Wie steht's mit dir? Störe ich dich auch nicht?«

»Für mich ist es okay. Ich habe nach wie vor nichts zu tun«, erwiderte ich.

»Tut mir Leid, dass ich dir so auf die Pelle rücke, aber ich habe sonst niemanden zum Reden, ehrlich. Alle würden mich für übergeschnappt halten, wenn ich erzählen würde, dass ich statt einem Maserati lieber einen Subaru fahren würde. Sie würden mich sofort zu einem Psychoanalytiker schleppen. Das ist ja inzwischen salonfähig. Unglaublich. Ein Psychiater, der aufs Showbusiness spezialisiert ist, kommt mir vor wie ein Reinigungsexperte für Kotze.« Er schloss einen Moment die Augen. »Ach, jetzt habe ich dir schon wieder die Ohren voll gejammert.«

»Du hast ziemlich oft Scheiße gesagt.«

»Wirklich?«

»Sprich dich ruhig aus, wenn dir danach ist.«

»Nein, genug davon. Tut mir wirklich Leid, dass ich diesen ganzen Müll hier ablade. Aber all diese gottverdammten Idioten, nichts als Scheißtypen um mich herum. Es ist einfach zum Kotzen. Mir steht das Ganze bis hier.«

»Na, dann spuck's aus.«

»Es wimmelt nur so von diesen Arschlöchern.« Gotanda schleuderte die Worte aus sich heraus. »Blutsauger der Großstadt, die anderer Leute Begierden ausbeuten, um sich am Leben zu erhalten. Natürlich sind nicht alle verdorben, ein paar Ausnahmen gibt es noch. Aber die meisten sind Arschlöcher. Aalglatte Typen, die sich überall geschickt hindurchlavieren, ihre Position dazu benutzen, um an Geld und an Frauen zu kommen. Hässliche, fette Ärsche, die sich groß aufspielen. Das ist mein Milieu. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie viel Idioten da rumlaufen. Hin und wieder bin ich gezwungen, mit denen saufen zu gehen. Dann muss ich mich ganz schön zusammenreißen, dass ich nicht den Kopf verliere und ihnen an die Gurgel gehe. Diesen Abschaum umzubringen wäre die reinste Energieverschwendung.«

»Warum nicht gleich mit einer Eisenstange? Erwürgen dauert viel zu

lange.«

»Da hast du Recht«, sagte Gotanda. »Aber ich möchte sie lieber erwürgen. Einen schnellen Tod hätten sie nicht verdient.«

»Stimmt auch wieder«, sagte ich. »Treffendes Argument.«

»In Wirklichkeit haben wir ...« Gotanda unterbrach sich und seufzte. Dann faltete er wieder die Hände vor dem Gesicht. »Jetzt ist mir schon viel wohler.«

»Das freut mich«, sagte ich. »Wie König Midas mit den Eselsohren. Du buddelst ein Loch in die Erde und brüllst hinein. Es tut gut, sich mal auszusprechen.«

»Ganz meine Meinung.«

»Wie wär's mit einer Schale Reisbrühe?«, fragte ich. »Gern.«

Ich kochte Tee, gab getrocknete Nori-Algen, Salzpflaumen und Wasabi-Meerrettich in zwei Schälchen und goss den Tee darüber. Schweigend schlürften wir unsere Suppe.

»Aus meiner Sicht verstehst du es, das Leben zu genießen«, sagte Gotanda.

Ich lehnte mich an die Wand und lauschte dem Plätschern des Regens. »Na ja, hin und wieder gelingt es mir schon. Aber so recht glücklich bin ich nicht. Auch mir fehlt etwas. Da geht es mir wie dir. Ich tanze einfach weiter, weil mein Körper inzwischen die Schritte gelernt hat. Manch einer in meinem Umkreis bewundert mich sogar dafür. Aber gesellschaftlich bin ich eine Niete. Ich bin vierunddreißig, ich bin nicht verheiratet, und einen anständigen Beruf habe ich auch nicht. Ich lebe von der Hand in den Mund. Ich kann nicht mal einen Kredit für eine Eigentumswohnung im Sozialbau aufnehmen. Eine intime Beziehung habe ich auch nicht. Was wird in dreißig Jahren aus mir geworden sein?«

»Du kommst schon zurecht.«

»Vielleicht«, entgegnete ich. »Vielleicht auch nicht. Wer weiß? Aber das gilt für jeden.«

»In meinem Leben bin ich nicht einmal *teilweise* glücklich«, sagte Gotanda.

»Mag sein, aber ich glaube, deine Karten sind nicht schlecht.« Er schüttelte den Kopf. »So jemand würde dir wohl nicht endlos die Ohren voll jammern und dir damit auf die Nerven gehen.« »Das kommt schon manchmal vor. Wir reden schließlich über menschliche Probleme und nicht über Bruchrechnen.«

Um halb zwei sagte Gotanda, er wolle langsam aufbrechen.

»Du kannst auch hier schlafen, wenn du willst. Ich habe einen Futon für Gäste, und morgen frühe mache ich uns ein gutes Frühstück«, bot ich ihm an.

Gotanda schüttelte den Kopf. »Danke, das ist sehr nett von dir. Aber ich bin jetzt wieder relativ nüchtern, also kann ich auch nach Hause fahren.« Er schien tatsächlich nicht mehr betrunken zu sein. »Ich hätte aber noch eine Bitte. Du wirst sie vielleicht seltsam finden.«

»Schieß los.«

»Es ist mir peinlich, aber könntest du mir vielleicht eine Zeit lang deinen Subaru leihen? Und ich überlasse dir dafür meinen Maserati? Um die Wahrheit zu sagen, der Subaru ist einfach weniger auffällig. Bei dem Maserati weiß jeder sofort Bescheid. Besonders, wenn ich unbeobachtet meine Frau treffen will.«

»Du kannst den Subaru haben, solange du willst. Ich habe im Moment ohnehin nichts zu tun und benutze ihn kaum. Du kannst ihn also getrost nehmen. Aber ehrlich gesagt, auf dein Gegenangebot möchte ich lieber verzichten. Ich habe nämlich nur einen Mietparkplatz, und wenn sich nachts jemand mit dem Superschlitten einen Streich erlaubt, stehe ich blöd da. Oder angenommen, ich fahre eine Schramme in den Wagen, dann könnte ich das nicht bezahlen. Ich möchte nicht dafür verantwortlich sein.«

»Keine Sorge. Wenn irgendetwas passiert, kümmert sich die Agentur darum. Der Wagen ist voll versichert. Auch wenn du ihn beschädigst. Du kannst ihn sogar im Meer versenken, wenn dir danach ist. Ehrlich. Die kaufen mir dann einen Ferrari dafür. Ein Pornoschriftsteller will nämlich seinen loswerden.«

»Einen Ferrari?«

»Ich weiß, was du sagen willst«, lachte Gotanda. »Du kannst es dir sparen. Es ist sicher schwer vorstellbar, aber in meinem Milieu hat man keine Überlebenschancen, wenn man einen guten Geschmack hat. Leute mit Stil gelten als versponnene Habenichtse. Man erntet dafür nur Mitleid, keine Bewunderung.«

Schließlich fuhr Gotanda mit meinem Subaru weg, während ich seinen Maserati einparkte. Ein hypersensibler, aggressiver Wagen, reaktionsschnell und voller Power. Sobald man Gas gibt, hebt man ab zum Mond.

»Du brauchst dich nicht so zu verausgaben. Bleib ruhig, mein Kleiner«, versuchte ich den Maserati humorvoll zu überzeugen und klopfte dabei aufs Armaturenbrett. Aber der Gute nahm überhaupt keine Notiz von mir. Autos wissen, wen sie vor sich haben. Sieh an, sogar ein Maserati.

33

Am nächsten Morgen ging ich zum Parkplatz, um nach dem Maserati zu sehen. Ich war etwas besorgt, er könnte nachts beschädigt oder gestohlen worden sein, aber er stand wohlbehalten da.

Es war ein kurioser Anblick, ihn an der Stelle vorzufinden, wo sonst der Subaru stand. Ich setzte mich rein und sank in den Sitz, fand aber keine bequeme Position. Wie wenn man aufwacht und neben sich eine unbekannte Frau liegen sieht. Sie mag zwar toll aussehen, ist einem jedoch so fremd, dass man sich nicht wohl fühlt. Man ist angespannt. Ich bin jemand, der Zeit braucht, um sich an neue Dinge zu gewöhnen.

Am Ende bin ich den Maserati nicht einmal gefahren. Stattdessen machte ich einen Spaziergang in die Stadt, schaute mir im Kino einen Film an und kaufte ein paar Bücher. Abends rief Gotanda an, um sich für den Abend zuvor zu bedanken. Keine Ursache, sagte ich.

»Übrigens, die Sache mit Honolulu - ich habe im Club nachgefragt. Man kann tatsächlich von hier aus eine Frau in Honolulu bestellen. Praktisch, was? Wie bei der Zugreservierung: Raucher oder Nichtraucher? So ungefähr.«

»Stimmt.«

»Ich habe auch nach June gefragt. Ich habe einfach gesagt, ein Bekannter hätte mir eine Südostasiatin namens June empfohlen, die soll ich unbedingt ausprobieren. Es hat ein bisschen gedauert, bis sie mir genauere Informationen geben konnten. Normalerweise tun sie so was nicht, aber bei mir haben sie eine Ausnahme gemacht. Ich will damit nicht angeben, aber sie haben mir den Gefallen nur getan, weil ich Stammkunde bin. Ihre Recherche war aufschlussreich. Es gibt tatsächlich ein Callgirl mit dem Namen June. Sie ist Philippina. Soll aber vor drei Monaten verschwunden sein. Sie arbeitet nicht mehr dort.«

»Verschwunden?«, fragte ich zurück. »Du meinst gekündigt?«

»Oh Mann, so weit reichen die Informationen nun auch wieder nicht. Die

Callgirls kommen und gehen, es herrscht eine große Fluktuation in dem Gewerbe. Wie sollte man da jedes Mal die Spuren verfolgen? Sie hat aufgehört und ist nicht mehr im Club. Das war's. Leider.«

»Vor drei Monaten?«

»Ja, vor drei Monaten.«

Daraus ließen sich keine Rückschlüsse ziehen. Ich dankte ihm und legte auf.

Ich ging noch einmal zu Fuß in die Stadt.

June hatte vor drei Monaten gekündigt, aber ich hatte vor zwei Wochen mit ihr geschlafen. Sie hatte mir ihre Telefonnummer gegeben, doch als ich bei ihr anrief, meldete sich niemand. Mysteriös. Ich kannte inzwischen drei Callgirls: Kiki, May und June. Und alle drei waren verschwunden. Eine war ermordet worden, die beiden anderen abgetaucht. Wie vom Erdboden verschluckt. Alle drei standen in Verbindung mit mir. Zwischen mir und ihnen bildeten Gotanda und Makimura das Bindeglied.

Ich ging in ein Café, holte mein Notizbuch hervor und zeichnete ein Diagramm dieses Beziehungsgeflechts. Ziemlich verwickelt. Es sah aus wie die Bündnisse der Großmächte unmittelbar vor dem ersten Weltkrieg.

Halb bewundernd, halb resigniert vertiefte ich mich in das Diagramm. Mir fiel nichts Gescheites dazu ein. Drei Prostituierte, ein Schauspieler, drei Künstler, ein hübscher Teenager sowie eine nervöse Hotelangestellte. Wie wohlwollend man es auch betrachten mochte, es wirkte nicht wie ein normaler Freundeskreis, sondern erinnerte eher an die Beziehungskiste in einem Agatha-Christie-Rornan. »Natürlich! Der Butler war der Mörder!«, sagte ich laut, doch niemand lachte. Blöder Witz.

Das Ganze hatte weder Hand noch Fuß. Sobald man das Knäuel zu entwirren versuchte, verhedderte es sich nur umso mehr. Ich blickte überhaupt nicht mehr durch. Zuerst hatte lediglich eine Linie zwischen Kiki, May und Gotanda bestanden. Nun waren Makimura und June hinzugekommen. Zwischen June und Kiki bestand ebenfalls eine vage Verbindung. Die Telefonnummern, die mir beide hinterlassen hatten, waren identisch. Die Verbindungen tendierten zum Kreis.

»Eine ziemlich harte Nuss, Watson«, sagte ich zu dem Aschenbecher vor mir. Der Aschenbecher gab natürlich keine Antwort. Klug von ihm, sich da rauszuhalten. Alle haben sie Köpfchen - der Aschenbecher, die Kaffeetasse, die Zuckerdose. Sie zeigen keine Reaktion. Tun so, als hätten sie mich gar nicht gehört. Der einzige Trottel bin ich. Andauernd passieren mir solche schrägen Sachen und laugen mich aus. Eine wundervolle Frühlingsnacht und kein Rendezvous in Sicht.

Ich ging nach Hause und versuchte Yumiyoshi zu erreichen, vergeblich. Mir wurde gesagt, sie habe heute Frühschicht gehabt und sei schon gegangen. Vielleicht war sie unterwegs zum Schwimmverein. Ich bekam gleich wieder meinen üblichen Eifersuchtsanfall. Malte mir aus, wie ein knackiger Schwimmlehrer vom Typ Gotanda sie bei der Hand nahm, um ihr die Technik beizubringen. Ich kochte vor Eifersucht. Nur wegen Yumiyoshi verfluchte ich sämtliche Schwimmclubs von Sapporo bis Kairo. Scheiße!

»So 'n Mist. Verdammte Scheiße. Elende Kacke. Es ist einfach zum Kotzen«, äffte ich Gotandas Stimme nach. Wider Erwarten ging es mir durch das laute Fluchen tatsächlich etwas besser. Gotanda könnte auch einen guten Religionsstifter abgeben. Und von morgens bis abends den Leuten predigen: »So ein Mist. Verdammte Scheiße. Verschrumpelte Kacke. Mir ist zum Kotzen zumute.« Käme sicher gut an.

Es machte ihr offensichtlich großen Spaß, an der Rezeption zu arbeiten und mehrmals in der Woche in den Schwimmverein zu gehen. Während ich leise Glücksmomente empfand, wenn ich Schnee schaufelte, meinen Subaru fuhr, alte Platten hörte oder etwas Vernünftiges aß. Das sind wir, sie und ich. Vielleicht würde es gut gehen. Vielleicht aber auch nicht.

Unzureichende Daten. Prognose unmöglich.

Ob ich auch sie früher oder später verletzen würde, sobald wir zusammen wären? So wie meine Exfrau es mir prophezeit hatte? Ihrer Meinung nach verletze ich jede Frau, mit der ich zusammen bin. Bin ich denn unfähig, andere zu lieben, weil ich viel zu egozentrisch bin?

Doch je mehr ich an Yumiyoshi dachte, desto stärker verspürte ich den Wunsch, sofort nach Sapporo zu fliegen, um sie in die Arme zu schließen.

Trotz unzureichender Daten würde ich ihr gerne sagen, dass ich sie lieb habe. Aber es geht nicht. Zuerst muss ich das Knäuel entwirren. Ich kann diese Sache nicht einfach unerledigt liegen lassen. Ich würde sie nur mitschleppen. Der Schatten würde mich auf Schritt und Tritt überallhin begleiten und weiterhin alles trüben. Alles andere als ideal.

Es ging um Kiki. Die bildete das Zentrum der ganzen Angelegenheit. Auf jede erdenkliche Weise versuchte sie, Kontakt mit mir aufzunehmen. Im Kino in Sapporo, in Honolulu Downtown. Schemenhaft kreuzte sie immer wieder meinen Weg. Sie wollte mir irgendeine Botschaft übermitteln, das war offensichtlich. Aber ich verstand die rätselhaften Andeutungen nicht. Was mochte Kiki von mir wollen?

Was sollte ich tun?

Ich wusste es längst.

Einfach nur abwarten.

Abwarten, bis etwas geschah. Es war immer das Gleiche. Sobald ich in der Klemme saß, galt es, nichts zu überstürzen. Einfach nur still abwarten, bis sich etwas ereignete. Ich musste lediglich die Augen offen halten und hoffen, dass sich in dem trüben Dunst etwas rührte. Das hatte ich aus meinen Erfahrungen gelernt. Irgendwann würde es sich schon regen. *Wenn es sich um etwas Notwendiges handelte, würde es sich schon regen, garantiert.*

Okay, ich würde geduldig warten.

Alle paar Tage traf ich mich nun mit Gotanda, um mit ihm etwas trinken oder essen zu gehen. Es war richtig zur Gewohnheit geworden. Jedes Mal, wenn wir uns sahen, entschuldigte er sich dafür, dass er den Subaru noch behalten wolle. Ich beruhigte ihn, das sei überhaupt kein Problem.

»Und, hast du den Maserati noch nicht im Meer versenkt?« »Hab leider keine Zeit, ans Meer zu fahren«, gab ich zurück. Wir saßen in einer Bar und tranken Wodka-Tonic. Er hatte einen etwas stärkeren Zug am Leibe als ich.

»Es macht bestimmt einen Heidenspaß, den Wagen im Meer zu versenken«, sagte er und hob das Glas an die Lippen.

»Du könntest befreit aufatmen«, sagte ich. »Aber gleich darauf bekommst

du einen Ferrari verpasst.«

»Der wird dann gleich hinterher versenkt«, sagte Gotanda. »Und nach dem Ferrari?«

»Danach? Hm, wenn ich das mit allen tue, stellt sich vermutlich die Versicherung quer.«

»Die Versicherung? Was kümmert dich die? Du solltest etwas großspuriger denken. Es ist doch ohnehin nur eine Phantasie, die wir hier im Suff aushecken, und keiner von deinen Low-Budget-Filmen. Im Reich der Phantasien muss man nicht im Voraus kalkulieren. Deine kleinkarierten Sorgen haben da nichts zu suchen. Tob dich aus! Lamborghini. Porsche. Jaguar. Einer nach dem anderen wird versenkt. Nur keine Hemmungen. Das Meer ist unendlich weit und tief. Da ist Platz für Millionen Autos. Lass deiner Phantasie freien Lauf, Mann!«

Er lachte. »Wenn ich so mit dir rede, fühle ich mich schon befreit.«

»Ich auch, zumal es nicht meine Karre ist, und auch nicht meine Phantasie«, sagte ich. »Wie läuft's denn so mit deiner Exfrau?«

Er nippte an seinem Drink und nickte. Draußen regnete es, und der Laden war fast leer. Wir waren die einzigen Gäste. Der Barkeeper hatte nichts weiter zu tun, als die Flaschen zu polieren.

»Es läuft gut«, sagte Gotanda leise. Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Wir lieben uns. Die Scheidung hat das eigentlich nur bestätigt und vertieft. Romantisch, was?«

»Und wie! Ich falle gleich in Ohnmacht.« Er gluckste.

»Aber es ist wirklich so«, sagte er dann mit ernster Miene. »Ich weiß«, sagte ich.

Unsere Gespräche verliefen jedes Mal in diesem Stil. Wenn wir über ernste Dinge redeten, schlugen wir immer einen scherzhaften Ton an. Das war auch nötig angesichts der Themen. Meistens kam zwar nur Unsinn dabei heraus, aber das machte nichts. Hauptsache, wir amüsierten uns. Spaß um des Spaßes willen. Wir hatten es beide nötig, uns mitzuteilen, und das taten wir eben auf witzige Art.

Gotanda und ich waren vierunddreißig. Ein schwieriges Alter, wenn auch in einem anderen Sinne schwierig, als dreizehn zu sein. Uns wurde langsam bewusst, was es heißt, älter zu werden, denn wir näherten uns einem Lebensabschnitt, für den wir uns rüsten mussten. Wir mussten dafür sorgen, dass wir es in dem bevorstehenden Winter warm hatten.

Gotanda brachte es auf den Punkt. »Liebe. Das ist es, was ich brauche.«

»Wie rührend«, sagte ich ironisch. Aber er hatte Recht, das brauchte ich auch.

Gotanda schwieg und dachte über die Liebe nach. Ich ebenfalls. Yumiyoshi kam mir in den Sinn. Wie sie in der verschneiten Winternacht ein halbes Dutzend Bloody Marys getrunken hatte.

»Ich habe mit unzähligen Frauen geschlafen, mir reicht's. Es ist immer dasselbe, mit jeder. Immer das gleiche Muster«, sagte Gotanda nach einer Weile. »Was ich brauche, ist Liebe. Hörst du, ich gestehe dir hiermit wieder einmal meinen intimsten Wunsch: *Die Einzige, mit der ich schlafen möchte, ist meine Frau.«*

Ich schnippte mit den Fingern. »Unglaublich. Die glorreichen Worte des HERRN. Man sollte eine Pressekonferenz abhalten, auf der du dann öffentlich verkündest: »Die Einzige, mit der ich schlafen möchte, ist meine Frau.« Alle werden zutiefst ergriffen sein. Vielleicht erhältst du sogar vom Premierminister einen Orden.«

»Nein, dann schon eher den Friedensnobelpreis. Ich werde es der ganzen Welt verkünden: »Die Einzige, mit der ich schlafen möchte, ist meine Frau.« So etwas bringt kein normal Sterblicher fertig.«

»Dann brauchst du aber für die Preisverleihung einen Frack.«

»Kein Problem, wird gekauft. Geht aufs Spesenkonto.«

»Herrlich. Das Absetzen von der Steuer sei gepriesen.«

»Ich werde es auf dem Podium vor dem schwedischen König verkünden«, spann Gotanda weiter. »Werte Anwesende, die Einzige, mit der ich schlafen möchte, ist meine Frau.« Ein Sturm der Begeisterung bricht los. Die Wolkendecke reißt auf, die Sonne bricht durch.«

»Das Eis schmilzt, die Wikinger sind überwältigt, der Gesang der

Meerjungfrauen ertönt.«

»Ergreifend!«

Wir versanken erneut in Schweigen und sannen über die Liebe nach.

Ich hatte reichlich Stoff zum Nachdenken. Wenn ich Yumiyoshi zu mir nach Hause einladen wollte, müsste ich auf jeden Fall vorher Wodka, Tomatensaft, Worcester-Sauce und Zitronen besorgen.

»Vielleicht bekommst du ja gar keine Auszeichnung«, sagte ich. »Womöglich halten sie dich nur für einen Perversen.«

Gotanda dachte kurz darüber nach und nickte dann.

»Doch, damit muss ich rechnen. Meine Worte könnten als sexuelle Konterrevolution verstanden werden. Der aufgebrachte Pöbel wird mich dann wahrscheinlich zu Tode trampeln. Immerhin werde ich dadurch zum sexuellen Märtyrer.«

»Der erste Schauspieler, der zum sexuellen Märtyrer wurde.«

»Aber wenn ich sterbe, kann ich nie mehr mit meiner Frau schlafen.«

»Treffendes Argument.«

Erneutes Schweigen. Wir tranken weiter.

In dieser Art führten wir also unsere Gespräche. Hätte jemand uns belauscht, er hätte vermutlich gefunden, wir redeten puren Quatsch. Aber wir meinten es todernst.

Wenn Gotanda Zeit hatte, rief er mich an und schlug einen Treffpunkt vor, oder er kam zu mir zum Essen, oder ich besuchte ihn in seiner Wohnung. So vergingen die Tage. Ich hatte beschlossen, mir die Arbeit völlig vom Hals zu halten, denn sie bedeutete mir nicht mehr viel. Die Welt drehte sich auch ohne mich. Vorläufig wollte ich ruhig abwarten, was geschehen würde.

Ich schickte Makimura das restliche Geld und die Reisequittungen.

Am nächsten Tag rief Freitag an und bat mich inständig, das Geld doch bitte zu behalten.

»Mein Chef fühlt sich sonst sehr unbehaglich«, sagte er, »und ich komme dann auch in Schwierigkeiten«

.

Dieses ganze Hin und Her wurde mir zu bunt, also willigte ich ein und ließ

Makimura ausrichten, dieses eine Mal würde ich mich darauf einlassen. Daraufhin bekam ich prompt einen Scheck über dreihunderttausend Yen zugesandt. Beigelegt war eine Quittung, auf der *Ausgaben für Recherchen* stand. Ich setzte meine Unterschrift und mein Siegel darunter und schickte sie postwendend zurück. Die aufregende Welt der Spesenkonten.

Ich steckte den Scheck in einen Bilderrahmen und stellte ihn auf meinen Schreibtisch.

Die Goldene-Woche-Feiertage kamen und gingen vorüber.

Ich telefonierte mehrmals mit Yumiyoshi.

Immer bestimmte sie die Länge des Gesprächs. Manchmal redeten wir ausgiebig, und manchmal sagte sie einfach »Ich habe zu tun« und legte auf. Mitunter schwiegen wir einfach nur. Es konnte auch passieren, dass sie mich ohne Vorankündigung abhängte. Wenigstens aber konnten wir miteinander sprechen. Wir tauschten Daten aus, wenn auch in kleinen Mengen. Und eines Tages gab sie mir ihre private Telefonnummer. Das war ein Fortschritt.

Zweimal in der Woche ging sie in den Schwimmverein. Wenn sie davon sprach, reagierte ich wie ein grüner Schuljunge: Ich zitterte, fühlte mich gekränkt und deprimiert. Jedes Mal war ich versucht, mich nach dem Schwimmlehrer zu erkundigen. Wie er sei, wie alt, ob er gut aussehe, ob er nicht allzu nett zu ihr sei und so weiter. Aber ich traute mich natürlich nicht, aus Angst, sie könnte mich durchschauen. *Du bist also eifersüchtig auf einen Schwimmverein? So ein Schwachsinn. Ich kann solche Typen nicht ausstehen. Wer auf so was eifersüchtig sein kann, ist eine Niete. Hörst du? Eine Null. Ich will dich nicht mehr sehen. Vor* solch einer Reaktion hatte ich eine Heidenangst.

Deshalb hielt ich den Mund, sobald davon die Rede war. Aber das verstärkte meine Schwimmschulen-Paranoia nur. Ich stellte mir vor, wie der Schwimmlehrer - natürlich Gotanda - Yumiyoshi nach dem Unterricht noch eine Privatstunde gab. Er berührte sie an Brust und Bauch, wenn sie Kraulen übte. Dann glitten seine Finger über ihre Brüste und zwischen ihre

Beine. Keine Sorge, beruhigte er sie.

Keine Sorge. Die Einzige, mit der ich schlafen möchte, ist meine Frau.

Dann nimmt er Yumiyoshis Hand und führt sie zu seinem erigierten Penis. Eine Erektion im Wasser, wie eine Koralle. Yumiyoshi ist ganz hingerissen.

Keine Sorge, Sie wissen doch: Die Einzige, mit der ich schlafen möchte, ist meine Frau.

Schwimmschulen-Paranoia.

Idiotisch. Aber es gelang mir nicht, diese Hirngespinste zu verscheuchen. Sie quälten mich jedes Mal, wenn ich mit ihr telefonierte. Meine Phantasie wurde immer komplexer, ein ganzer Stab von Mitwirkenden trat darin auf. Kiki, May und Yuki hatten Gastauftritte. Wenn Gotanda Yumiyoshi befummelte, verwandelte sie sich in Kiki.

»Weißt du, ich bin ein ganz durchschnittlicher, normaler Mensch«, sagte sie eines Tages zu mir. Sie wirkte an diesem Abend sehr abgespannt. »Das Einzige, was mich von anderen unterscheidet, ist mein Name. Sonst nichts. Ich stehe Tag für Tag hier an dieser Rezeption und rackere mich sinnlos ab. Ruf mich nicht mehr an. Ich bin die Telefongebühren nicht wert.«

»Ach, und ich dachte, du magst deine Arbeit.«

»Ja, tue ich ja auch. Die Arbeit selbst macht mir nichts aus. Nur habe ich manchmal das Gefühl, das Hotel verschlingt mich noch. Wie gesagt, manchmal. Ich frag mich dann, was ich hier soll. Ich könnte genauso gut nicht da sein. Das Hotel wäre dann immer noch da. Nur ich nicht. Ich bin nicht mehr zu sehen. Aus dem Blickfeld verschwunden.«

»Ich glaube, du nimmst die Sache mit dem Hotel ein bisschen zu ernst«, erwiderte ich. »Das Hotel ist eine Sache, und du bist du. Ich denke oft an dich und nur hin und wieder an das Hotel. Aber nie gleichzeitig. Du bist du, das Hotel ist das Hotel.«

»Das weiß ich selbst. Aber manchmal bin ich eben ganz durcheinander. Die Grenze verschwimmt auf einmal. Mein Dasein, meine Wahrnehmung, mein Privatleben wird von dieser Hotelwelt aufgesogen.«

»Das ist normal. Man wird in etwas hineingezogen und kann die Grenzlinie nicht mehr erkennen. Das passiert nicht nur dir. Mir geht es

genauso«, versicherte ich ihr.

»Das ist nicht das Gleiche, ganz und gar nicht«, sagte sie.

»Nein, natürlich nicht«, sagte ich. »Aber ich kann das gut nachempfinden. Ich mag dich sehr, und du hast etwas an dir, was mich anzieht.«

Yumiyoshi schwieg, weit weg im telefonischen Jenseits.

»Ich habe Angst vor dieser Dunkelheit«, sagte sie nach einer Weile. »Ich habe Angst, dass es wiederkommt.«

Ich hörte sie leise weinen. Zuerst war ich mir nicht ganz sicher, aber dann war ihr Schluchzen deutlich zu vernehmen.

»He, was ist mit dir?«, fragte ich besorgt. »Yumiyoshi, alles in Ordnung?«

»Klar ist alles in Ordnung, was denkst du denn? Ich weine nur. Das darf ich doch, oder?«

»Natürlich darfst du das. Ich habe mir nur Sorgen gemacht.« »Sei mal einen Moment still.«

Ich tat ihr den Gefallen und sagte nichts mehr. Als sie sich ausgeweint hatte, legte sie einfach auf.

Am siebten Mai rief Yuki an.

»Ich bin wieder da«, sagte sie. »Wie wär's mit einem Ausflug?« Ich holte Yuki von zu Hause ab. Als sie den Maserati sah, schnitt sie eine Grimasse. »Was soll denn das?«

»Keine Angst, ich habe ihn nicht geklaut. Mein Wagen ist in eine verwunschene Quelle gefallen, und dann tauchte eine Wasserfee auf, die aussah wie Isabelle Adjani, und fragte mich: »War es ein goldener Maserati oder ein silberner BMW?« Weder noch, antwortete ich. »Es war ein kupferfarbener gebrauchter Subaru.« Und dann-«

»Hör auf mit dem Quatsch«, sagte sie, ohne eine Miene zu verziehen. »Ich habe dich ernsthaft gefragt, was das hier soll.«

»Ein zeitweiliger Tausch mit einem Freund«, erklärte ich. »Er wollte unbedingt meinen Subaru fahren, also haben wir die Wagen getauscht. Er braucht ihn aus verschiedenen Gründen.«

»Ein Freund?«

»Ja, du wirst es vielleicht nicht glauben, aber sogar ich habe einen

Freund.«

Sie stieg neben mir ein, schaute sich im Wagen um und verzog wieder das Gesicht. »Komische Karre«, zischte sie abfällig. »Idiotisch.«

»Dieser Meinung ist der Besitzer auch«, sagte ich. »Er hat es nur ein bisschen anders ausgedrückt.«

Yuki schwieg.

Ich fuhr Richtung Süden nach Shônan. Yuki würde vermutlich stumm bleiben. Ich legte eine Kassette von Steely Dan ein und drehte die Lautstärke herunter, um mich voll auf das Fahren zu konzentrieren. Es war schönes Wetter. Ich trug ein Aloha-Hemd und eine Sonnenbrille, Yuki eine leichte Baumwollhose und dazu ein pinkfarbenes Poloshirt von Ralph Lauren, das ihre Bräune gut zur Geltung brachte. Es war wie in den Ferien auf Hawaii. Vor uns fuhr ein Viehtransporter voller Schweine, deren rote Äuglein zwischen den Latten hervorlugten und unseren Superschlitten anstarrten. Erkennen Schweinsäuglein etwa auch den Unterschied zwischen einem Maserati und einem Subaru? Schweine können doch gar nicht differenzieren.

Weder Giraffen noch Aale können das.

»Wie war's denn noch auf Hawaii?«, fragte ich. Yuki zuckte mit den Schultern.

»Lief es gut mit deiner Mutter?«

Erneutes Achselzucken.

»Hast du Fortschritte gemacht im Surfen?«

Ein drittes Achselzucken.

»Du siehst gesund aus. Bezaubernd braun. Wie eine Café-au-lait-Fee. Mit Flügeln und einem Teelöffel statt Pfeil und Bogen über der Schulter. Eine Café-au-lait-Putte . Wenn du für Café au lait auftrittst, steckt ihr Mokka, Brasilien, Kolumbien und Kilimandscharo locker in die Tasche. Alle trinken Café au lait. Die ganze Welt liegt dir zu Füßen, so bezaubernd braun, wie du bist.«

Ich bemühte mich sehr, sie mit meinen Komplimenten aus der Reserve zu locken, aber vergeblich. Ich erntete nur Achselzucken. Meine Versuche

gingen regelrecht nach hinten los. War mein Charme denn so verschroben?

»Hast du deine Tage?«, fragte ich.

Achselzucken.

Ich zuckte zurück.

»Ich will nach Hause«, sagte sie. »Kehr bitte sofort um und fahr nach Tokyo zurück.«

»Wir sind auf der Autobahn. Selbst Niki Lauda könnte hier keinen U-Turn machen.«

»Dann nimm die nächste Ausfahrt.«

Ich blickte zu ihr herüber. Sie sah tatsächlich angeschlagen aus. Ihr Blick wirkte leblos und zerstreut. Vielleicht war sie sogar blass, was jedoch durch die Bräune hindurch nicht so leicht zu erkennen war.

»Wollen wir nicht irgendwo anhalten?«, fragte ich.

»Lass mich. Ich will nirgendwo anhalten. Ich will sofort nach Hause.«

Ich nahm die Ausfahrt Yokohama und fuhr nach Tokyo zurück. Yuki fragte, ob wir uns irgendwo draußen hinsetzen könnten. Ich parkte den Maserati in der Nähe ihres Apartments, und wir gingen in die Anlage des Nogi-Schreins und setzten uns auf eine Bank.

»Es tut mir Leid«, entschuldigte sich Yuki überraschend vernünftig. »Mir ging es eben furchtbar schlecht. Es war unerträglich. Ich wollte eigentlich nicht darüber sprechen, sondern mich zusammenreißen.«

»Du brauchst dich nicht zusammenzureißen. Vor mir nicht. Das geht fast allen Mädchen so. Ich bin daran gewöhnt.«

»Das ist es doch gar nicht!«, schrie Yuki. »Es hat gar nichts damit zu tun! Was mich so fertig gemacht hat, ist dieser Wagen. In diesem Auto zu sitzen.«

»Was hast du denn gegen den Maserati?«, fragte ich zurück. »So schlecht ist er doch gar nicht. Er ist leistungsfähig und bequem. Nur ein bisschen zu kostspielig, um mir selbst einen anzuschaffen.«

»Maserati! Die Marke ist mir völlig egal. Das Problem ist der Wagen *selbst.* Er hat schlechte Schwingungen. Wie soll ich sagen ... er erdrückt mich. Mir geht es ganz schlecht darin. Meine Brust ist wie zugeschnürt, und

ich habe einen Kloß im Magen. Einen Fremdkörper. Wie Wattebäusche. Merkst du denn gar nichts?«

»Ich glaube nicht«, erwiderte ich. »Ich will zwar nicht behaupten, dass ich mich so richtig anfreunden kann mit dem Wagen, aber ich glaube, das liegt daran, dass ich an den Subaru gewöhnt bin. Man kann sich eben nicht so schnell umstellen. Aber das hat nichts mit deinem erdrückenden Gefühl zu tun.«

Yuki schüttelte den Kopf. »Nein, bei mir ist es was anderes. Ein ganz *eigenartiges* Gefühl.«

»Das Besagte? Ich meine diese ...« *Höhere Eingebung,* wollte ich sagen, unterbrach mich aber. Es passte nicht. Wie sollte man es sonst bezeichnen? Eine spirituelle Eingebung? Alles, was ich hätte sagen können, klang banal.

»Ja, *das* ist es«, sagte sie leise. »Ich spüre es.«

»Was spürst du? Was ist mit dem Auto?«

Yuki zuckte mit den Schultern. »Wenn ich es nur genau erklären könnte. Ich habe keine konkrete, bildhafte Vorstellung davon. Es ist einfach nur ein Gespür - verschwommen, undurchsichtig, wie geballte, dichte Luft. Es fühlt sich schrecklich an, so schwer, dass es mich erdrückt. Es ist etwas *Schlechtes.« Yuki* legte die Hände auf die Knie und suchte nach Worten. »So genau weiß ich es auch nicht. Aber es ist etwas Schlechtes. Etwas Falsches. Etwas Verzerrtes. Das einem den Atem raubt. Schwere, drückende Luft. Als wäre man in einem Bleikasten im Meer versenkt worden. Erst dachte ich, es wäre reine Einbildung, und versuchte es auszuhalten. Ich schob es auf den Jetlag. Aber es wurde immer schlimmer. Nie wieder steige ich in dieses Auto. Hol dir deinen Subaru zurück.«

»Der Fluch des Maserati«, scherzte ich.

»Ich habe das nicht zum Spaß gesagt. Du solltest dieses Auto nicht fahren«, sagte sie sehr ernst.

»Der verhängnisvolle Maserati.« Ich lächelte. »Schon gut, ich weiß, du meinst es ernst. Ich verspreche dir, dass ich möglichst nicht damit fahre. Oder vielleicht sollte ich ihn im Meer versenken?«

»Das wäre noch besser«, sagte Yuki, immer noch todernst.

Wir blieben etwa eine Stunde auf der Bank sitzen, bis Yuki sich von dem Schock erholt hatte. Sie stützte das Kinn auf und hielt die Augen geschlossen. Ich beobachtete die Passanten, die an mir vorübergingen: alte Leute, Mütter mit Kindern und Touristen mit Kameras vor den Bäuchen. Am frühen Nachmittag waren nicht allzu viele hier im Schreinbezirk unterwegs. Hin und wieder ließen sich auch Angestellte aus den umliegenden Büros und Geschäften blicken, die sich auf Parkbänken eine Pause gönnten. Ich erkannte sie an den dunklen Anzügen, den Aktenkoffern aus Kunststoff und den leeren Blicken. Nachdem sie sich zehn, fünfzehn Minuten ausgeruht hatten, gingen sie wieder ihrer Wege. Selbstverständlich arbeiteten zu dieser Tageszeit alle vernünftigen Menschen. Und alle vernünftigen Kinder waren in der Schule.

»Was ist mit deiner Mutter?«, erkundigte ich mich. »Ist sie mit dir zurückgekommen?«

»Ja. Sie ist jetzt in Hakone. Mit ihrem einarmigen Freund. Sie sind dabei, die Fotos aus Katmandu und Hawaii zu sortieren.« »Und du willst nicht dorthin?«

»Irgendwann schon, wenn ich Lust habe. Aber im Moment bleibe ich lieber hier. In Hakone weiß ich nicht, was ich machen soll.«

»Ich frage aus reiner Neugierde. Du sagst, du hättest in Hakone nichts zu tun, aber was, bitte schön, machst du denn hier in Tokyo ganz allein?«

Sie zuckte die Schultern und sagte, hier könne sie sich mit mir vergnügen.

Daraufhin schwiegen wir beide. Ein Schweigen, das in der Luft hing.

»Na wunderbar«, sagte ich. »Die Worte des HERRN. Schlicht, aber eine Offenbarung. Wir beide vergnügen uns für immer und ewig. Das ist ja wie im Paradies. Wir verbringen unsere Zeit damit, bunte Rosen zu pflücken, im goldenen Teich herumzuplanschen, Schiffchen schwimmen zu lassen und ein Hündchen mit braunem Zottelfell zu waschen. Wenn wir hungrig sind, fallen Papayas von den Bäumen, und wenn uns der Sinn nach Musik steht, singt Boy George nur für uns vom Himmel herab. Traumhaft. Besser geht's nicht. Aber realistisch gesehen, müsste ich doch langsam mal wieder

arbeiten. Ich kann nicht ewig mit dir Ferien machen. Und ich will auch nicht, dass dein Vater mich dafür bezahlt.«

Yuki sah mich schmollend an. »Ich verstehe ja, dass du von meinen Eltern kein Geld annehmen willst, aber warum redest du so gemein darüber? Was glaubst du, wie ich mich manchmal fühle, wenn ich dich hier durch die Gegend zerre? Ich weiß, dass ich dich störe, dir zur Last falle. Aber wenn du ...«

»... das Geld nehmen würdest, willst du sagen?«

»Ja, dann wäre ich wenigstens etwas erleichtert.«

»Du verstehst mich nicht, Yuki«, entgegnete ich. »Egal, was geschieht, ich möchte dich als dein persönlicher Freund treffen und nicht als dein professioneller Beschützer. Ich will nicht, dass man mich auf deiner Hochzeitsfeier vorstellt als das professionelle männliche Kindermädchen, das die junge Braut betreut hat, seit sie dreizehn war. Jeder würde mich dann garantiert fragen: »Was ist denn das, ein professionelles männliches Kindermädchen?« Stattdessen möchte ich, dass man von mir sagt: »Das ist der ehemalige Freund der jungen Braut aus der Zeit, als sie dreizehn war.« Das gefiele mir bei weitem besser.«

»Du spinnst«, sagte Yuki mit hochrotem Kopf. »Ich werde keine Hochzeit feiern.«

»Ein Glück. Ich mag Hochzeitszeremonien nämlich nicht. Langweilige Reden über sich ergehen lassen und Tortenstücke in Form verunstalteter Backsteine als Souvenir mit nach Hause nehmen müssen. Widerlich! Pure Zeitverschwendung. Ich habe auch keine gehabt. Das sollte ja auch nur ein Gleichnis sein. Ich wollte dir damit nur sagen, *Freunde kann man nicht kaufen. Vor allem nicht vom Spesenkonto.«*

»Ein guter Moralspruch für ein Märchen.«

»Toll«, sagte ich lachend. »So langsam hast du den Dreh für spritzige Dialoge raus. Mit ein bisschen Übung können wir als Komiker-Duo auftreten.«

Yuki zuckte lediglich die Schultern.

»Jetzt mal ernsthaft, Yuki«, sagte ich und räusperte mich. »Wenn du dich

jeden Tag mit mir vergnügen willst, meinetwegen. Arbeiten ist sowieso Nebensache. Ist ja doch bloß stupides Schneeschaufeln. Es soll mir also recht sein. Aber eins möchte ich mal klarstellen. *Ich treffe dich nicht für Geld.* Hawaii war eine Ausnahme. Das war ein Sonderfall. Den Aufenthalt habe ich mir bezahlen lassen. Und mich auf die Frau eingelassen, womit ich dein Vertrauen aufs Spiel gesetzt habe. Ich habe mich selbst dafür verachtet. Das mache ich nicht noch mal. *Schluss damit!* Von jetzt an bestimme ich, wo's langgeht, und lass mir von niemandem mehr reinreden. Geld nehme ich nicht mehr an. Ich bin weder Dick North noch deines Papas Assistent Freitag. Ich bin ich und kein Handlanger. Ich treffe dich, weil ich gern mit dir zusammen bin. Wenn du dich vergnügen willst, vergnügen wir uns. Mach dir wegen des Geldes kein schlechtes Gewissen.«

»Das würdest du wirklich für mich tun?«, fragte Yuki und musterte ihre lackierten Fußnägel.

»Warum nicht? Ich bin selbst auf der Strecke geblieben und kann mit der Zeit nicht mehr Schritt halten. Im Moment brauche ich mir darüber nicht den Kopf zu zerbrechen. Jetzt ist Spaß angesagt.«

»Warum bist du so nett?«

»Ich bin nicht nett«, sagte ich. »Ich lasse nur angefangene Sachen nicht unerledigt liegen. Wenn du dich mit mir vergnügen möchtest, tun wir das, bis du genug davon hast. Dass wir einander im Hotel in Sapporo begegnet sind, war Schicksal. Treiben wir es also bis zum Exzess, bis wir die Nase voll davon haben.«

Yuki sagte zunächst nichts darauf und malte mit der Schuhspitze eine kleine Figur in den Sand, eine eckige Spirale.

»Und ich falle dir nicht zur Last?«, fragte Yuki.

Ich dachte kurz nach. »Ein bisschen vielleicht schon. Aber darüber solltest du dir keine Gedanken machen. Schließlich treffe ich dich, weil ich gern mit dir zusammen bin, und nicht aus Verpflichtung. Man könnte sich natürlich fragen, warum ich gern mit dir zusammen bin - trotz des Altersunterschiedes und obwohl wir nur wenige Gesprächsthemen haben. Nun, du weckst Erinnerungen in mir. Setzt Gefühle in mir frei, die lange Zeit blockiert

waren. Gefühle, die ich hatte, als ich etwa so alt war wie du. Wenn ich fünfzehn wäre, würde ich mich unsterblich in dich verlieben. Das habe ich dir schon mal gesagt, oder?«

»Hast du«, sagte Yuki.

»Also, so ist das. Wenn ich mit dir zusammen bin, kommen manchmal diese alten Gefühle in mir hoch. Als würde ich noch einmal dem Plätschern des Regens von damals lauschen oder den Geruch des Windes wahrnehmen. Hautnah. Das ist etwas sehr Schönes. Eines Tages wirst du begreifen, wie phantastisch das ist.«

»Ich verstehe das auch jetzt schon sehr gut«, erwiderte Yuki.

»Wirklich?«

»Ich habe ja auch schon einiges verloren im Leben«, sagte sie. »Na, dann brauche ich dir ja nichts mehr zu erklären.«

Die folgenden zehn Minuten schwieg sie. Ich beobachtete wieder die Passanten.

»Außer dir habe ich keinen Menschen, mit dem ich reden kann«, sagte Yuki dann. »Ehrlich. Ich spreche sonst kaum mit jemandem.« »Und wie steht's mit Dick North?«

Yuki streckte die Zunge raus und machte eine abfällige Geste. »Das ist ein blöder Idiot.«

»Na ja, in gewisser Weise vielleicht schon. Aber ganz so schlimm ist er ja nun auch nicht. Ich finde, das solltest du sehen. Trotz seines Handicaps stellt er sich weit besser an als so manch anderer. Und dafür ist er ziemlich bescheiden. Solche Menschen findet man nicht oft. Er kann deiner Mutter sicher nicht das Wasser reichen und ist auch nicht so talentiert wie sie, aber er meint es ernst mit ihr. Ich glaube, er liebt sie wirklich. Auf ihn ist Verlass. Außerdem ist er ein guter Koch. Und immer freundlich.«

»Mag sein, aber er ist und bleibt ein Idiot.«

Ich sagte nichts mehr dazu. Es war ihr persönlicher Standpunkt.

Ich wechselte das Thema. Wir sprachen über die herrliche Zeit auf Hawaii: Sonne, Wellen, Wind und Piña Colada. Yuki sagte, sie sei ein bisschen hungrig. Also gingen wir in ein Café in der Nähe, wo wir Eierkuchen und

einen Fruchtbecher mit Sahne aßen. Danach nahmen wir die U-Bahn und gingen ins Kino.

In der Woche darauf starb Dick North.

34

Dick North war am Montagabend mit einer Einkaufstüte im Arm aus einem Supermarkt in Hakone gekommen und von einem vorbeifahrenden Laster überfahren worden. Er war sofort tot. Der Fahrer gab zu, er könne selbst nicht so recht begreifen, welcher Teufel ihn geritten hätte, mit so hoher Geschwindigkeit die schlecht einsehbare Straße entlangzubrettern. Der Verunglückte sei aber auch nicht ganz schuldlos gewesen. Er habe zwar nach links geschaut, aber Sekundenbruchteile zu spät nach rechts. Ein häufiger Fehler von Menschen, die lange Zeit im Ausland gelebt haben. Sie sind nicht an den Linksverkehr gewöhnt und blicken in die falsche Richtung. Die meisten kommen mit einem kleinen Schrecken davon, aber manchmal geht es eben böse aus. Wie in Dick Norths Fall. Er wurde von dem Laster in die Luft geschleudert, von einem entgegenkommenden Lieferwagen erfasst und war sofort tot.

Als ich die Nachricht erhielt, sah ich zuerst Dick bei unserem gemeinsamen Einkauf im Supermarkt von Makaha vor mir. Wie routiniert er die Waren aussuchte, das Obst begutachtete und unauffällig die Schachtel Tampax in seinen Einkaufswagen warf. Der arme Dick. Das Schicksal hatte es nicht gut mit ihm gemeint. Erst hatte er in Vietnam den linken Arm verloren, weil ein Soldat neben ihm auf eine Mine getreten war. Dann musste er von früh bis spät Ames Zigarettenkippen ausdrücken. Und schließlich endete er mit einer Einkaufstüte im Arm unter einem Laster.

Die Beerdigung sollte im Beisein seiner rechtmäßigen Familie, seiner Frau und seines Kindes stattfinden. Weder Ame noch Yuki oder ich würden dort erscheinen.

Ich holte mir den Subaru von Gotanda zurück und fuhr mit Yuki am Dienstagnachmittag nach Hakone. Sie wollte ihre Mutter jetzt nicht allein lassen.

»Sie kommt allein nicht zurecht. Es gibt zwar noch unsere Hausangestellte, aber die ist zu alt und kriegt nicht mehr viel mit. Außerdem geht

sie abends nach Hause. Ich muss ihr also Beistand leisten.«

»Ja, es ist sicher gut, wenn du eine Zeit lang bei ihr bleibst.« Yuki nickte und blätterte im Straßenatlas. »Erinnerst du dich, wie ich neulich über ihn hergezogen bin?« »Du meinst, über Dick North?«

»Ja.«

»Du hast gesagt, er sei ein blöder Idiot.«

Yuki steckte den Atlas in die Ablagetasche zurück und starrte, den Ellbogen auf die Fensterkante gestützt, auf die Landschaft hinaus. »Aber jetzt finde ich, so schlecht war er gar nicht. Zu mir war er auch immer nett, außerordentlich nett sogar. Er hat mir das Surfen beigebracht. Trotz seines fehlenden Arms hat er intensiver gelebt als die meisten Menschen mit zwei Armen. Um Mama hat er sich auch liebevoll gekümmert.«

»Ich weiß. Er war ein guter Kerl.«

»Aber ich wollte ihn schlecht machen.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Du konntest eben nicht anders. Deswegen brauchst du dir aber keine Vorwürfe zu machen.«

Yuki blickte stur geradeaus. Durch das offene Wagenfenster blies der Frühlingswind in ihre glatten Ponyhaare. Sie bewegten sich wie Grashalme.

»Er kann einem Leid tun, aber er war nun mal so ein Typ«, sagte ich. »Ein guter Kerl, der Respekt verdient, aber manchmal leider als Mülleimer missbraucht wird, wenn auch als feiner Mülleimer. Alle möglichen Leute laden ihren Unrat bei ihm ab. Ohne Skrupel.

Wie kommt das? Vielleicht ist es ja eine Veranlagung. Dagegen wird deine Mutter als Respektsperson empfunden, ob sie nun etwas sagt oder nicht. Mittelmäßigkeit ist wie ein Fleck auf einem weißen Jackett. So ein Stigma wird man nie los.«

»Wie ungerecht!«

»Merke dir, das Leben ist grundsätzlich ungerecht«, erwiderte ich.

»Ich habe mich so gemein benommen.« »Dick North gegenüber?«

»Ja.«

Seufzend fuhr ich an den Straßenrand, stellte den Motor ab und wandte mich ihr zu.

»Das ist töricht, so zu denken«, sagte ich. »Statt hinterher zu bereuen, hättest du ihn besser von Anfang an anständig behandeln sollen. Oder dich wenigstens bemühen sollen, fair zu ihm zu sein. Aber das hast du eben nicht getan. Da hast du jetzt auch nicht das Recht, es zu bedauern.«

Yuki sah mich mit zusammengekniffenen Augen an.

»Vielleicht gehe ich ein bisschen zu hart mit dir um. Was andere Leute tun, ist mir egal, aber ich möchte nicht, dass du so törichte Vorstellungen entwickelst. Verstehst du? Bestimmte Dinge sagt man besser nicht leichtfertig dahin, als wäre damit etwas aus der Welt geschafft. Aber im Grunde hast du nichts dazugelernt. Du bedauerst deine Worte über Dick North. Das glaube ich dir. Aber ich an Dicks Stelle würde nicht wollen, dass du so einfach bereust. Ich würde nicht gern Sprüche hören wollen wie »Ich war gemein zu ihm«. Das ist keine Frage der Manieren, sondern der Fairness. Das musst du noch lernen.«

Yuki sagte nichts. Den Ellbogen auf dem Fensterrahmen, presste sie den Zeigefinger an die Schläfe und hielt die Augen geschlossen, es sah fast aus, als wäre sie eingenickt, aber ihre Wimpern und Lippen bebten leicht. Vielleicht weinte sie innerlich. Lautlos, ohne Tränen. Verlangte ich zu viel von einer Dreizehnjährigen? Und wie kam ich überhaupt dazu, selbstgerechte Reden zu schwingen? Aber nun war es geschehen. Egal, wie alt der andere ist, egal, was für ein Mensch ich bin, gewisse Dinge kann ich nicht so einfach durchgehen lassen. Dummheit ist Dummheit, und ich will nicht alles hinnehmen.

Yuki saß reglos da. Ich streckte die Hand aus und berührte ihren Arm.

»Ist schon in Ordnung. Du hast keine Schuld«, sagte ich. »Ich bin vielleicht ein bisschen zu engstirnig. Fairerweise muss ich sagen, dass du dich besser verhalten hast, als man erwarten konnte.«

Eine einzige Träne kullerte Yuki über die Wange und tropfte auf ihren Schoß. Das war alles. Keine weiteren Tränen, kein Schluchzen. Eine noble Haltung.

»Was kann ich denn nun tun?«, fragte sie ein wenig später.

»Gar nichts«, sagte ich. »Nimm dir zu Herzen, was sich mit Worten nicht

ausdrücken lässt. Das ist man den Toten schuldig. Im Laufe der Zeit wirst du das schon verstehen. Was bleiben soll, bleibt, alles Übrige geht verloren. Die Zeit löst die meisten Dinge, und was sie nicht lösen kann, musst du selbst lösen. Ist das zu viel verlangt?«

»Ein bisschen«, sagte Yuki und lächelte ein wenig.

»Es ist ja auch schwierig«, sagte ich und versuchte, ebenfalls zu lächeln. »Die meisten Leute verstehen ohnehin nicht, wovon ich spreche. Der größte Teil der Durchschnittsbürger hat eine ganz andere Auffassung als ich, aber ich glaube, ich habe Recht. Ich will es einfacher ausdrücken - Menschen sterben oft unerwartet. Das Leben ist zerbrechlicher, als man meint. Darum sollte man mit anderen so umgehen, dass man später nichts bereuen muss - fair und, wenn möglich, aufrichtig. Ich kann Leute nicht ausstehen, die sich darum nicht bemühen und dann, wenn es zu spät ist, Tränen der Reue vergießen. Sie machen es sich zu einfach. Das ist meine Meinung.«

Yuki lehnte sich an die Autotür und sah mich an.

»Aber das ist furchtbar schwierig«, sagte sie.

»Natürlich ist es schwierig«, entgegnete ich. »Aber ein Versuch lohnt sich. Schau dir die Tunte Boy George an - selbst aus einem fetten Jungen, der nicht singen kann, ist ein Star geworden. Bemühung ist alles.«

Sie musste lachen und nickte. »Ich glaube, ich habe dich verstanden.«

»Schnell von Begriff«, sagte ich und ließ den Motor an.

»Aber sag mal, warum hackst du eigentlich so gern auf Boy George rum?«, fragte Yuki.

»Tja, warum wohl?«

»In Wirklichkeit magst du ihn wahrscheinlich.« »Darüber muss ich erst mal nachdenken«, sagte ich.

Ames Haus lag in einer Ferienvillen-Anlage, die von einer großen Immobiliengesellschaft erbaut worden war. In der Nähe des großen Portals gab es ein Café und daneben einen Minimarkt voller Junkfood. Jemand wie Dick North hätte einen solchen Laden boykottiert. Ich übrigens auch. Die Straße schlängelte sich so steil nach oben, dass selbst meinem geliebten

Subaru etwas die Puste ausging.

Ames Villa lag auf halber Höhe. Für einen Zweipersonenhaushalt kam mir das Haus ein wenig groß vor. Ich parkte, holte Yukis Gepäck aus dem Wagen und ging die Treppe neben der Stützmauer hinauf. Durch die Zedern auf dem Hang schimmerte das Meer von Odawara. Die Luft war diesig und das Meer von einer matten Frühlingsfärbung.

Ame schritt mit einer Zigarette zwischen den Fingern durch das sonnendurchflutete, geräumige Wohnzimmer. Der große Kristall-aschenbecher quoll über von abgeknickten, ausgedrückten Kippen, und die Tischplatte war mit Asche übersät, als hätte jemand nach Herzenslust hineingepustet. Als sie uns sah, legte sie die Zigarette ab und begrüßte ihre Tochter, indem sie ihr zärtlich das Haar zerzauste. Ame trug ein übergroßes orangefarbenes Sweatshirt mit Chemikalienflecken vom Entwickeln und ausgewaschene Bluejeans. Ihre Haare waren ungekämmt, ihre Augen gerötet. Wahrscheinlich hatte sie die ganze Nacht nur geraucht und kein Auge zugemacht.

»Es war so furchtbar«, stöhnte sie. »Warum passieren nur solche schrecklichen Dinge?«

Ich sprach ihr mein Beileid aus. Sie schilderte uns die Einzelheiten des Unfalls. Es sei allzu plötzlich gekommen, sie sei völlig durcheinander, mit den Nerven fertig, sagte sie. »Obendrein ist auch noch meine Haushälterin krank geworden. Gerade heute. Wieso muss sie ausgerechnet jetzt Fieber bekommen? Es ist zum Verrücktwerden. Erst kam jemand von der Polizei, und dann hat Dicks Frau angerufen. Ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht.«

»Was hat denn seine Frau gesagt?«, fragte ich.

»Wenn ich das wüsste«, seufzte Ame. »Sie hat die ganze Zeit bloß geheult und ab und zu irgendwas gemurmelt, ich konnte kaum ein Wort verstehen. Ich hätte auch nicht gewusst, was ich sagen sollte ... Verstehen Sie?«

Ich nickte.

»Ich habe ihr dann versprochen, so bald wie möglich Dicks Sachen zu schicken, aber da weinte sie nur noch heftiger. Es war hoffnungslos.«

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und sank aufs Sofa.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragte ich sie.

Sie könnte einen heißen Kaffee gebrauchen, sagte sie. Ich leerte erst einmal den Aschenbecher, räumte die mit Kakao verkrusteten Becher ab und wischte den Tisch sauber. Dann schaffte ich ein wenig Ordnung in der Küche, setzte Wasser auf und machte einen starken Kaffee. Die Küche war sicher immer tipptopp aufgeräumt gewesen, damit Dick hier gut schalten und walten konnte, doch nur einen Tag nach seinem Ableben herrschte Chaos. Im Spülbecken stapelte sich schmutziges Geschirr, auf der Zuckerdose fehlte der Deckel. Kakaopulver klebte auf der Herdplatte aus rostfreiem Stahl, und benutzte Messer mit Käsespuren lagen herum.

Der Ärmste! Er hatte sich so bemüht, hier Ordnung zu halten, und nun war sein Werk binnen eines Tages zunichte gemacht worden. Als hätte der Blitz eingeschlagen. Ein Mensch hinterlässt seine Spuren dort, wo er sich am wohlsten fühlt. Bei Dick war das die Küche gewesen. Doch selbst dieser schwache Schatten seiner Anwesenheit war im Nu dahin.

Der Ärmste.

Ein besserer Ausdruck fiel mir nicht ein.

Als ich den Kaffee hereintrug, saßen Mutter und Tochter eng beieinander auf dem Sofa. Ame hatte ihren Kopf auf Yukis Schulter gelegt und starrte mit glasigen Augen vor sich hin, als hätte sie sich mit Beruhigungsmitteln vollgepumpt. Yukis Miene war ausdruckslos. Sie schien das Anlehnungsbedürfnis ihrer Mutter weder unangenehm noch beunruhigend zu finden. Ein seltsames Gespann. Gemeinsam hatten sie eine ganz sonderbare Ausstrahlung - anders, als wenn man ihnen einzeln begegnete. Unnahbar. Rätselhaft.

Ame nahm den Kaffeebecher mit beiden Händen entgegen und trank langsam daraus, als handle es sich um ein sehr edles Getränk. »Köstlich«, sagte sie. Als sie ausgetrunken hatte, wirkte sie schon etwas entspannter. Auch ihre Augen hatten wieder ein wenig Glanz.

»Möchtest du auch etwas trinken?«, fragte ich Yuki. Sie schüttelte apathisch den Kopf.

»Sind denn so weit alle Angelegenheiten erledigt? Ich meine, die Formalitäten, die juristischen Fragen und dergleichen?«

»Ja. Das ist relativ reibungslos verlaufen. Es war eben ein ganz gewöhnlicher Verkehrsunfall. Ein Polizist hat mir die Nachricht überbracht. Ich habe ihn gebeten, Dicks Frau zu informieren. Sie hat dann alles in die Hände genommen. Ich hatte schließlich weder eine legale noch eine berufliche Beziehung mit Dick. Dann rief seine Frau hier an. Sie hat kaum etwas gesagt, nur geweint. Keine Vorwürfe, nichts.«

Ich nickte. *Ein ganz gewöhnlicher Verkehrsunfall.*

Vermutlich würde Ame sich in drei Wochen nicht mehr daran erinnern, dass es in ihrem Leben je einen Menschen namens Dick North gegeben hatte. Sie war eine vergessliche Frau, und er ein Mann, den man leicht vergisst.

»Kann ich Ihnen noch irgendwie behilflich sein?«, fragte ich.

Sie schaute kurz auf und dann wieder zu Boden. Ein flüchtiger, flacher Blick. Sie verfiel ins Grübeln, was vermutlich länger dauern würde. Ihr Blick wurde vorübergehend stumpf und nahm dann wieder etwas Glanz an. Als würde sie in die Ferne taumeln, sich plötzlich besinnen und umkehren.

»Dicks Sachen«, murmelte sie. »Ich hatte doch seiner Frau versprochen, sie ihr zu schicken. Das habe ich doch schon erwähnt?« »Ja.«

»Nun, in der Nacht habe ich seine Sachen zusammengesucht und alles in einen Koffer gepackt - Manuskripte, eine Schreibmaschine, Bücher, Kleidung. Es ist nicht viel. Er war eben ein bescheidener Mensch. Es ist mir zwar unangenehm, aber könnten Sie die Sachen zu seiner Frau bringen?«

»Sicher. Wo wohnt denn seine Familie?«

»Irgendwo in Gôtokuji«, sagte Ame, »genauer weiß ich es nicht. Könnten Sie das herausfinden? Vielleicht steht etwas auf seinem Koffer.«

Der Koffer befand sich im ersten Stock in einem Zimmer am Ende des Gangs. Auf dem Kofferschild stand tatsächlich in fein säuberlicher Handschrift Dicks Name und Adresse. Yuki hatte mich hierher geführt. Es war eine enge Dachkammer, aber gemütlich. Früher habe die Haushälterin in dem Kämmerchen gewohnt, erklärte Yuki. Dick North hatte auch hier

penibel Ordnung gehalten. Auf dem kleinen Schreibtisch lagen fünf scharf gespitzte Bleistifte und ein Radiergummi - ein Stillleben. Der Kalender an der Wand enthielt Einträge in penibler Handschrift. Yuki lehnte schweigend am Türrahmen und musterte das Zimmer. Die Luft stand still. Nur Vogelzwitschern war zu hören. Ich erinnerte mich an das Ferienhaus in Makaha. Auch dort war es so still gewesen, dass man die Vögel singen hörte.

Ich schleppte den Koffer nach unten. Wegen der Bücher und Manuskripte darin war er schwerer, als er aussah. Eine weitere Erinnerung an das Ende von Dick North.

»Ich werde ihn gleich abliefern«, versicherte ich Ame. »So etwas soll man so schnell wie möglich hinter sich bringen. Kann ich sonst noch etwas tun?«

Ame schaute unsicher zu Yuki hinüber, doch die zuckte nur mit den Schultern.

»Es ist kaum etwas zu essen im Haus«, sagte sie leise. »Er war ja gerade zum Einkaufen unterwegs, als es passierte ...« »Schon klar. Ich gehe etwas besorgen«, sagte ich.

Ich inspizierte den Kühlschrank und machte eine Liste der nötigsten Dinge. Dann fuhr ich hinunter in den Ort zu dem Supermarkt, vor dem Dick North verunglückt war, und besorgte einen Vorrat für vier, fünf Tage. Ich packte die Lebensmittel in Frischhaltefolie und verstaute sie im Kühlschrank.

Ame dankte mir. Keine Ursache, erwiderte ich. Es kam mir so vor, als hätte ich nur das erledigt, was Dick North nicht mehr hatte zu Ende bringen können.

Die beiden Frauen standen auf dem steinernen Wall, um mich zu verabschieden. Genau wie damals in Makaha, nur winkte diesmal keiner. Das war Dicks Rolle gewesen. Die beiden Frauen standen nur reglos da und schauten auf mich herunter. Eine feierliche, fast mythische Szene. Ich verstaute den grauen Plastikkoffer auf dem Rücksitz und setzte mich ans Steuer. Sie blickten mir nach, bis ich um die Kurve war. Die Sonne ging

unter, und das Meer begann sich orange zu färben. Wie würden die beiden wohl die kommende Nacht verbringen?

Ich dachte an das einarmige Skelett, das ich in dem unheimlichen, düsteren Zimmer in Honolulu Downtown gesehen hatte. Es war also tatsächlich Dick North gewesen. Anscheinend waren dort die Toten versammelt. Sechs Skelette - sechs Tote. Wer mochten die restlichen fünf sein? Eines davon war vielleicht Ratte, mein verstorbener Freund. Ein weiteres musste May sein. Blieben noch drei.

Blieben noch drei.

Weshalb hatte Kiki mich dorthin geführt? Warum wollte sie mir diese sechs Toten zeigen?

Ich fuhr hinunter nach Odawara und von dort auf die Autobahn Tokyo-Nagoya. Ich nahm die Ausfahrt Setagaya und kurvte durch den Ort, bis ich mit Hilfe des Stadtplans Dick Norths Haus fand. Es war ein normales einstöckiges Reihenhaus. Alles wirkte so klein, die Tür, die Fenster, der Briefkasten, die Eingangsbeleuchtung - wie ein Puppenhaus. Davor stand eine Hundehütte, vor der eine angekettete Promenadenmischung unsicher hin und her lief. Im Haus brannte Licht, und man hörte Stimmen. Im Eingangsbereich stand ein halbes Dutzend Paar schwarzer Schuhe, ordentlich in Reih und Glied. Daneben benutztes Geschirr vom Sushi-Lieferservice. Die Angehörigen hielten Totenwache vor Dicks aufgebahrtem Leichnam. So hatte er am Ende doch noch einen Ort gefunden, an den er heimkehren konnte.

Ich zog den Koffer aus dem Wagen und hievte ihn zum Eingang. Nachdem ich geklingelt hatte, kam ein Mann mittleren Alters zur Tür. Ich erklärte, ich sei beauftragt worden, Dicks Sachen hier abzuliefern. Ich setzte eine Miene auf, die ihm zeigte, dass ich sonst nichts weiter wüsste. Er blickte auf das Kofferschild und war sofort im Bilde.

»Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet«, sagte der Mann ausgesucht höflich.

Irgendwie unbefriedigt kehrte ich nach Shibuya in mein Apartment zurück.

Bleiben noch drei, dachte ich.

Was hatte Dicks Tod für einen Sinn? grübelte ich bei einem Glas Whiskey. Sein abruptes Ende hatte vermutlich gar nichts zu bedeuten. Dieses Teilchen passte nicht in die Lücken des Puzzles, wie man es auch drehte und wendete. Vielleicht gehörte es in eine ganz andere Kategorie. Aber selbst wenn sein Tod als solcher keinen tieferen Sinn hatte, veränderte er doch entscheidend die Situation. Und zwar nicht zum Besseren, sagte mir meine Intuition. Dick North war ein gutmütiger Mensch gewesen. Auf seine Weise hatte er für Zusammenhalt gesorgt, doch mit seinem Tod war das vorbei. Die Dinge würden sich ändern, die Lage würde sich verschlimmern.

Inwiefern?

Zum Beispiel missfiel mir Yukis apathisches Gesicht, wenn Arne bei ihr war. Ebenso wenig mochte ich Ames stumpfen, gleichgültigen Blick, wenn sie mit ihrer Tochter zusammen war. Es lag etwas Unheilvolles darin. Ich mochte Yuki sehr. Sie war ein kluges Kind. Manchmal ein bisschen stur, aber sie hatte einen weichen Kern unter dieser harten Schale. Auch Ame war mir sympathisch. Wenn ich mit ihr allein sprach, entpuppte sie sich als bezaubernde Frau. Sie sprühte vor Kreativität, wirkte aber auch schutzlos. In mancher Hinsicht war sie kindlicher als ihre Tochter. Aber sobald sie zusammentrafen, raubten sie mir Energie. Allmählich verstand ich Makimuras Bemerkung, die beiden Frauen hätten ihn ausgelaugt.

Ja, von diesem Mutter-Tochter-Gespann ging anscheinend eine ungebrochene Macht aus.

Zuvor hatte Dick die Pufferrolle zwischen den beiden übernommen. Aber nun war er tot. Jetzt war ich der Einzige, der noch mit den beiden konfrontiert war.

Das war eine meiner düsteren Vorahnungen.

Ich telefonierte ein paar Mal mit Yumiyoshi und traf mich hin und wieder mit Gotanda.

Yumiyoshi gab sich reserviert wie immer, aber ich meinte doch, eine leise

Freude aus ihrer Stimme herauszuhören, wenn ich sie anrief. Wenigstens schien sie meine Anrufe nicht als Belästigung zu empfinden. Sie ging weiter zwei Mal in der Woche zur Schwimmschule, und wenn sie frei hatte, verabredete sie sich hin und wieder mit einem Freund. Am letzten Sonntag habe er mit ihr einen Ausflug zum Soundso-See gemacht, erzählte sie.

»Aber ich habe nichts mit ihm. Er ist nur ein Freund, ein alter Klassenkamerad. Er arbeitet jetzt auch in Sapporo. Das ist alles.«

Das störe mich nicht, erklärte ich. Und das stimmte auch. Das Einzige, was mich beunruhigte, war die Schwimmschule. Es ging mich nichts an, ob sie mit einem Freund zu einem See fuhr oder auf Berge kletterte.

»Ich wollte es dir trotzdem sagen«, erwiderte sie. »Heimlichtuerei kann ich nicht ausstehen.«

»Aber so etwas macht mir überhaupt nichts aus«, wiederholte ich. »Mir ist nur wichtig, dass ich dich wiedersehe, wenn ich nach Sapporo komme. Du kannst dich treffen, mit wem du willst. Das hat mit uns beiden nichts zu tun. Ich denke ständig an dich. Wie gesagt, es gibt zwischen uns etwas Gemeinsames.«

»Und das wäre?«, fragte sie.

»Zum Beispiel das Hotel«, sagte ich. »Dort ist dein Platz, und ich gehöre auch dorthin. Für uns beide ist das ein ganz besonderer Ort.«

»Hm«, machte sie, weder zustimmend noch ablehnend. Ein ganz neutrales *Hm*.

»Seit wir damals auseinander gegangen sind, bin ich verschiedenen Leuten begegnet, und es ist allerlei geschehen. Aber im Grunde warst du immer in meinen Gedanken. Ich möchte dich so gern wiedersehen, aber es geht noch nicht. Die Angelegenheit ist noch nicht geklärt.«

Das kam zwar von Herzen, klang aber ziemlich unsinnig. Typisch für mich.

Ein mittellanges Schweigen folgte. Ein indifferentes bis leicht positiv getöntes Schweigen. Zugegeben, Schweigen bleibt Schweigen. Vielleicht lege ich immer alles zu sehr zu meinen Gunsten aus.

»Kommt denn das Projekt wenigstens voran?«, erkundigte sie sich.

»Ich denke doch. Ich hoffe es zumindest«, erwiderte ich.

»Es wäre schön, wenn du es bis zum nächsten Frühjahr erledigt hättest.«

»Finde ich auch«, sagte ich.

Gotanda sah ziemlich erschöpft aus. Seine beruflichen Termine ließen ihm keine Pause. Krampfhaft versuchte er, die Schäferstündchen mit seiner Exfrau in seinen engen Zeitplan zu pressen. Und noch dazu heimlich.

»Ich weiß nur eins mit Sicherheit, dass es so nicht ewig weitergehen kann«, sagte Gotanda mit einem verzweifelten Seufzer. »Ich bin nicht ausgekocht genug für ein solches Dasein. Eigentlich bin ich ein sehr häuslicher Mensch. Dieses tägliche Gehetze macht mich ganz kaputt. Meine Nerven sind überstrapaziert.« Er breitete die Arme aus, als würde er ein Gummiband auseinander zerren.

»Ihr beide solltet euch Ferien auf Hawaii gönnen«, sagte ich.

»Schön wär's«, erwiderte er und lächelte kläglich. »Das wäre einfach traumhaft. Ein paar Tage am Strand mit ihr faulenzen, über nichts nachdenken müssen. Eine knappe Woche würde schon genügen. Nein, ich will nicht unverschämt sein. Drei Tage würden es auch tun. Da könnte ich mich weitgehend erholen.«

An jenem Abend war ich zu ihm in sein Domizil in Azabu gekommen. Wir saßen auf dem schicken Sofa, jeder einen Drink in der Hand, und schauten uns einen Zusammenschnitt seiner Werbespot-Auftritte auf Video an. Für CM - ein Magenmittel. Ich sah die Werbung zum ersten Mal.

Vier Aufzüge in einem Bürogebäude. Man sieht vier Kabinen ohne Türen und Trennwände nebeneinander rauf- und runtersausen. Gotanda im dunklen Anzug, Aktentasche in der Hand, steigt ein, gehobener Angestellter von Kopf bis Fuß. Er springt zwischen den Kabinen hin und her. Verhandelt hier mit seinem Boss, verabredet sich da mit einer attraktiven Sekretärin. Zwischendurch erledigt er blitzschnell eine Arbeit, die er in einer anderen Kabine liegen gelassen hat. Unterdessen klingelt in zwei weiteren Fahrstühlen das Telefon. Dieses rasante Hin und Her ist gar nicht so leicht zu bewerkstelligen, aber Gotanda lässt sich partout nicht aus der Fassung

bringen, sondern springt mit ungebrochen cooler Miene geschäftig von einem Lift zum anderen.

Eine Off-Stimme kommentiert: *Ein anstrengender Alltag. Stress staut sich im Magen. Für alle, die viel um die Ohren haben - ein sanftes Magenmittel ....*

Ich lachte. »Klasse, der Spot.«

»Finde ich auch CM ist eigentlich der reinste Mist. Absoluter Quatsch, das Präparat. Aber der Spot ist gut gemacht, besser als die meisten Filme, in denen ich mitgespielt habe. Traurig, aber wahr. Hat natürlich eine Stange Geld gekostet - die Sets und die Spezialeffekte. Diese Werbeleute haben keine Skrupel, für solche Details Geld springen zu lassen. Und die Inszenierung ist gelungen.«

»Spiegelt gewissermaßen deinen momentanen Zustand wider.«

»Du sagst es.« Gotanda lachte. »In der Tat, wie im echten Leben. Ununterbrochen hetze ich umher. Das geht wirklich an die Substanz. Mein Magen steht unter Stress, aber das Mittel hilft nicht. Sie haben mir ein Dutzend Packungen davon zum Ausprobieren gegeben. Absolut keine Wirkung.«

»Aber deine Motorik ist gut«, sagte ich, während ich die Rücklauftaste drückte, um mir den Spot noch einmal anzuschauen. »Du bist der reinste Buster Keaton. Vielleicht bist du ja ein verkappter Komiker.«

Ein Lächeln umspielte seinen Mund. Er nickte. »Ja, ich mag Komik. Das würde mich wirklich interessieren. Eine weitere Möglichkeit. Ich schätze, es hat Pfiff, wenn ein so bürgerlicher Charakter wie ich das Komische an so einer Routine zeigen kann. Jemand, der versucht, in einer komplizierten, überdrehten Welt ein normales Leben zu führen-das ist komisch. Verstehst du?«

»Klar«, sagte ich.

»Man braucht gar nicht betont komisch zu sein, sondern sich nur ganz normal zu benehmen. Das wirkt schon komisch. So was zu spielen reizt mich. In Japan gibt es heutzutage diesen Darstellertypus gar nicht. Wo es komisch sein soll, wirkt es immer übertrieben. Ich möchte genau das

Gegenteil tun, nämlich gar nicht spielen.« Gotanda nahm einen Schluck von seinem Drink und sah zur Decke. »Aber keiner bietet mir solche Rollen an. Die Typen sind völlig unkreativ. Die einzigen Rollen, die immer wieder in die Agentur gelangen, sind Ärzte, Lehrer und Anwälte. Mir steht das bis hier. Ich würde es zu gerne ablehnen, aber meine Situation lässt das nicht *zu. Stress staut sich im Magen.«*

Gotandas CM-Spot war so gut angekommen, dass man weitere Folgen gedreht hatte. Das Muster blieb immer das Gleiche: Mal sprang er, wie gewohnt im dunklen Anzug und mit noblem Gesicht, zeitlich haargenau abgestimmt zwischen Zügen, Bussen und Flugzeugen hin und her; mal kletterte er, Akten unter den Arm geklemmt, an einer Wolkenkratzerfassade hinauf oder vollführte einen Seiltanz zwischen Büroräumen. Alle Folgen waren gut gelungen. Und in allen verzog Gotanda nie eine Miene.

»Zuerst sollte ich ganz erschöpft aussehen. So wollte es der Produktionsleiter. Als würde ich vor Überarbeitung gleich zusammenbrechen. Aber ich war dagegen und erklärte ihnen, es sei viel komischer, wenn ich dabei cool bliebe. Sie haben natürlich überhaupt nicht auf mich gehört, aber ich habe nicht locker gelassen. Ich mache diese Werbefilme ohnehin nicht zum Spaß, sondern nur des Geldes wegen. Trotzdem hatte ich das Gefühl, dieser Spot könnte ganz interessant werden. Ich hab mich also quer gestellt. Daraufhin haben sie zwei Versionen gedreht, und meine Version gefiel allen sehr viel mehr. Der Spot wurde ein voller Erfolg, und der Produktionsleiter heimste die Lorbeeren ein. Er hat sogar einen Preis dafür bekommen. Soll mir recht sein. Ich bin nur ein Darsteller. Was geht es mich an, wie jemand bewertet wird. Mich wurmt nur, dass sie sich hinterher so aufspielen, als wäre es ganz allein ihre Idee gewesen. Ich wette, sie glauben es sogar selbst. So ist dieses Gesindel. Gerade die Phantasielosesten sind immer die Ersten, die sich in den Vordergrund schieben. Mich halten sie lediglich für einen hübschen Einfaltspinsel, der sich wichtig macht.«

»Das soll jetzt keine Schmeichelei sein, aber ich finde, dass du etwas Besonderes an dir hast«, sagte ich. »Ehrlich gesagt, war ich, bevor ich dich näher kennen gelernt habe, anderer Meinung. Ich hatte mir mehrere Filme,

in denen du mitspielst, angeschaut und hielt sie - verzeih mir bitte - für ziemlichen Schund. Du hast darin sogar regelrecht billig gewirkt.«

Gotanda schaltete das Videogerät ab, schenkte uns nach und legte eine Platte von Bill Evans auf. Dann setzte er sich wieder aufs Sofa und trank einen Schluck. Seine Gesten waren wie üblich von bemerkenswerter Eleganz.

»Ja, du hast völlig Recht«, sagte er. »Wenn ich in diesen blöden Filmen auftrete, merke ich, dass ich ebenfalls langsam verblöde. Ich fühle mich dann ganz erbärmlich. Aber wie gesagt - meine Situation lässt mir keine andere Wahl. Sie suchen sogar das Muster meiner Krawatten für mich aus. Diese Idioten halten sich für ungeheuer schlau. Irgendwelche Banausen meinen, sie hätten den guten Geschmack gepachtet. Ich darf nur nach ihrer Pfeife tanzen. Geh dahin, geh dorthin, mach dies, mach das. Fahr diesen Wagen, schlaf mit dieser Frau. Mein Leben ist genauso hohl wie diese blöden Filme. Und so geht es ewig weiter. Wann ist endlich Schluss damit? Ich werde im nächsten Monat fünfunddreißig.«

»Vielleicht solltest du alles hinschmeißen und noch mal bei null anfangen. Jemand wie du schafft das spielend. Verlass die Agentur und mach das, was dir wirklich zusagt. Dann kannst du deine Schulden nach und nach abzahlen.«

»Klar, daran habe ich natürlich auch schon oft gedacht. Wenn es nur nach mir ginge, hätte ich das längst getan. Noch einmal völlig neu anfangen - dann würde ich wahrscheinlich Theater spielen.

Anspruchsvolle Stücke. Damit wäre ich zufrieden. Geld wäre Nebensache. Aber dann würde meine Exfrau mich garantiert fallen lassen. Sie ist nun mal so gestrickt. Sie kann nur in ihrer Welt atmen. Wenn sie mit mir bei null anfangen müsste, würde sie vermutlich ersticken. Das hat nichts damit zu tun, ob sie gut oder schlecht ist. So ist sie nun einmal. Sie ist in einem Starmilieu aufgewachsen, in dem ein bestimmter Luftdruck herrscht, und sie braucht Leute um sich herum, die unter den gleichen Luftdruckbedingungen leben, Ich liebe sie und möchte sie nicht verlieren. Es geht also nicht.«

Er steckte in einer Sackgasse.

»Ich sitze wirklich in der Klemme«, sagte Gotanda lächelnd. »Aber lass uns über was anderes reden. Sonst liege ich dir noch bis morgen früh in den Ohren, ohne dass was dabei rauskommt.«

Er brachte das Gespräch auf Kiki und erkundigte sich nach meiner Beziehung zu ihr. Obwohl Kiki uns gewissermaßen zusammengebracht hatte, habe er von mir kaum etwas über sie erfahren, meinte er. Ob es mir schwer falle, darüber zu reden? Wenn dem so wäre, würde er mich nicht weiter drängen.

Nein, das sei nicht das Problem, erwiderte ich.

Ich erzählte ihm, dass ich Kiki zufällig begegnet sei und dass wir eine Zeit lang zusammengelebt hätten. Sie habe sich so unauffällig in mein Leben geschlichen wie Gas, das lautlos in ein Vakuum dringt.

»Alles geschah wie von selbst«, sagte ich. »Es ist schwer zu beschreiben. Eins führte zum anderen, auf ganz natürliche Weise. Deshalb habe ich dem damals keine besondere Beachtung geschenkt. Aber im Nachhinein betrachtet, gab es schon einige seltsame Ungereimtheiten, die mir jetzt ganz unwirklich erscheinen. Es ist schwer in Worte zu fassen. Es klingt dann lächerlich. Deshalb habe ich bisher mit niemandem darüber gesprochen.«

Ich trank einen Schluck und schwenkte das Glas, um die schönen klaren Eiswürfel zum Klirren zu bringen.

»Kiki arbeitete damals als Ohrmodell, und als ich die Fotos von ihren Ohren zu Gesicht bekam, war ich sofort hin und weg. Es waren - wie soll ich sagen - einfach vollkommene Ohren. Die Fotos waren für eine Werbekampagne vorgesehen, und ich sollte den Text dazu schreiben. Für welches Produkt, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls bekam ich diese Fotos in die Hände. Es waren enorm vergrößerte Aufnahmen von ihren Ohren, auf denen sogar der Flaum zu erkennen war. Ich habe sie mit Tesafilm an die Wand meines Büros geklebt und sie Tag für Tag vor Augen gehabt. Zuerst sollten die Fotos mich beim Schreiben des Textes inspirieren, doch allmählich wurden sie zu einem Teil meines Lebens. Eine richtige Obsession. Ich starrte sie auch noch an, als ich die Arbeit längst beendet hatte. Sie waren wirklich unglaublich. Phantastische Ohren! Du müsstest sie

selbst sehen, man kann sie nicht beschreiben. Sie sind so perfekt, dass ihre Existenz an sich bedeutungsvoll ist.«

»Stimmt, du hast Kikis Ohren schon mal erwähnt.«

»Ja, ich war ganz versessen darauf, die Eigentümerin dieser Ohren kennen zu lernen. Ich hatte das Gefühl, mein Leben stünde sonst still. Warum, weiß ich selbst nicht, es war einfach so. Ich habe sie dann angerufen, und sie verabredete sich mit mir. Das erste Mal, als wir uns sahen, hat sie mir dann höchstpersönlich ihre Ohren gezeigt. *Nicht ihre professionellen Ohren, nein, ihre privaten Ohren.* Sie waren noch faszinierender als auf den Fotos. *Einfach phantastisch!*

Wenn sie ihre Ohren professionell zur Verfügung stellte, also als Modell arbeitete, blockierte sie nämlich ihre Ohren. Deshalb waren ihre privaten Ohren etwas völlig anderes. Verstehst du? Allein dadurch, dass sie einem ihre Ohren zeigte, veränderte sich der Raum. *Und mit einem Schlag änderte sich der Zustand der Welt.* Es klingt lächerlich, ich weiß, aber anders lässt es sich nicht beschreiben.«

Gotanda dachte einen Moment nach. »Was soll das heißen, sie blockiert ihre Ohren?«

»Sie kann sie von ihrem Bewusstsein abkoppeln, um es einfach auszudrücken.«

»Aha.«

»Als würde sie den Stecker rausziehen.« »Aha.«

»Klingt komisch, aber so was gibt's.«

»Na klar, ich glaube dir. Ich versuche nur, es zu verstehen.«

Ich lehnte mich zurück und betrachtete ein Bild an der Wand.

»Mit ihren Ohren hat es noch eine weitere besondere Bewandtnis. Wenn sie etwas vernimmt, kann sie Menschen an einen bestimmten Ort lotsen«, erklärte ich.

Gotanda überlegte einen Moment. »Das heißt, sie hat dich damals auch irgendwohin geführt? An einen bestimmten Ort?«

Ich nickte, sagte jedoch nichts weiter dazu. Es würde zu lange dauern, all das zu erzählen, und außerdem hatte ich keine Lust dazu. Gotanda fragte

auch nicht weiter nach.

»Jetzt versucht sie mich wieder irgendwohin zu lotsen«, sagte ich. »Ich spüre es ganz deutlich. Dieses Gefühl hält schon eine ganze Weile an. Und Stück für Stück hole ich den Faden ein. Einen hauchdünnen Faden, der jeden Augenblick zu zerreißen droht, mich aber bis hierhin geführt hat. Inzwischen bin ich den verschiedensten Menschen begegnet. Du gehörst auch dazu - du bist *eine zentrale Figur*. Nur kann ich noch nicht einschätzen, worauf Kiki hinauswill. Zwei Personen sind inzwischen gestorben. Die eine war May. Die andere ein einarmiger Dichter. Es findet Bewegung statt. Aber sie führt nirgendwohin.«

Das Eis im Kübel war restlos geschmolzen. Gotanda ging in die Küche, um Nachschub zu holen, und bereitete zwei neue Whiskey an the rocks, wie immer mit eleganten Handgriffen. Es klirrte angenehm, als er das Eis in die Gläser fallen ließ. Eine filmreife Szene.

»Ich sitze auch in der Klemme«, sagte ich. »Wie du.«

»Nein, das kann man nicht vergleichen«, entgegnete Gotanda. »Ich liebe eine einzige Frau. Es ist eine ausweglose Leidenschaft. Bei dir ist das anders. Du wirst wenigstens irgendwohin geleitet. Jetzt erscheint dir vielleicht alles sehr verworren, aber verglichen mit dem Gefühlslabyrinth, in dem ich stecke, stehst du weitaus besser da und kannst hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Du hast wenigstens die Möglichkeit, einen Ausweg zu finden. Die habe ich nicht. Überhaupt nicht. Deine Situation ist grundverschieden.«

Das könne sein, gab ich zu. »Jedenfalls kann ich im Moment nichts anderes tun, als Kikis Spuren zu folgen. Sonst nichts. Sie sendet mir offenbar Zeichen oder Botschaften. Und ich muss die Ohren spitzen.«

»Sag mal, hast du eigentlich schon mal daran gedacht, dass Kiki ebenfalls ermordet worden sein könnte?«, fragte Gotanda. »Du meinst, wie May?«

»Ja. Sie ist so plötzlich verschwunden. Als ich die Sache mit May erfuhr, musste ich sofort an Kiki denken. Womöglich ist ihr das Gleiche passiert. Ich habe mich bisher mit dieser Vermutung zurückgehalten, aber es wäre durchaus denkbar.«

Ich schwieg. Ich hatte sie doch mit eigenen Augen gesehen, in Honolulu Downtown. Im schummrigen Licht der Abenddämmerung. Ich war ihr wirklich begegnet. Und Yuki hatte es auch gemerkt.

»Es ist nur eine Spekulation. Vermutlich bedeutungslos«, räumte Gotanda ein.

»Natürlich besteht diese Möglichkeit. Aber sie sendet mir immer noch Botschaften, die ich klar und deutlich vernehme. Sie ist in jeder Hinsicht etwas Besonderes.«

Nachdenklich saß Gotanda mit verschränkten Armen da. Er sah aus, als sei er vor Erschöpfung eingenickt. Aber er war natürlich wach. Die Dunkelheit stahl sich ins Zimmer und umgab seinen straffen Körper mit fließenden Schatten.

Ich schwenkte erneut die Eiswürfel im Glas und nahm einen Schluck.

In diesem Augenblick bemerkte ich plötzlich die Anwesenheit einer dritten Person. Außer Gotanda und mir schien noch jemand im Raum zu sein. Ich spürte es deutlich: Körperwärme, Atemzüge und ein schwacher Geruch. Es schien jedoch kein Mensch zu sein. Irgendein Wesen hatte die Atmosphäre im Raum verändert. *Ein Tier.* Mir lief es eiskalt über den Rücken. Ich ließ den Blick durchs Zimmer huschen, aber ich sah nichts. Es war nur ein Gespür. Ein sich hart anfühlender Hauch, als hätte sich etwas hereingeschlichen. Aber es war nichts zu sehen. Im Raum waren nur ich und Gotanda, der mit geschlossenen Augen vor sich hin sann. Ich stieß einen tiefen Seufzer aus und lauschte. *Was für ein Wesen mochte das sein?* Es gab keinen Laut von sich. Wahrscheinlich lauerte es irgendwo, zusammengekauert, mit angehaltenem Atem. Doch dann war der Hauch verschwunden. Das Wesen war fort.

Meine Schultern entspannten sich, und ich nahm einen weiteren Schluck.

Ein paar Minuten später schlug Gotanda die Augen auf und lächelte mich herzlich an. »Tut mir Leid, das war ja mal wieder ein deprimierender Abend«, entschuldigte er sich.

»Wahrscheinlich weil wir beide im Grunde todernste Menschen sind«, erwiderte ich lachend.

Gotanda stimmte in mein Lachen ein, sagte aber nichts weiter.

Wir hörten noch etwa eine Stunde Musik, und als ich wieder etwas nüchterner war, stieg ich in meinen Subaru und fuhr nach Hause. Als ich zu Bett ging, dachte ich noch: *Was für ein Tier mag das gewesen sein?*

35

Ende Mai begegnete ich in Shibuya zufällig - dachte ich zumindest- einem der beiden Kommissare, die mich damals wegen May verhört hatten.

Es war Schöngeist. Ich kam gerade aus Tokyu Hands, wo ich einen Lötkolben gekauft hatte, als er mir über den Weg lief. Trotz der sommerlichen Temperaturen trug er ein dickes Tweedjackett. Es schien ihm überhaupt nichts auszumachen. Polizeibeamte sind vermutlich resistent gegen Hitze oder haben andere Empfindlichkeiten. Auch er trug eine Einkaufstüte von Tokyu Hands. Ich tat so, als hätte ich ihn nicht bemerkt, und wollte gerade an ihm vorbeigehen, als Schöngeist mich ansprach.

»Hallo, warum denn so unhöflich?«, sagte er. »Wir kennen uns doch. Weshalb tun Sie so, als hätten Sie mich nicht gesehen?« »Ich hab's eilig«, sagte ich kurz angebunden. »Aha«, sagte er nur. Er glaubte mir natürlich kein Wort.

»Ich muss Vorbereitungen für meine Arbeit treffen und habe einiges zu erledigen«, erklärte ich.

»Kann ich mir vorstellen«, sagte er. »Aber einen kleinen Moment werden Sie doch wohl Zeit haben, zehn Minuten. Ich lade Sie zu einem Kaffee ein. Ich wollte sowieso mal mit Ihnen reden, außerdienstlich. Wirklich, es dauert nicht länger als zehn Minuten.«

Ich folgte ihm in ein überfülltes Café. Was mich dazu bewog, weiß ich nicht. Ich hätte einfach ablehnen und nach Hause gehen können. Stattdessen folgte ich seiner Aufforderung. In dem Café saßen überwiegend junge Paare und Gruppen von Studenten. Der Kaffee schmeckte entsetzlich, die Luft war grauenvoll. Schöngeist steckte sich eine Zigarette an.

»Ich sollte besser damit aufhören«, sagte er. »Aber solange ich in diesem Job bin, ist das hoffnungslos. Ohne Zigaretten halte ich es nicht aus. Es ist zu nervenaufreibend.«

Ich sagte nichts dazu.

»Der Job zehrt an einem, wissen Sie? Man wird von allen gehasst. Je

länger man das macht, umso schlimmer wird es. Der Blick verfinstert sich, die Haut wird welk. Ich weiß auch nicht, wovon man einen solch schlechten Teint bekommt. Man wirkt viel älter, als man tatsächlich ist. Sogar die Art zu reden verändert sich. Es hat nur Nachteile.«

Er tat sich drei Löffel Zucker in den Kaffee, kippte Sahne dazu und schlürfte ihn genüsslich.

Ich warf einen Blick auf meine Uhr.

»Ach ja, Sie haben es eilig«, sagte Schöngeist. »Wir haben noch fünf Minuten, nicht wahr? Na fein. Ich werde Sie nicht lange aufhalten. Es geht um die Ermordete. May.«

»May?«, fragte ich zurück. So einfach ging ich ihm nicht auf den Leim.

Er verzog den Mund zu einem Lächeln. »Ach so, ja natürlich. Das Mädchen hieß so. May. Das haben wir herausbekommen. Selbstverständlich war das nicht ihr richtiger Name, sondern nur ein Pseudonym. Sie war eine Prostituierte, wie ich bereits vermutet hatte. Eine Professionelle sozusagen, auch wenn sie auf den ersten Blick nicht so wirkte. Heutzutage lässt sich das schwer erkennen. Früher war das einfacher, man sah sofort, wer eine Nutte war. An der Kleidung, an der Schminke, am Gesichtsausdruck. Aber heute? Da findet man Mädchen in dem Gewerbe, bei denen man überhaupt nicht auf die Idee käme. Entweder machen sie es wegen des Geldes oder aus reiner Neugier. Schlimm. Und gefährlich ist es obendrein. Sie lassen sich auf unbekannte Männer ein, hinter geschlossenen Türen. Es treiben sich so viele üble Kerle rum. Perverse. Psychopathen. Das ist äußerst riskant. Finden Sie nicht auch?«

Ich nickte gezwungenermaßen.

»Aber die jungen Mädchen sind so naiv. Sie glauben, sie könnten ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Na ja, da kann man nichts machen. So sind die jungen Leute eben. Die meinen, alles klappt prima. Und wenn sie dann eines Besseren belehrt werden, ist es oft zu spät. Mit einem Strumpf erdrosselt. Armes Ding.«

»Haben Sie den Mörder inzwischen gefasst?«, erkundigte ich mich.

Schöngeist schüttelte den Kopf und verzog das Gesicht. »Be-

dauerlicherweise noch nicht. Uns sind einige aufschlussreiche Fakten bekannt, von denen die Presse allerdings noch keinen Wind bekommen hat. Wir stecken noch in den Ermittlungen. Zum Beispiel kennen wir ihren professionellen Namen und wissen, dass sie eine Prostituierte war. Ihr wirklicher Name ... ach, der tut hier nichts zur Sache. Sie stammte aus Kumamoto. Ihr Vater ist Beamter. Es ist zwar keine große Stadt, aber er hat es immerhin bis zum Vizebürgermeister gebracht. Sie kam also aus ordentlichen Verhältnissen. Auch finanziell ist die Familie gut situiert. Das Mädchen bekam genug Geld von zu Hause. Die Mutter fährt ein, zwei Mal im Monat nach Tokyo zum Shopping - Kleidung und so weiter. May hatte ihrer Familie erzählt, sie arbeite in der Modebranche. Es gibt noch eine ältere Schwester, die mit einem Arzt verheiratet ist, sowie einen jüngeren Bruder. Der studiert Jura an der Universität Kyûshû. Eine tadellose Familie. Wie kann ein Mädchen aus so gutem Hause Prostituierte werden? Ihr Tod war ein großer Schock für ihre Angehörigen. Die Sache mit der Prostitution haben wir aus Rücksicht gar nicht erwähnt. Es war schon schockierend genug für sie zu erfahren, dass ihre Tochter in einem Hotelzimmer von einem Mann erdrosselt wurde. Kein Wunder, bei diesen friedlichen Verhältnissen.«

Ich sagte nichts und ließ ihn quasseln.

»Wir haben den Callgirl-Ring, für den das Mädchen gearbeitet hatte, ausfindig machen können. Es war eine ziemliche Aktion, aber wir sind schließlich dahintergekommen. Sie fragen sich wohl, wie wir das geschafft haben? Wir haben die Hallen einiger Luxushotels in der Innenstadt überwacht, bis wir ein paar Ladies geschnappt haben, die diesem Gewerbe nachzugehen schienen. Denen haben wir dann genau wie Ihnen damals die Fotos gezeigt und sie in die Mangel genommen. Eine hat geplaudert. Es sind eben nicht alle so zäh wie Sie. Die Damen befinden sich ohnehin in einer schwächeren Position. So haben wir den Callgirl-Ring ausfindig machen können. Ein exklusiver Verein. Superteuer, die Mitgliedschaft. Da können Leute wie Sie und ich nicht mithalten. Oder können Sie für eine Nummer siebzigtausend hinblättern? Ich jedenfalls nicht. Das steht außer

Frage. Bei dem Preis würde ich doch eher mit meiner Frau vögeln und dafür meinem Sohn ein neues Fahrrad kaufen. Na ja, das klingt jetzt ein bisschen nach popeligen Verhältnissen.« Er lachte nervös und sah mich an. »Und selbst wenn ich die sieben Riesen hinlegen würde, würden sie mich nicht in den Club aufnehmen. Sie stellen auch Nachforschungen über die Herkunft an, und zwar gründlich. Sicherheit hat Priorität. Verdächtige Typen werden nicht zugelassen. Auch ein Polizeibeamter kommt da nicht rein. Nicht, dass Gesetzeshüter grundsätzlich ausgeschlossen sind, man muss jedoch ganz oben stehen. Ganz weit oben allerdings, denn notfalls können solche Kandidaten denen von Nutzen sein. Aber ein kleiner Fisch wie ich - keine Chance.«

Er trank den Kaffee aus und steckte sich eine weitere Zigarette an.

»Es wurde eine Durchsuchung des Clubs beantragt. Drei Tage hat es gedauert, bis wir die Genehmigung hatten. Als wir dann mit dem Durchsuchungsbefehl endlich die Razzia durchführen konnten, war von der Agentur keine Spur mehr zu entdecken. Alles leer geräumt. Restlos. Die Information muss durchgesickert sein. Und was glauben Sie, wo die undichte Stelle war?«

Keine Ahnung, erwiderte ich.

»Na, innerhalb des Präsidiums natürlich. Und zwar in der obersten Etage. Von da kam die Information. Keine Beweise. Aber unsereins hat für solche internen Manöver einen Riecher. Von irgendwo ist die Information durchgesickert. Derjenige hat dem Club gesteckt, dass eine Hausdurchsuchung ansteht, man solle sich schnellstens aus dem Staub machen. Peinliche Angelegenheit. Aber so was soll's geben. Der Club ist an derartige Aktionen gewöhnt und kann sich einfach in null Komma nichts woandershin verziehen. In einer Stunde ist alles erledigt. Sie mieten einfach ein anderes Büro, richten neue Telefonanschlüsse ein, und schon sind sie wieder im Geschäft. So einfach geht das. Die Kundenkartei ist vorhanden, die erlesenen Damen stehen parat, und so kann das Gewerbe praktisch überall betrieben werden. Wir kommen ihnen nicht auf die Schliche. Bleiben außen vor. Die Verbindung ist abgerissen. Wenn wir wüssten, mit

welcher Art von Kunden das Opfer zu tun hatte, könnten wir unsere Ermittlungen vorantreiben, aber so kommen wir nicht weiter.«

»Verstehe ich nicht«, sagte ich.

»Was verstehen Sie nicht?«

»Hören Sie, wenn das Mädchen, wie Sie sagten, zu diesem exklusiven Callgirl-Ring gehörte, weshalb sollte sie dann ein Kunde ermordet haben? Das hätte man doch sofort zurückverfolgen können, oder?«

»Richtig«, sagte Schöngeist. »Deshalb muss ihr Mörder jemand außerhalb dieses Kundenstamms sein. Vielleicht ein privater Liebhaber, oder sie hat Extratouren ohne den Club gemacht. Wer weiß. Wir haben ihr Apartment durchsucht, aber keinen einzigen Hinweis gefunden. Wir sind mit unserem Latein am Ende.«

»Ich habe sie nicht ermordet«, sagte ich.

»Das weiß ich doch. Sie waren es nicht«, sagte Schöngeist. »Das habe ich Ihnen bereits gesagt. Sie sind kein Typ, der andere umbringt. Das erkenne ich sofort. Wer nicht wie ein Mörder aussieht, bringt auch tatsächlich niemanden um. Aber Sie wissen etwas, das sagt mir mein Instinkt. Ich bin schließlich ein Profi. Also, warum rücken Sie nicht mit der Sprache raus? Das würde mir reichen. Ich belästige Sie auch nicht mit Formalitäten. Das verspreche ich Ihnen. Ehrlich.«

Ich wisse gar nichts, erklärte ich ihm.

»Ach. Mensch«, seufzte Schöngeist. »Na ja, nichts zu machen. Ehrlich gesagt.,die Chefetage ist ohnehin nicht besonders wild darauf, dass die Ermittlungen weitergeführt werden. Es ist ja bloß eine Nutte in einem Hotel umgebracht worden, kein Vorfall von Belang. Denen ist das scheißegal. Die denken vermutlich sogar, wie praktisch, eine Nutte weniger. Die bekommen ja auch keine Leichen zu Gesicht. Die können sich überhaupt nicht vorstellen, was es heißt, wenn ein hübsches junges Mädchen nackt erdrosselt wird. Die wissen gar nicht, wie erbärmlich das ist. Und ich gehe jede Wette ein, dass in diesem Callgirl-Ring nicht nur die Polizei mit drinhängt. Da haben doch bestimmt auch einige Herrschaften aus der Politik die Finger im Spiel. Hin und wieder blitzen goldene Ansteckнadeln im Dunkeln

auf. Unsereins hat da ein Gespür für. Sobald etwas funkelt, zieht man den Kopf ein, wie eine Schildkröte. Besonders die da oben. Es sieht ganz danach aus, als würde uns der Mörder von May durch die Lappen gehen. Die Ärmste!«

Die Bedienung räumte Schöngeists Kaffeetasse ab. Meine Tasse war noch halb voll.

»Es ist merkwürdig, aber irgendwie fühle ich mich dem Mädchen nah«, fuhr Schöngeist fort. »Ich weiß selbst nicht, wieso, aber als ich das Mädchen da liegen sah, nackt und erwürgt im Hotelbett, überkam mich dieses Gefühl. Ich will den Täter unbedingt kriegen. Natürlich bekommen wir ständig Leichen zu Gesicht. Zerstückelte, verbrannte und so weiter. Man ist gegen derartige Anblicke schon regelrecht abgestumpft. Aber diese Leiche war etwas Besonderes. Auf seltsame Weise schön. Das Morgenlicht flutete ins Zimmer, und das Mädchen lag da, erstarrt. Die Augen aufgerissen, die Zunge verdreht, ein Strumpf um den Hals gebunden. Wie ein Schlips. Die Beine gespreizt, dazwischen eine Pisselache. Als ich sie so sah, überkam mich dieses Gefühl - sie erwartet von mir, dass ich den Mord aufkläre. Solange ich den Fall nicht löse, wird sie in dieser grotesken Haltung weiterhin steif im Morgenlicht liegen. Unerlöst erstarrt. Dort in diesem Raum. Um sie zu erlösen, muss ich also den Mord aufklären und den Täter fassen. Finden Sie das merkwürdig?«

Keine Ahnung, erwiderte ich.

»Sie waren im Urlaub, was? Schön braun geworden«, sagte der Inspektor.

Ich sei beruflich auf Hawaii gewesen, erklärte ich.

»Toll. Da kann man ja richtig neidisch werden. Solch einen schicken Job würde ich auch lieber machen, statt Tag für Tag nur Leichen zu sehen. Da wird man ganz depressiv. Haben Sie schon mal eine Leiche gesehen?« Ich verneinte.

Er schüttelte den Kopf und schaute auf seine Uhr. »Ach du meine Güte, tut mir Leid, dass ich Sie so lange aufgehalten habe. Aber man sagt ja, selbst eine flüchtige Begegnung ist vorherbestimmt. Fügen Sie sich in Ihr Schicksal. Ab und zu habe ich das Bedürfnis, auch mal mit jemandem ein

privates Gespräch zu führen. Was haben Sie übrigens bei Tokyu Hands gekauft?«

Einen Lötkolben, sagte ich.

»Ach ja? Ich habe Abflussreiniger besorgt. Unser Waschbecken zu Hause ist verstopft.«

Er bezahlte die Rechnung. Ich bot ihm an, meinen Kaffee selbst zu übernehmen, aber er bestand darauf.

»Schon in Ordnung, Sie sind eingeladen. War doch nur ein Kaffee. Lassen Sie stecken.«

Als wir aus dem Café traten, fiel mir plötzlich etwas ein. Ich fragte ihn, ob solche Prostituiertenmorde häufiger vorkämen.

»Nun, das gibt's schon relativ häufig.« Sein Blick verschärfte sich leicht. »Zwar nicht täglich, aber eine Seltenheit ist es nicht. Interessieren Sie sich für Prostituiertenmorde?«

Nicht sonderlich, erwiderte ich. Reine Neugierde.

Wir trennten uns.

Als er weg war, verspürte ich ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend, das auch am nächsten Morgen noch anhielt.

36

Der Mai verstrich, wie Wolken dahinziehen.

Es waren zweieinhalb Monate vergangen, seitdem ich nicht mehr arbeitete. Auch die geschäftlichen Anrufe ließen nach. Die Außenwelt schien mich langsam, aber sicher zu vergessen. Dementsprechend kam natürlich auch kein Geld herein, aber ich hatte zum Glück noch genug auf dem Konto. Außerdem führe ich ein recht bescheidenes Leben. Ich koche, wasche meine Wäsche selbst und gebe auch sonst nicht viel aus für irgendwelchen Schnickschnack. Keine Kredite, keine Gelüste nach teuren Klamotten oder Autos. Ich brauchte mir also in finanzieller Hinsicht noch keine Sorgen zu machen. Ich kalkulierte meine monatlichen Ausgaben und rechnete mir aus, indem ich mein Bankguthaben durch diesen Betrag teilte, dass ich noch etwa fünf Monate davon leben konnte. Irgendetwas würde sich schon ergeben. Und wenn nicht, dann würde ich mir etwas ausdenken. Außerdem gab es den unangetasteten Dreihunderttausend-Yen-Scheck von Makimura, der immer noch meinen Schreibtisch zierte. Ich würde also nicht verhungern. Ich brauchte nur abzuwarten, bis etwas geschah, und darauf zu achten, dass mein Lebensrhythmus nicht gestört wurde. Ich ging mehrmals in der Woche bis zur Erschöpfung schwimmen, kaufte ein und kochte. Abends hörte ich Musik oder las Bücher, die ich mir aus der Bibliothek geliehen hatte.

Dort suchte ich aufmerksam die archivierten Zeitungen nach Berichten zu Mordfällen der vergangenen Monate durch. Ich beschränkte mich natürlich auf die weiblichen Opfer. Von dieser Warte aus gesehen, bot die Welt ein schreckliches Bild. Es waren unzählige Morde an Frauen geschehen. Erstochen, erschlagen, erwürgt. Aber keiner der Fälle deutete auf Kiki, zumindest war ihre Leiche nicht gefunden worden. Es gibt natürlich Möglichkeiten, einen Leichnam verschwinden zu lassen. Den Körper beschweren und ins Meer werfen. Oder ihn irgendwo in den Bergen verscharren, wie ich es mit meinem Kater Sardine getan hatte. Da würde sie

niemand finden. Ein Verkehrsunfall kam natürlich auch in Frage. Vielleicht war sie von einem Auto erfasst worden, wie Dick North.

Ich überprüfte sämtliche Unfälle, bei denen Frauen ums Leben gekommen waren. Es waren erschreckend viele. Autounfälle, Brände, Gasvergiftungen. Aber keines der Opfer ähnelte Kiki.

Selbstmord? Oder ein tödlicher Herzinfarkt? So etwas stand natürlich nicht in der Zeitung. Die Welt ist voller Todesarten, von denen nicht berichtet wird. Erwähnenswerte Tode sind drastische Ausnahmen. Die meisten Menschen sterben unbeachtet.

Alles war also möglich.

Vielleicht war Kiki ermordet worden oder einem Verkehrsunfall zum Opfer gefallen. Vielleicht hatte sie sich das Leben genommen oder eine Herzattacke erlitten.

Es gab jedoch kein Indiz, keinen Beweis dafür, dass sie tot war. Oder aber noch am Leben.

Ab und zu rief ich Yuki an, wenn mir danach zumute war. Doch jedes Mal, wenn ich sie fragte, wie es ihr gehe, kam eine nichts sagende Antwort.

»Ach, geht so. Weder gut noch schlecht. Normal eben, ganz normal.«

Sie redete apathisch und zerstreut, als wäre sie nicht richtig da. Das gefiel mir gar nicht.

»Und deine Mutter?«

»Völlig abwesend. Sie arbeitet auch kaum. Sitzt den ganzen Tag nur da und starrt vor sich hin wie von allen guten Geistern verlassen.«

»Kann ich etwas für euch tun? Einkaufen oder so was?«

»Nicht nötig, das erledigt unsere Haushälterin. Außerdem kommt der Lieferservice. Wir beide sitzen nur herum und tun gar nichts. Weißt du, ich habe hier irgendwie das Gefühl, dass die Zeit stillsteht. Sag mal, vergeht die Zeit wirklich?«

»Leider ja. Mit Siebenmeilenschritten. Die Vergangenheit türmt sich auf, die Zukunft nimmt ab. Die Möglichkeiten verringern sich, das Bedauern nimmt zu.«

Yuki schwieg.

»Du hörst dich nicht sehr munter an«, sagte ich nach einer Weile. »Findest du?«

»Findest du?«, wiederholte ich.

»Was soll das?«

»Was soll das?«

»Hör auf, mich nachzuäffen.«

»Ich äffe dich nicht nach. Ich bin nur dein seelisches Echo. Ein kräftiger Return à la Björn Borg, damit die Mängel unserer Konversation demonstriert werden. *Smash!*«

»Bescheuert wie immer«, sagte Yuki genervt. »Du benimmst dich kindisch.«

»Stimmt doch gar nicht. Ich bin ein zutiefst beschaulicher und pragmatischer Geist, das Echo als Metapher. *The game is the message.* Das ist überhaupt nicht kindisch.«

»Pff, Quatsch.«

»Pff, Quatsch.«

»Hör endlich auf damit!«, schrie Yuki.

»Okay«, lenkte ich ein. »Also beginnen wir noch mal von vorne. Du klingst nicht sehr munter.«

Yuki seufzte. »Ja, kann schon sein. Weißt du, wenn ich mit Mama zusammen bin, dann ... dann werde ich immer in ihre Stimmungen hineingezogen. Sie hat anscheinend Macht über andere. Sie kann einen jedenfalls beeinflussen. Sie kümmert sich überhaupt nicht um andere, sondern denkt nur an sich selbst. Das macht sie so stark. Verstehst du? Ohne es zu merken, gerät man in diesen Sog hinein. Wenn sie ihren Blues hat, bekomme ich ihn auch. Geht's ihr gut, dann steckt sie mich mit ihrer guten Laune an.«

Ich hörte, wie sie sich eine Zigarette anzündete.

»Vielleicht solltest du ab und zu mit mir einen Ausflug machen.« »Ja, das wäre sicher gut.«

»Soll ich dich morgen abholen?«

»Au ja«, sagte Yuki. »Ich fühle mich jetzt schon wohler, nur vom Telefonieren.«

»Freut mich.«

»Freut mich«, äffte mich Yuki nach.

»Hör auf!«

»Hör auf!«

»Bis morgen«, sagte ich und legte schnell auf, bevor sie es wiederholen konnte.

Ame wirkte tatsächlich völlig abwesend. Sie saß auf dem Sofa, die Beine aufreizend übereinander geschlagen, und blätterte mit leerem Blick in einer Fotozeitschrift. Eine Szene wie auf einem impressionistischen Gemälde. Das Fenster stand offen, aber es war ein windstiller Tag, und kein Lüftchen bewegte die Vorhänge oder die Seiten des Magazins. Als ich ins Zimmer trat, hob Ame nur leicht den Kopf und lächelte unsicher. Es war lediglich der Hauch eines Lächelns, aber es schien die Luft zum Vibrieren zu bringen. Dann hob sie einen schlanken Finger und wies auf den Stuhl gegenüber. Die Haushälterin brachte Kaffee.

»Ich habe Dicks Sachen bei seiner Familie abgeliefert«, sagte ich. »Haben Sie seine Frau gesehen?«, fragte sie.

»Nein. Ich habe den Koffer einfach dem Mann übergeben, der an die Haustür kam.«

Ame nickte. »Ich danke Ihnen.«

»Keine Ursache.«

Sie schloss die Augen und legte die Hände vor dem Gesicht zusammen. Dann schlug sie die Augen wieder auf und blickte sich im Zimmer um. Nur wir beide waren im Raum. Ich griff nach meiner Kaffeetasse und trank einen Schluck.

Ame trug diesmal nicht ihre übliche Arbeitskluft, Jeanshemd und abgewetzte Baumwollhosen, sondern eine weiße Bluse, mit edler Spitze besetzt, und einen hellgrünen Rock. Sie war ordentlich frisiert und hatte Lippenstift aufgetragen. Eine hübsche Frau. Anstelle ihrer sonst überschäumenden Vitalität war nun ein zerbrechlicher Charme spürbar, der

sie wie Dunst umhüllte. Ein wabernder Dunst, der sich jeden Moment verflüchtigen konnte. Aber es sah nur so aus; in Wirklichkeit würde sie für immer davon umgeben sein. Ihre Schönheit war von ganz anderer Art als die ihrer Tochter, geradezu der Gegensatz dazu. Eine Schönheit, die sich durch langjährige Erfahrungen herausgebildet und verfeinert hatte - ihre Selbstbestätigung. Eine Schönheit, die mit ihrer Persönlichkeit identisch war. Sie war sich ihrer Schönheit bewusst und beherrschte die Kunst, sie für ihre Zwecke einzusetzen. Yukis Schönheit hingegen war meist absichtslos, sie wusste damit nichts anzufangen. Manchmal kommt mir der Gedanke, dass der Anblick einer attraktiven, reifen Frau doch zu den großen Freuden des Lebens gehört.

»Wie kommt das nur?«, wunderte sich Ame laut, als betrachte sie etwas, das vor ihr in der Luft schwebte.

Ich wartete schweigend darauf, dass sie weitersprach. »Wieso bin ich so niedergeschlagen?«

»Jemand ist gestorben. Da ist es ganz natürlich, sich so zu fühlen.

Schließlich ist der Tod eines Menschen ein tiefgreifendes Ereignis«, sagte ich.

»Wahrscheinlich«, sagte sie matt.

»Aber ...«

Ame sah mich an und schüttelte den Kopf. »Sie sind doch nicht dumm. Sie wissen, was ich sagen will, nicht wahr?«

»Sie meinen, dass es ein solcher Schock sein würde, hätten Sie nicht erwartet?«

»Ja, so ungefähr.«

Er war zwar kein bedeutender Mann. Und besonders talentiert war er auch nicht. Aber er war aufrichtig und hatte seine Pflichten lobenswert erfüllt. Ihnen zuliebe hatte er alles Kostbare in seinem Leben, was er sich über die Jahre schwer erarbeitet hatte, hingeworfen. Dann starb er. Und erst nach seinem Tod ist Ihnen klar geworden, was für ein wertvoller Mensch er war.

Ich sprach meine Gedanken nicht aus. Manche Dinge sollte man für sich

behalten.

»Warum nur?«, sprach sie, das schwebende Etwas betrachtend. »Warum enden alle Männer, mit denen ich zu tun habe, so jämmerlich? Warum nimmt ihr Schicksal einen so seltsamen Verlauf? Warum bleibt mir nichts? Was läuft hier schief?«

Das waren keine Fragen. Ich betrachtete den Spitzenkragen ihrer Bluse, der aussah wie die Furchen der sauberen Eingeweide eines edlen Tiers. Ihre Zigarette qualmte im Aschenbecher still vor sich hin, als sende sie lautlose Rauchzeichen aus. Der Rauch stieg steil empor und löste sich im Schweigen auf.

Yuki kam ins Zimmer. Sie hatte sich umgezogen und sagte, sie wolle nun los. Ich stand auf und sagte zu Ame, wir gingen jetzt.

Ame hörte nicht zu. »Mama, wir gehen jetzt«, rief Yuki aufgebracht.

Ame hob den Kopf und nickte. Daraufhin steckte sie sich eine neue Zigarette an.

»Wir fahren ein bisschen durch die Gegend. Du brauchst mit dem Abendessen nicht auf mich zu warten«, sagte Yuki.

Wir ließen Ame reglos auf dem Sofa zurück. Dick Norths Anwesenheit war im Haus immer noch zu spüren. Ich sah sein belustigtes Gesicht vor mir. Sein erstauntes Lächeln, als ich ihn fragte, ob er zum Brotschneiden den Fuß zu Hilfe nehme.

Ein seltsamer Mann. Er wurde noch lebendiger, seit er tot war.

37

Ich habe Yuki noch ein paar Mal zu Ausflügen abgeholt. Drei Mal, um genau zu sein. Es schien sie weder negativ noch positiv zu berühren, allein mit ihrer Mutter in Hakone zu leben. Ich hatte auch nicht den Eindruck, dass sie ihrer einsamen Mutter, die wegen des Verlustes ihres Lebensgefährten in Depressionen gefallen war, beistehen wollte. Yuki ließ sich von den jeweiligen Winden treiben. Sie existierte einfach, ohne auf einen Aspekt ihres Lebens emphatisch einzugehen.

Wenn wir uns sahen, kehrten ihre Lebensgeister ein wenig zurück. Meine Witzeleien riefen allmählich Reaktionen bei ihr hervor, und ihre Stimme gewann die coole Spannung zurück. Doch kaum waren wir wieder in Hakone, fiel sie in den alten Zustand zurück. Ihre Stimme wurde tonlos, ihr Blick lethargisch. Wie ein Planet, der sich nicht mehr um die eigene Achse drehte, um Energie zu sparen.

»Sag mal, wäre es nicht besser, wenn du zur Abwechslung mal wieder für eine Weile nach Tokyo zurückkämst, um für dich zu sein?«, schlug ich vor. »Nicht unbedingt für lange - drei, vier Tage würden schon reichen. Eine andere Umgebung täte dir sicher gut.

Sobald du in Hakone bist, wirkst du lustlos. Auf Hawaii warst du ein ganz anderer Mensch.«

»Nichts zu machen«, erwiderte Yuki. »Ich verstehe schon, was du meinst, aber ich muss da jetzt durch. Im Moment würde es mir überall so gehen.«

»Weil Dick North tot ist und deine Mutter sich in diesem Zustand befindet?«

»Deswegen auch, aber nicht nur. Es würde nichts nützen, wenn ich mich von meiner Mutter fern halten würde. Wie soll ich sagen, ich werde von einer Strömung mitgerissen, gegen die ich selbst nichts ausrichten kann. Meine Sterne stehen im Moment nicht sehr günstig. Ich kann dem nicht entfliehen, egal wo ich bin und was ich tue. Mein Kopf und mein Körper sind nicht mehr richtig verbunden.«

Wir lagen am Strand und schauten aufs Meer. Der Himmel war grau verhangen. Eine laue Brise ließ die Grasbüschel im Sand erzittern.

»Deine Sterne?«, fragte ich.

»Ja, meine Sterne«, erwiderte sie mit einem hilflosen Lächeln. »Wirklich, sie stehen ungünstig. Mama und ich haben offenbar doch die gleiche Wellenlänge. Ich habe dir schon mal erklärt, dass ich lebhaft bin, wenn Mama sich gut fühlt, und dass bei mir auch alles schlecht läuft, wenn sie bedrückt ist. Wobei ich nicht sagen kann, von wem das ausgeht. Das heißt, ich weiß nicht, ob Mama mich hoch- oder runterzieht oder ich sie. Aber auf jeden Fall glaube ich, dass wir miteinander verbunden sind, ob wir nun aufeinander hocken oder getrennt sind.«

»Verbunden?«

»Ja, geistig verbunden«, sagte Yuki. »Mitunter nervt es mich, und ich versuche, mich dagegen aufzulehnen. Und manchmal gebe ich erschöpft nach und füge mich. Und ... hin und wieder habe ich mich nicht mehr richtig unter Kontrolle. Als würde ich von einer äußeren Kraft gelenkt. Dann weiß ich gar nicht mehr, ob ich noch ich bin. Am liebsten würde ich das einfach abschütteln, ich habe es so satt. Manchmal möchte ich schreien: »Ich bin doch noch ein Kind«, und mich in eine Ecke verkriechen.«

Gegen Abend brachte ich sie nach Hakone zurück und fuhr dann nach Hause. Ame hatte mich zwar eingeladen, zum Essen dazubleiben, doch ich hatte es wie immer abgelehnt.

Nicht sehr nett von mir, aber ich würde es nicht aushalten, mit den beiden gemeinsam am Tisch zu sitzen. Der abwesende Blick der Mutter und ihre apathische Tochter. Dieser Totentanz. Die drückende Stimmung. Das Hin und Her von Einflüssen. Das Schweigen. Die nächtliche Grabesstille. Allein bei der Vorstellung zog sich mir der Magen zusammen. Die verrückte Teegesellschaft des Hutmachers aus *Alice im Wunderland* war dagegen richtig lebhaft. Das war zwar auch eine absurde Versammlung, aber wenigstens kam da Bewegung in den Laden.

Auf der Rückfahrt hörte ich guten, alten Rock 'n' Roll und bereitete mir zu Hause bei einem Bier mein Abendessen zu, das ich dann friedlich und allein

verspeiste.

Yuki und ich unternahmen nichts Besonderes, wenn wir uns trafen. Wir hörten beim Autofahren Musik, faulenzten am Strand und schauten den Wolken nach, gingen ins Fujiya-Hotel zum Eisessen, machten einen Bootsausflug auf dem Ashinoko-See. Plaudernd verbrachten wir unsere Nachmittage und ließen die Tage verstreichen. Ein Rentnerdasein, dachte ich manchmal.

Einmal wollte Yuki ins Kino. Ich ging hinunter in den Ort und besorgte eine Zeitung, um das Filmprogramm durchzusehen. Es gab nichts Gescheites, aber in einem kleinen Kino lief *Unerwiderte Liebe.* Als ich Yuki erzählte, dass der Hauptdarsteller ein ehemaliger Klassenkamerad von mir sei, den ich inzwischen wieder ab und zu träfe, wurde sie neugierig auf den Film.

»Hast du ihn schon gesehen?«, fragte sie.

»Ja«, sagte ich, verschwieg aber, wie oft. Sonst hätte ich ihr erklären müssen, warum ich ihn mehrmals gesehen hatte. »Und, war er gut?«, fragte Yuki.

»Überhaupt nicht«, erwiderte ich prompt. »Ein saublöder Film. Die reinste Materialverschwendung, um es gelinde auszudrücken.«

»Und dein Freund? Wie findet erden Film?«

»Saublöd. Die reinste Materialverschwendung, sagte er.« Ich lachte. »Wenn das sogar ein Darsteller behauptet, muss es ja wohl stimmen.«

»Ich möchte ihn trotzdem sehen«, sagte Yuki. »Okay, fahren wir los.«

»Wenn es dir nichts ausmacht, ihn zweimal zu sehen?«

»Warum nicht? Was anderes steht nicht zur Auswahl, und außerdem ist es ein harmloser Film«, sagte ich. »Schaden kann er also nicht.«

Ich rief im Kino an und fragte nach den Spielzeiten. Wir gingen vorher noch in den Tierpark, um die Zeit totzuschlagen. Odawara war bestimmt die einzige Stadt, wo es einen Zoo in einem Schlossgarten gab. Ein kurioser Ort. Wir hielten uns fast nur bei den Affen auf. Man konnte sich nicht satt sehen an ihnen, vielleicht weil die Szenen an menschliche Verhaltensmuster erinnerten. Es gab kleinlaute, fürsorgliche und streitlustige Exemplare. Ein

hässlicher, fetter Affe thronte auf dem Hügel und sah auf das Treiben hinab. Im Widerspruch zu seiner autoritären Haltung war sein Blick voller Furcht und Misstrauen. Und er war schrecklich schmuddelig. Ich fragte mich, wie er es angestellt haben mochte, derart aufgedunsen und grässlich zu werden. Natürlich konnte man einen Affen nicht danach fragen.

Es war ein Wochentag, und in der Nachmittagsvorstellung waren so gut wie keine Zuschauer. Die Sitze waren hart, und es roch muffig. Vor der Vorstellung kaufte ich für Yuki Schokolade. Ich hatte auch Appetit, aber für meinen Geschmack gab es am Süßigkeitenstand leider nichts. Die junge Verkäuferin war auch nicht der Typ, der einem unbedingt etwas andrehen will. Ich naschte dann nur ein Stück von Yukis Schokolade. Es war bestimmt ein Jahr her, dass ich zum letzten Mal Schokolade gegessen hatte. Als ich das Yuki sagte, war sie ganz erstaunt.

»Magst du keine Schokolade?«

»Es geht nicht darum, ob ich sie mag oder nicht: Schokolade interessiert mich einfach nicht.«

»Spinner!«, sagte Yuki. »Interessieren? Wie kann man sich nicht für Schokolade interessieren? Das ist doch verrückt.«

»Wieso verrückt? So was gibt es. Magst du den Dalai Lama?« »Was soll das denn sein?«

»Er ist das geistliche Oberhaupt in Tibet.« »Kenne ich nicht, den Typen.«

»Na schön, magst du den Panama-Kanal?«

»Ist mir doch egal. Ich mag ihn weder, noch mag ich ihn nicht!«

»Was hältst du dann von der Datumsgrenze? Oder von Pi? Magst du das Kartellverbot? Und die Juraperiode, was ist damit? Wie findest du die Nationalhymne von Senegal? Magst du den achten November 1987 oder nicht?«

»Halt endlich die Klappe. Deine idiotischen Gedankensprünge sind mir zu blöd«, gab Yuki sichtlich genervt zurück. »Ich hab's ja kapiert: Es geht nicht um Mögen oder Nichtmögen, du interessierst dich einfach nicht für Schokolade. Schon klar.«

»Na, dann ist es ja gut«, sagte ich.

Schließlich begann die Vorstellung. Da ich die Handlung auswendig kannte, sah ich kaum noch hin, sondern überließ mich meinen Gedanken. Yuki schien ebenfalls nicht viel von dem Film zu halten, nach ihrem gelegentlichen Geseufze und Geschnaube zu urteilen.

»So 'n Schwachsinn«, zischte sie angewidert. »Welcher Idiot hat sich bloß die Mühe gemacht, einen solchen Mist zu drehen!«

»Berechtigte Frage«, sagte ich. »Welcher Idiot hat sich bloß die Mühe gemacht, einen solchen Mist zu drehen?«

Auf der Leinwand war gerade der attraktive Gotanda im Unterricht zu sehen. Obwohl er nur eine Rolle spielte, wirkte sein Auftritt sehr authentisch. Gekonnt erklärte er seinen Schülern die Atmungsfunktion einer Venusmuschel. Leicht verständlich, freundlich und humorvoll. Bewundernd verfolgte ich seinen Unterricht. Auch die junge Hauptdarstellerin saß mit aufgestütztem Kinn da und himmelte ihn fasziniert an. Ich nahm die Szene zum ersten Mal aufmerksam wahr, obwohl ich sie schon so oft gesehen hatte.

»Ist das dein Freund?«

Ja«, sagte ich.

»Wirkt ja ziemlich platt.«

»Du sagst es«, erwiderte ich. »Aber in Wirklichkeit ist er ganz in Ordnung. Nicht so blöd wie im Film. Ein kluger, interessanter Mann. Der Film ist einfach zu doof.«

»Dann sollte er da nicht mitspielen«, sagte Yuki.

»Treffendes Argument. Aber die Sache ist etwas komplizierter. Das zu erklären würde jetzt zu weit führen.«

Die Story plätscherte dahin, allzu vorhersehbar und trivial. Triviale Dialoge, triviale Musik. Am liebsten hätte man den Streifen in einer Zeitkapsel mit der Aufschrift *trivial* in der Erde verbuddelt.

Endlich war es so weit: Kikis Auftritt. Der Dreh- und Angelpunkt des ganzen Films. Die Bettszene: Gotanda schläft mit Kiki. Es ist Sonntagmorgen.

Ich holte tief Luft und starrte gebannt auf die Leinwand. Das sonntägliche

Morgenlicht fällt durch die Jalousien. Immer und immer wieder das gleiche Licht. Die gleiche Farbe, der gleiche Einfallswinkel, die gleiche Helligkeit. Ich kannte jedes Detail in- und auswendig. Ich konnte förmlich die Luft im Zimmer atmen. Gotanda ist im Bild. Er streichelt Kikis Rücken. Grazil und zärtlich gleiten seine Finger ihre Wirbelsäule hinunter, als verfolgten sie eine feine Gedächtnisspur. Kiki reagiert hochsensibel. Ein leises Beben durchläuft ihren Körper, wie das unmerkliche Flackern einer Kerze bei einem winzigen Lufthauch, der nicht einmal auf der Haut zu spüren wäre. Mir stockte der Atem. Großaufnahme von Gotandas Fingern auf Kikis Rücken. Dann der Kameraschwenk. Kikis Gesicht. Auftritt der Hauptdarstellerin. Wie sie die Treppe hochläuft, an die Tür klopft und sie öffnet. Ich wunderte mich erneut, dass die Wohnung nicht verschlossen war. Na ja, auch gut. Ist eben bloß ein Film. Und noch dazu ein trivialer. Jedenfalls betritt sie den Raum und erblickt Kiki und Gotanda eng umschlungen im Bett. Sie schließt die Augen, hält den Atem an, lässt die Dose mit dem Gebäck fallen und stürzt aus dem Zimmer. Gotanda richtet sich auf und starrt ihr fassungslos nach. Kikis Satz: »Was ist denn los?«

Identisch. Genau wie immer.

Ich schloss die Augen und stellte mir die Szene noch einmal vor: das Licht am Sonntagmorgen, Gotandas Finger, Kikis Rücken. Eine eigene Welt, die sich verselbstständigt hat. Eine illusionäre Welt in einer fiktiven Raumzeit.

Plötzlich bemerkte ich, dass Yuki sich vorgebeugt hatte, die Stirn auf der Lehne des Vordersitzes und die Arme gekreuzt vor der Brust, als wollte sie sich vor Kälte schützen. Völlig reglos. Sie gab keinen Laut von sich, schien nicht einmal zu atmen. Man hätte meinen können, sie sei zu Tode erstarrt.

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Nicht im Geringsten«, erwiderte sie mit gepresster Stimme.

»Lass uns erst mal hier rausgehen«, sagte ich. »Schaffst du es?«

Yuki nickte kaum merklich. Ich nahm sie an ihrem steifen Arm und zog sie aus dem Kino. Als wir an den Sitzreihen vorbei den Gang hinaufgingen, gab Gotanda hinter uns auf der Leinwand gerade Biologieunterricht. Draußen nieselte es. Die leichte Meeresbrise roch salzig. Ich stützte Yuki

am Ellbogen und führte sie langsam zum Auto. Sie biss sich fest auf die Lippen und sagte kein Wort. Ich sprach sie nicht an. Bis zum geparkten Wagen waren es höchstens zweihundert Meter, aber die Strecke kam mir ungeheuer lang vor. Als bräuchten wir dafür eine Ewigkeit.

38

Ich setzte Yuki auf den Beifahrersitz und kurbelte ihr das Seitenfenster herunter. Es nieselte immer noch, für das bloße Auge kaum sichtbar, nur der Asphalt färbte sich langsam schwarz. Es roch nach Regen. Einige Passanten hatten Schirme aufgespannt, andere gingen unbekümmert weiter. Kaum ein Lüftchen wehte. Ein lautloses Nieseln, das schnurgerade vom Himmel fiel. Als ich die Hand aus dem Fenster hielt, wurde sie nur leicht feucht, so hauchfein war der Regen.

Yuki hatte den Ellbogen auf der Fensterkante und schaute mit aufgestütztem Kinn und halb abgewandtem Gesicht nach draußen. Eine Weile saß sie reglos da. Nur ihr Rücken hob und senkte sich im Rhythmus ihrer Atemzüge. Ein ganz subtiles Atmen, kaum wahrzunehmen. Für mich sah sie so aus, als könnten ihr aufgestützter Arm und ihr Kopf bei der geringsten Berührung abbrechen. Wie kann jemand nur derart zerbrechlich und wehrlos aussehen? Liegt es daran, dass ich erwachsen bin? immerhin beherrschte ich bereits die Kunst, in der Welt zu bestehen, wenn auch nicht perfekt.

Ein Kind wie Yuki hingegen war darauf noch nicht genügend konditioniert - »Kann ich dir irgendwie helfen?«, fragte ich.

»Nein, schon gut«, hauchte sie mit gesenktem Kopf und schluckte. Das Schlucken klang unnatürlich laut. »Bring mich irgendwohin, wo es ruhig ist und wo keine Leute sind, aber nicht weit weg.«

»Ans Meer?«

»Ist mir gleich. Aber fahr nicht so schnell. Sonst muss ich mich übergeben, wenn es zu sehr schaukelt.«

Behutsam nahm ich ihren Kopf, als hielte ich ein rohes Ei in den Händen, und lehnte ihn an die Nackenstütze, um das Fenster halb hochzukurbeln. Dann fuhr ich so langsam, wie es der Verkehr erlaubte, nach Kunifuzu ans Meer. Ich parkte, und als ich Yuki zum Strand führte, sagte sie, sie müsse sich gleich übergeben. Sie erbrach sie sich im Sand. Sie hatte so gut wie

nichts im Magen, sodass nicht viel herauskam. Ein wenig braune Flüssigkeit von schließlich Schokolade, dann spuckte sie Magensaft und würgte nur noch. Das ist die schlimmste Tortur beim Erbrechen - der Körper verkrampft sich, und nichts kommt.

Ich strich ihr sanft über den Rücken. Der feine Sprühregen hielt noch immer an, doch Yuki schien nichts davon mitzubekommen. Ich drückte mit dem Zeigefinger leicht auf ihren Rücken, in Magenhöhe. Die Muskulatur war hart wie Stein. Mit geschlossenen Augen kauerte Yuki in ihrem Sommerpulli, den verwaschenen Bluejeans und den roten Converse-Turnschuhen auf allen Vieren im Sand. Ich strich ihr die Haare zurück, damit sie nicht verklebten, und streichelte weiter ihren Rücken.

»Mir ist so übel«, stöhnte sie. Ihre Augen standen voller Tränen.

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich kenne das.«

»Spinner«, sagte sie und verzog das Gesicht.

»Ich habe so einen Brechanfall auch schon mal erlebt. Es war hart. Ich kenne das. Aber es hört gleich auf. Nur noch ein bisschen durchhalten.«

Sie nickte und fing wieder an zu würgen.

Nach etwa zehn Minuten ließ es nach. Sie wischte sich mit einem Taschentuch den Mund sauber und schob Sand auf das Erbrochene. Am Ellbogen führte ich sie zu einer Mole, wo wir uns setzen konnten.

Durchnässt saßen wir an den Steinwall gelehnt und schauten auf das verregnete Meer, hinter uns toste der Verkehr auf der West-Shonan-Küstenstraße. Es regnete jetzt stärker. Am Strand befanden sich nur noch ein paar Angler, doch sie nahmen keine Notiz von uns, drehten sich nicht einmal um. In grauen Regenhüten und wasserdichter Kleidung, den Blick stur aufs Meer gerichtet, standen sie mit ihren Ruten, so lang wie Fahnenstangen, am Ufer. Yuki legte den Kopf an meine Schulter. Wir saßen einfach nur da und schwiegen. Aus der Ferne betrachtet, wirkten wir wahrscheinlich wie ein harmonisches Liebespaar.

Yuki hielt die Augen geschlossen; sie atmete so leise, als schliefe sie. Der nasse Pony klebte ihr in einem Büschel auf der Stirn, und ihre Nasenflügel bebten leicht bei jedem Atemzug. Trotz des Anflugs von Ferienbräune

wirkte ihr Teint unter dem grauen Himmel eher ungesund. Ich wischte ihr mit einem Taschentuch den Regen und die Tränen vom Gesicht. Der Regen fiel lautlos auf das ungeschützte Meer. Wie eine Libelle surrte ein U-Boot-Aufklärer der Selbstverteidigungsstreitkräfte mehrmals über unsere Köpfe hinweg.

Schließlich öffnete Yuki die Augen und sah mich, den Kopf immer noch an meiner Schulter, mit getrübtem Blick an. Sie holte sich eine Virginia Slim aus der Tasche, aber das erste Streichholz zündete nicht, es fehlte ihr offenbar an Kraft. Ich mischte mich diesmal nicht ein und verkniff mir auch die Bemerkung, zu rauchen würde ihr jetzt nicht gut tun. Dann hatte sie es doch geschafft und schnippte das Streichholz weg. Nach zwei Zügen zog sie ein angewidertes Gesicht und warf die Zigarette hinterher. Sie glimmte noch eine Weile auf dem Beton vor sich hin, bis der Regen sie auslöschte.

»Tut dir der Magen noch weh?«, fragte ich. »Ein bisschen«, erwiderte sie.

»Dann bleiben wir einfach noch einen Moment sitzen. Ist dir kalt?«

»Nein, gar nicht. Der Regen tut gut.«

Die Angler starrten unverdrossen auf den Pazifik. Was ist eigentlich am Angeln so interessant? Man fängt doch bloß Fische. Was haben sie wohl davon, den ganzen Tag am Ufer im Regen zu stehen und aufs Meer zu glotzen? Na ja, eben eine Frage des Geschmacks. Genauso wie es nicht nach jedermanns Geschmack ist, neben einer neurotischen Dreizehnjährigen im Regen zu sitzen.

»Du ... dein Freund ...«, hob Yuki leise an. Ihre Stimme klang brüchig.

»Mein Freund?«

]a, der aus dem Film eben.«

»Sein richtiger Name ist Gotanda«, sagte ich. »So wie die Station an der Ymanote-Linie, eine vor Meguro beziehungsweise eine nach Osaki.«

»Er hat die Frau umgebracht.«

Ich kniff die Augen zusammen und schaute Yuki an. Sie sah unheimlich erschöpft aus. Sie konnte kaum atmen; ihre Schultern hoben und senkten sich ganz unregelmäßig, als hätte man sie gerade knapp vor dem Ertrinken gerettet. Was hatte sie da eben gesagt? Ich verstand überhaupt nichts.

»Umgebracht? Wen?«

»Die Frau. Mit der er am Sonntagmorgen geschlafen hat.«

Ich verstand immer noch nicht und starrte sie fassungslos an. Was meinte sie damit? In meinem Kopf herrschte ein heilloses Durcheinander. Irgendwo war eine falsche Kraft am Wirken, deswegen konnte die Strömung ihre eigentliche Richtung nicht beibehalten. Doch von woher und wie war die falsche Kraft hinzugekommen? Halb unbewusst fing ich an zu lächeln. »Aber in dem Film ist doch niemand umgebracht worden. Du musst dich irren.«

»Ich spreche nicht von dem Film, sondern ich meine in der Wirklichkeit. Er hat sie tatsächlich umgebracht. Ich weiß es genau«, sagte Yuki und umklammerte meinen Arm. »Es hat mir furchtbar Angst gemacht. Als würde mir jemand etwas Schweres in den Magen stoßen. Ich konnte kaum atmen vor Beklemmung. *Das besagte Etwas ist wieder über mich gekommen. Ich weiß es, ich spüre es ganz deutlich.* Dein Freund hat diese Frau umgebracht. Es ist wahr, glaub mir.«

Endlich begriff ich, wovon sie sprach. Plötzlich lief es mir eiskalt über den Rücken. Ich brachte kein Wort heraus. Wie versteinert saß ich neben Yuki im Regen und starrte sie an. Was sollte ich tun? Alles war auf fatale Weise verbogen und verzerrt, fiel mir aus den Händen, glitt mir durch die Finger.

»Tut mir Leid. Ich hätte vielleicht besser den Mund gehalten«, sagte Yuki. Sie seufzte tief und ließ meinen Arm los. »Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht genau. Ich fühle zwar, dass es wahr ist, aber ich habe keine Gewissheit, ob es sich *wirklich* um eine reale Tatsache handelt. Und wahrscheinlich bist du genauso böse auf mich und hasst mich dafür wie die anderen, wenn ich darüber spreche. Aber ich konnte es nicht zurückhalten. Ich *musste* es dir sagen. Ob es nun wahr ist oder nicht, ich kann es deutlich sehen. Ich kann es nicht für mich behalten. Es macht mir Angst, schreckliche Angst. Allein halte ich das nicht aus. Bitte ärgere dich nicht über mich. Wenn du mich jetzt beschimpfst, bin ich erledigt.«

»Hör mal, ich schimpfe doch gar nicht. Erzähl jetzt mal ganz in Ruhe«, sagte ich zu ihr und nahm sanft ihre Hand. »Du konntest es also sehen?«

»Ja, ganz deutlich. Das erste Mal, dass ich es ganz klar gesehen habe. Der Typ hat sie umgebracht, die Frau aus dem Film. Erwürgt. Dann hat er die Leiche in den Wagen gepackt und sie ganz weit weggebracht. Es war dieses italienische Auto, mit dem wir mal unterwegs waren. Es gehört doch ihm, nicht wahr?«

»Stimmt, es ist sein Wagen«, erwiderte ich. »Was hast du noch gesehen? Denk in Ruhe nach. Erzähl mir alles, was dir einfällt, jede Kleinigkeit.«

Sie hob den Kopf von meiner Schulter und drehte ihn vorsichtig ein paar Mal hin und her. »Viel kann ich nicht erkennen. Der Geruch von Erde. Eine Schaufel. Nacht. Vogelzwitschern. Das ist alles. Er hat die Frau erwürgt, im Auto weggebracht und begraben. Mehr weiß ich auch nicht. Es mag vielleicht komisch klingen, aber es hatte nichts Böses an sich. Es wirkte nicht einmal wie ein Verbrechen, eher wie eine Art von Zeremonie. Es verlief alles ganz ruhig. Wie er sie umbrachte, wie sie starb - alles geschah mit einer solchen Seelenruhe. Einer sonderbaren Ruhe allerdings. Schwer zu beschreiben. So ruhig wie am Ende der Welt.«

Ich hielt die Augen eine Weile geschlossen. Es gelang mir nicht, meine Gedanken zu sammeln. Ich wollte bei der Sache bleiben, aber es ging nicht. Alle Dinge, Ereignisse, Sinneseindrücke von dieser Welt, die in meinem Hirn gespeichert waren, zerbarsten in klitzekleine Fragmente, die wild durcheinander flogen. Ich konnte das, was Yuki gesagt hatte, nur registrieren, es weder glauben noch anzweifeln. Ich nahm ihre Worte nur in mich auf. Sie deuteten nichts als eine Möglichkeit an. Doch die Kraft, die in dieser Möglichkeit steckte, war niederschmetternd und fatal. Die Möglichkeit, die sie angesprochen hatte, sprengte die vage Ordnung, die ich mir in den letzten Monaten zurechtgelegt hatte, völlig. Es war zwar noch keine deutlich definierte, gesicherte Ordnung gewesen, aber doch eine Ordnung, die sich zu festigen begonnen hatte. Aber jetzt war sie mit einem Schlag zerstört.

Die Möglichkeit besteht. In dem Moment, als ich das dachte, ging etwas zu Ende. Subtil, und doch eindeutig. Aber was? Was war dieses Etwas? Ich wollte nicht weiter darüber nachdenken. Nicht jetzt, später. Fest stand, dass

ich wieder allein war. Hoffnungslos allein saß ich mit einem dreizehnjährigen Mädchen an einem verregneten Strand.

Yuki drückte sanft meine Hand.

Ich weiß nicht, wie lange ihre Hand auf meiner lag. So zierlich und warm, fast unwirklich. Diese leise Berührung war nichts als eine alte Erinnerung, die auflebte. Eine Erinnerung. Wärme. Doch sie brachte keine Erlösung.

»Gehen wir«, sagte ich. »Ich bringe dich nach Hause.«

Ich fuhr nach Hakone zurück. Keiner von uns sprach ein Wort. Da das Schweigen unerträglich wurde, schob ich eine Kassette ein. Es lief Musik, aber ich hörte sie nicht. Ich konzentrierte mich aufs Fahren. Auf die Bewegung meiner Hände und Füße, auf das Schalten, das Lenken. Die Scheibenwischer schleiften monoton hin und her.

Ich verabschiedete mich von Yuki schon unten an der Treppe, da ich Ame nicht begegnen wollte.

»Hör mal«, sagte Yuki durchs Fenster, die Arme fest verschränkt, da sie offensichtlich fror. »Du musst nicht alles glauben, was ich gesagt habe. Ich habe es nur gesehen, mehr nicht. Ich weiß überhaupt nicht, ob es die Wahrheit ist. Bitte fang jetzt nicht an, mich zu hassen. Wenn du mich hasst, bin ich verloren.«

»Ich hasse dich doch nicht«, sagte ich und versuchte zu lächeln. »Und ich glaube auch nicht alles, was du gesagt hast. Irgendwann kommt die Wahrheit in jedem Fall ans Licht. Sobald der Nebel sich verzieht. So viel weiß ich. Und angenommen, es stimmt, dann ist die Wahrheit eben zufällig durch dich herausgekommen. Du kannst absolut nichts dafür. Egal, was dabei herauskommt, ich muss mir Gewissheit verschaffen. Sonst bleibt alles unerledigt.«

»Willst du ihn treffen?«, fragte Yuki.

»Selbstverständlich. Und ich werde ihn direkt fragen. Das ist der einzige Weg.«

Yuki zog die Schultern hoch. »Und du bist nicht wütend auf mich?«

»Nein, natürlich nicht«, erwiderte ich. »Warum denn auch? Du hast schließlich nichts verbrochen.«

»Du warst wirklich so ein netter Kerl«, sagte sie. *Wieso redete sie in der Vergangenheitsform?* »Ich habe noch nie jemanden wie dich getroffen.«

»Und ich habe noch nie ein Mädchen wie dich getroffen.«

»Leb wohl«, sagte Yuki und sah mir fest in die Augen. Sie druckste herum, als wolle sie noch etwas sagen oder nach meiner Hand greifen oder mich auf die Wange küssen. Natürlich tat sie nichts dergleichen.

Die Möglichkeiten, die in ihrem Zaudern lagen, schwebten noch in der Luft, als ich auf der Heimfahrt war. Ich hörte unverständliches Gedudel und konzentrierte mich auf die Straße. Als ich von der Autobahn Tokyo-Nagoya abfuhr, hörte es auf zu regnen, ich vergaß jedoch, die Scheibenwischer auszustellen, bis ich vor meinem Haus hielt. Zwar hatte ich bemerkt, dass es nicht mehr regnete, aber die Scheibenwischer waren mir entgangen. Mir schwirrte der Kopf. Ich musste etwas unternehmen. Ich blieb noch eine Zeit lang am Steuer sitzen und stierte vor mich hin. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis ich meine Hände vom Lenkrad lösen konnte.

39

Es brauchte seine Zeit, bis ich mich einigermaßen gefasst hatte.

Zuallererst stand ich vor dem Problem, ob ich dem, was Yuki gesagt hatte, Glauben schenken sollte oder nicht. Ich analysierte die Sache wie eine pure Möglichkeit, indem ich alle emotionalen Faktoren, soweit ich sie überblicken konnte, sorgsam außer Acht ließ. Das war keine sehr schwierige Aufgabe, meine Gefühle waren ohnehin von Anfang an so taub wie nach einem Wespenstich. *Die Möglichkeit besteht.* Mit der Zeit hatte sie sich in mir immer mehr aufgebläht, bis sie schließlich zu einer Wahrscheinlichkeit herangewuchert war. Sie übte einen Sog aus, dem man sich nicht mehr entziehen konnte. Ich stand in der Küche, brachte Wasser zum Kochen und brühte sorgfältig den frisch gemahlenen Kaffee auf. Dann goss ich mir eine Tasse ein und setzte mich damit aufs Bett. Als ich den Kaffee ausgetrunken hatte, war die Wahrscheinlichkeit bereits fast zu einer Gewissheit geworden. *Vermutlich ist es so,* dachte ich. Yuki hatte ein genaues Bild vor Augen gehabt: Gotanda hat Kiki ermordet, ihre Leiche weggebracht und vergraben.

Seltsam. Es gab überhaupt keine Beweise dafür. Nur die Vision eines hochsensiblen dreizehnjährigen Mädchens, das einen Film gesehen hatte. Und dennoch, merkwürdigerweise konnte ich an dem, was sie gesagt hatte, nicht zweifeln. Es schockierte mich, aber intuitiv akzeptierte ich Yukis Vision. Warum? Woher nahm ich die Gewissheit? Ich konnte es mir nicht erklären.

Trotzdem versuchte ich, der Sache auf den Grund zu kommen.

Wie sollte es weitergehen? Die nächste Frage lautete: Weshalb hat Gotanda Kiki umgebracht?

Keine Ahnung. Nächste Frage: Ist er dann auch derjenige, der May getötet hat?

Auch darauf wusste ich keine Antwort. Mir fiel kein einziger Grund ein, weshalb er Kiki oder gar beide Frauen ermordet haben sollte.

Es gab zu viele unbekannte Größen.

Ich musste also, wie ich Yuki gesagt hatte, Gotanda treffen und ihn direkt danach fragen. Aber wie sollte ich das Gespräch anfangen? Ich malte mir die Szene aus, wie ich ihn fragen würde: »Hast du Kiki umgebracht?«. Das kam mir völlig absurd und grotesk vor. Und auch schmutzig. Allein die Vorstellung, so etwas zu äußern, kam mir so schmutzig vor, dass einem übel werden konnte. Offensichtlich war da ein falsches Element im Spiel. Doch wenn ich es nicht tat, würde ich nicht weiterkommen. Ich sah sonst keine Möglichkeit, weiterzukommen. Jetzt war es zu spät, unbeteiligt daneben zu stehen, ohne die verschwommenen Tatsachen zu klären. Im Moment blieb mir keine andere Wahl. Ich musste da durch, trotz all meiner Bedenken. Das Unvermeidliche musste getan werden. Ich unternahm mehrere Anläufe, seine Nummer zu wählen. Aber ich brachte es nicht über mich. Auf dem Bett sitzend, das Telefon im Schoß, begann ich langsam die Wählscheibe zu drehen. Doch ich schaffte es nie bis zur letzten Ziffer. Schließlich gab ich auf, rollte mich aufs Bett und starrte an die Decke. Gotanda bedeutete mir mehr, als ich für möglich gehalten hätte. Ja, wir sind Freunde geworden. Angenommen, er hat Kiki tatsächlich umgebracht, dann bleibt er trotzdem mein Freund. Ich will ihn nicht verlieren. Ich habe bereits so vieles in meinem Leben verloren. Nein, ich kann ihn nicht anrufen.

Ich stellte den Anrufbeantworter ein und ging nicht ans Telefon, wenn es klingelte. Selbst wenn Gotanda anriefe, hätte ich im Moment nicht gewusst, was ich zu ihm sagen sollte. Das Telefon klingelte mehrmals am Tag. Ich hatte keine Ahnung, wer da anrief. Vielleicht war es Yuki oder Yumiyoshi. Ich reagierte jedenfalls nicht. In meiner jetzigen Verfassung wollte ich einfach mit niemandem sprechen. Jedes Mal, wenn es klingelte, musste ich an meine ehemalige Freundin vom Fernmeldeamt denken. »Kehr zum Mond zurück«, hatte sie gesagt. Ja, du hast Recht. Das sollte ich vielleicht wirklich tun. Hier ist die Luft ein bisschen zu dick für mich, die Erdanziehung ist ein wenig zu stark.

Vier, fünf Tage saß ich nur da und grübelte. Warum? lautete die große Frage. Ich aß kaum, schlief wenig, rührte keinen Tropfen Alkohol an. Da ich das Gefühl hatte, meinen Körper nicht mehr beherrschen zu können, ging

ich so gut wie nicht mehr aus dem Haus. Es ist so viel verloren gegangen, dachte ich. *Und das Verlieren geht weiter.* Und wie immer bleibe ich allein und verlassen zurück. Genau so. *Wie immer.* In gewisser Weise waren Gotanda und ich aus dem gleichen Holz geschnitzt. Unsere Situationen waren verschieden, auch unsere Art, zu denken und zu fühlen. Aber dennoch gehörten wir zur gleichen Sorte Mensch. Wir waren die ewigen Verlierer. Und jetzt verloren wir uns auch noch gegenseitig.

Ich dachte an Kiki, rief mir ihr Gesicht vor Augen. *Was ist denn los?* hatte sie gesagt. Sie war tot, in der Erde verscharrt. Wie Sardine, mein toter Kater. Ich hatte das Gefühl, dass Kiki gestorben war, weil sie hatte sterben sollen. Merkwürdig, diese Vorstellung, aber ich konnte mich ihrer nicht erwehren. Es war ein Gefühl von Resignation. Eine Resignation so still wie Regen, der unaufhörlich auf das große, weite Meer fällt. Ich empfand nicht einmal Trauer. Wenn ich sanft mit den Fingern über die Haut meiner Seele strich, fühlte sie sich rau und fremd an. Alles ging lautlos vorüber. Wie Zeichen im Sand, vom Wind verweht. Und niemand vermochte es aufzuhalten.

Also gab es eine Leiche mehr. Ratte, May, Dick North und nun Kiki. Das waren vier. Blieben also noch zwei. Wer würde als Nächstes sterben? Der Tod steht uns allen bevor, früher oder später. Jemand wird als weißes Skelett in jenes Zimmer verfrachtet. Sonderbare Räume verschiedenster Art waren in meiner Welt miteinander verknüpft. Das Totenkabinett in Honolulu Downtown. Das dunkle, kalte Kabuff des Schafsmannes. Das sonnendurchflutete Schlafzimmer, in dem Gotanda mit Kiki am Sonntagmorgen im Bett liegt. *Wie weit reicht die Wirklichkeit? Was geht in mir vor? Bin ich noch ganz richtig im Kopf?* Alle möglichen Ereignisse geschahen in unwirklichen Räumen, wurden verzerrt, in die Realität gezerrt. Oder gab es etwa ... gar keine Realität? Je mehr ich darüber nachdachte, desto weiter schien die Wahrheit sich mir zu entziehen. War das verschneite Sapporo im März Wirklichkeit gewesen? Es hatte so unwirklich ausgesehen. Hatte ich wirklich neben Dick North am Strand von Makaha gesessen? Auch das erschien mir jetzt irreal. Obwohl sich die Dinge so ereignet hatten,

hatte ich das Gefühl, es sei nicht die echte Wirklichkeit gewesen. Wie konnte ein einarmiger Mann so perfekt Brot schneiden? Und wieso hinterließ mir ein Callgirl in Honolulu die Telefonnummer, die ich dann in dem Totenkabinett fand, zu dem Kiki mich geführt hatte? Aber das muss real gewesen sein. Denn diese Wirklichkeit existierte in meiner Erinnerung. Wenn ich an deren Echtheit zweifelte, käme mein ganzes Weltbild ins Wanken.

Bin ich verrückt, geisteskrank?

Oder ist es die Welt, die verrückt spielt, krank ist?

Ich weiß es nicht. Es gibt zu viele Ungewissheiten.

Aber wer oder was auch immer verrückt oder krank sein mochte, ich konnte diesen chaotischen Zustand nicht einfach hinnehmen, sondern musste Ordnung schaffen. Auch wenn Trauer, Zorn, Resignation im Spiel waren, ich musste einen Schlusspunkt setzen. Das war meine Aufgabe. Von allen Seiten erhielt ich Hinweise. Darum begegnete ich all diesen Menschen und wurde zu den merkwürdigsten Orten geführt.

Na los! Es ist wieder einmal Zeit zum Tanzen. So brillant, dass alle mich bewundern. Schritt für Schritt - das ist die einzige Realität. Eine beschlossene Sache. Nicht grübeln. Das war in meinem Kopf als tausendprozentige Wirklichkeit eingraviert. Also tanzen, Gotanda anrufen und ihm die Frage stellen: »Hast du Kiki umgebracht?«

Aber es ging nicht. Meine Hände rührten sich nicht. Allein schon vor dem Apparat zu sitzen löste ein wildes Herzklopfen aus. Ich bebte am ganzen Körper, als würde ich von einem heftigen Sturm durchgerüttelt. Das Atmen fiel mir schwer. Ich mochte Gotanda. Er war mein einziger Freund, er war ich selbst, war ein Teil meiner Existenz. Ich verstand ihn. Ich versuchte, seine Nummer zu wählen, verwählte mich jedoch mehrmals. Es gelang mir nicht, die Ziffern in die richtige Reihenfolge zu bringen. Nach dem fünften oder sechsten Fehlversuch schmiss ich den Hörer hin. Es klappte einfach nicht. Meine Tanzschritte versagten.

Die Stille im Zimmer erdrückte mich. Auch das Klingeln des Telefons wurde mir unerträglich. Ich ging hinaus und lief durch die Stadt. Wie ein

Patient während der Rehabilitation, der sich bei jedem Schritt, beim Gehen und Überqueren der Straße erst vergewissert. Ich mischte mich unter die Passanten oder saß im Park und beobachtete Leute. Ich fühlte mich schrecklich einsam. Ich hätte mich gern an etwas geklammert. Aber wohin ich auch blickte, nirgendwo fand ich Halt. Ich befand mich in einem glitschigen Labyrinth aus Eis. In einer gleißenden, hohl klingenden Finsternis. Mir war zum Weinen zumute. Aber nicht mal das ging. Nun, Gotanda war also ich selbst. Das hieß, ich war im Begriff, einen Teil meiner selbst zu verlieren.

Es gelang mir nicht, ihn anzurufen. Er kam mir nämlich zuvor. Bevor ich es fertig brachte, mich bei ihm zu melden, kreuzte er bei mir auf.

In jener Nacht regnete es wieder einmal. Gotanda trug denselben hellen Trenchcoat wie damals auf der Fahrt nach Yokohama, dazu einen gleichfarbigen Hut und eine Brille. Obwohl es in Strömen goss, hatte er keinen Schirm bei sich. Sein Hut tropfte. Er grinste breit, als er mich sah. Ich lächelte automatisch zurück.

»Du siehst entsetzlich aus«, sagte er. »Da niemand ans Telefon ging, bin ich einfach vorbeigekommen. Geht's dir nicht gut?«

»Nicht besonders«, sagte ich zögernd.

Er kniff die Augen zusammen und sah mich forschend an. »Tja, dann komme ich wohl besser ein anderes Mal. War wohl keine gute Idee, unangemeldet hier aufzukreuzen. Dann sehen wir uns, wenn es dir wieder besser geht, einverstanden?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich holte tief Luft und suchte nach Worten, brachte jedoch keinen Ton heraus. Gotanda wartete geduldig. »Ich bin nicht krank«, erklärte ich ihm. »Ich habe kaum geschlafen, kaum etwas gegessen. Deswegen sehe ich wahrscheinlich so fertig aus. Aber es geht schon. Ich will sowieso mit dir reden. Lass uns irgendwo hingehen. Ich muss unbedingt wieder eine vernünftige Mahlzeit zu mir nehmen.«

Wir fuhren mit seinem Maserati in die Innenstadt. Der Wagen machte mich nervös. Gotanda fuhr ziellos an den bunten, im Regen schimmernden

Leuchtreklamen vorbei. Er schaltete präzise und geschmeidig. Der Wagen schaukelte nicht, beschleunigte sanft, bremste weich. Wir fuhren wie in einem Tunnel durch den Lärm der Stadt, der um uns herum tobte.

»Wo sollen wir hin?«, fragte Gotanda. »Für mich ist die Hauptsache, dass wir uns in Ruhe unterhalten können, ohne irgendwelchen Geschäftsleuten mit Rolexuhren zu begegnen, und etwas Vernünftiges zu essen zu bekommen.« Er warf mir einen kurzen Blick zu, aber ich reagierte nicht, sondern starrte gedankenverloren aus dem Fenster. Nachdem wir eine halbe Stunde erfolglos herumgeirrt waren, gab er auf.

»Mist, mir fällt einfach nichts Gescheites ein«, seufzte er verzweifelt. »Was ist mit dir? Kennst du irgendein Lokal?«

»Mir fällt auch nichts ein«, erwiderte ich. Es entsprach der Wahrheit. Ich war einfach noch nicht auf die Wirklichkeit programmiert. Mein Kopf schwirrte anderswo umher.

»Okay, warum versuchen wir's nicht umgekehrt?«, sagte Gotanda mit klarer, durchdringender Stimme.

»Umgekehrt?«

»Ja, lass uns da hingehen, wo extrem viel Klamauk ist. Desto ruhiger können wir uns unterhalten. Was meinst du?« »Keine schlechte Idee. Und wohin?«

»Wie wär's mit Shaky's? Magst du Pizza?«

»Meinetwegen. Ich habe nichts gegen Pizza. Aber erkennt man dich dort nicht sofort? In so einem Laden?«

Gotanda lächelte matt. Wie der letzte Lichtschimmer eines Sommerabends, der durch die Blätter eines Baumes dringt. »Ist dir etwa jemals ein Prominenter bei Shaky's über den Weg gelaufen?«

Es war Wochenende und entsprechend voll und laut in dem Lokal. Eine Dixieband in gestreiften Hemden spielte gerade *The Tiger* Rag, begleitet vom schrecklichen Gegröle eines besoffenen Studentenpulks. Die Beleuchtung war schummrig, niemand nahm Notiz von uns. Es roch appetitlich nach frisch gebackener Pizza. Wir gaben unsere Bestellung auf, besorgten uns zwei Bier vom Fass und fanden einen Tisch unter einer

dekorativen Tiffany-Lampe ganz hinten im Lokal.

»Siehst du, ich hab's doch gesagt. Hier ist es herrlich unkompliziert, geradezu erholsam«, sagte Gotanda.

»Allerdings«, stimmte ich ihm zu. Es war tatsächlich ein Ort, an dem man sich ungestört unterhalten konnte.

Wir tranken einige Bier und aßen heiße Pizza aus dem Ofen. Ich verspürte seit langem wieder Hunger. Auf Pizza war ich nie besonders versessen gewesen, aber als ich den ersten Bissen im Mund hatte, hatte ich das Gefühl, noch nie etwas so Köstliches gegessen zu haben. Wahrscheinlich war ich einfach nur ausgehungert. Gotanda offenbar ebenfalls, denn beide tranken und aßen wir schweigend, ohne an etwas anderes zu denken.

»Schmeckt das gut«, sagte er. »Seit drei Tagen habe ich solche Gelüste nach Pizza, dass ich schon davon geträumt habe. Wie die Pizza im Ofen brutzelt. Allerdings habe ich sie im Traum bloß angeschaut. Der Traum bestand nur aus dieser Szene - kein Anfang, kein Ende. Wie würde Jung ihn wohl deuten? Meine Interpretation lautet ganz einfach: »Ich möchte Pizza essen.« Aber nun zu dir, du wolltest mir etwas erzählen?«

Jetzt war es so weit! Ich wusste nicht, wie ich beginnen sollte. Gotanda wirkte entspannt und schien den Abend zu genießen. Als ich ihn so arglos lächeln sah, brachte ich kein Wort heraus. Es ging nicht. Ich konnte mich nicht dazu überwinden. Zumindest in diesem Moment nicht.

»Wie sieht's denn bei dir aus?«, fragte ich stattdessen. *Mann, ich kann das doch nicht ewig vor mir herschieben.* Aber ich hatte einfach nicht den Mut. Fand keinen Anfang. Brachte es nicht über die Lippen. »Ich meine mit der Arbeit, mit deiner Frau?«

»Ach, in meinem Job hat sich nichts verändert«, erwiderte Gotanda mit einem gequälten Lächeln. »Es ist immer das Gleiche. Das, was ich gerne tun würde, geht nicht. Stattdessen bekomme ich haufenweise Rollen, die ich nicht spielen will. Wie eine Lawine. Und ich schreie laut um Hilfe angesichts dieser Masse, die da auf mich zustürzt, aber niemand hört mich. Ich werde nur heiser. Meine Frau - eigentlich komisch, ich nenne sie immer noch so, obwohl wir nun schon so lange geschieden sind - meine Frau habe

ich inzwischen nur ein einziges Mal getroffen. Hast du schon mal mit einer Frau in einer Absteige oder einem Love-Hotel Sex gehabt?«

»Eigentlich nicht, so gut wie nie«, erwiderte ich.

Gotanda schüttelte den Kopf. »Es ist irgendwie absurd. Es macht mich auf die Dauer ganz fertig. In den Zimmern ist es fürchterlich dunkel, die Fenster sind total verrammelt, sodass kein bisschen Licht reinkommt. Ein Zimmer *nur zum Vögeln.* Fenster spielen da keine Rolle. Man braucht kein Tageslicht dazu. Da reichen Bett und Bad. Plus Dudelmusik, TV und Kühlschrank. Das ist alles. Nüchtern, sachlich, rein funktional. Für das Vorhaben natürlich sehr praktisch. An solchen Orten treibe ich mich mit meiner Frau herum. Man hat wirklich das Gefühl, man *treibt* es. Es ist toll mit ihr. Entspannend, lustvoll. Ich werde zärtlich. Danach möchte ich mit ihr einfach nur eng umschlungen daliegen. Aber es dringt kein bisschen Tageslicht herein. Alles dicht gemacht. Die Atmosphäre ist extrem künstlich. Mir behagen diese Orte überhaupt nicht. Aber nur da können wir uns treffen.«

Er trank einen Schluck Bier und wischte sich mit der Papierserviette den Mund ab.

»Ich kann sie leider nicht mit zu mir nehmen. Die Presse bekäme im Nu Wind davon, die Spürhunde wittern das sofort. Ich weiß auch nicht, wie sie das anstellen. Wir können auch nirgendwohin verreisen, das kann ich mir zeitlich nicht erlauben. Außerdem würde man uns sofort aufspüren. Wir haben unser Privatleben praktisch verhökert. Und jetzt bleibt uns nichts anderes übrig, als in billigen Hotels abzusteigen. Das ist ganz und gar ...« Gotanda unterbrach sich und sah zu mir herüber. Dann lächelte er. »Ich bin schon wieder am Jammern.«

»Ist schon in Ordnung, es stört mich nicht. Rede dir ruhig alles von der Seele. Ich höre dir zu. Mir ist heute sowieso eher nach Zuhören als nach Reden.«

»Nicht nur heute. Ich jammere dir doch ständig etwas vor. Umgekehrt habe ich das noch nie erlebt. Es gibt sehr wenige Menschen, die anderen zuhören können. Jeder möchte am liebsten selbst reden, und dann auch nur

unwesentliches Zeug. Ich bin auch so einer.«

Die Dixieband spielte *Hello Dolly.* Wir lauschten eine Weile der Musik.

»Wie wär's mit noch einer Pizza?«, fragte Gotanda. »Wir könnten uns eine teilen. Ich weiß nicht, was mit mir los ist, ich habe einen Mordshunger heute.«

»Okay, ich könnte auch noch etwas vertragen«, sagte ich.

Er ging zur Theke und bestellte eine Pizza mit Anchovis. Als die Pizza kam, aßen wir wieder schweigend, jeder die halbe Portion. Die Studenten grölten immer noch herum. Die Band hatte ihren letzten Set beendet. Nun wurden Banjo, Trompete und Posaune in ihre Kästen gelegt, und die Musiker gingen von der Bühne. Zurück blieb nur das Klavier.

Auch nachdem wir unsere Pizza längst aufgegessen hatten, sagten wir nichts und starrten auf die leere Bühne. Ohne die Musik klangen die Stimmen der Gäste unnatürlich hart. Eine diffuse Härte, von der Substanz her weich, aber der Form nach hart. Undurchdringlich im Herannahen, geschmeidig hingegen, sobald sie einen erreichten. Sie schlugen wie Wellen an mein Bewusstsein, rollten langsam heran und ebbten wieder ab. Unablässig. Ich vertiefte mich ganz in dieses Brausen. Mein Bewusstsein schien kilometerweit entfernt zu sein. Ferne Wellen schlugen an mein fernes Bewusstsein.

»Warum hast du Kiki umgebracht?«, fragte ich Gotanda. Ich hatte die Frage gar nicht stellen wollen. Sie war mir einfach herausgerutscht.

Er starrte mich an wie etwas weit Entferntes. Seine Lippen öffneten sich ein wenig. Er hatte schöne, weiße Zähne. Lange blickte er mich unverwandt an. Das Tosen in meinem Kopf schwoll an und wurde wieder schwächer. Als ob der Kontakt zur Wirklichkeit abwechselnd näher rückte und sich wieder entfernte. Ich erinnere mich, dass seine Hände artig gefaltet auf dem Tisch lagen. Wenn die Wirklichkeit mir entglitt, kamen sie mir wie ein fein gearbeitetes Stück Kunsthandwerk vor.

Dann lächelte er. Es war ein ganz ruhiges Lächeln.

»Habe ich Kiki umgebracht?«, fragte er überdeutlich.

Ich kniff. »War nur ein Scherz. Ich habe es nur so dahergesagt, nur um den

Satz mal auszusprechen.«

Gotanda senkte den Blick und betrachtete seine Hände. »Nein, das ist kein Scherz. Es ist sehr wichtig. Ich muss wirklich darüber nachdenken. Habe ich Kiki umgebracht? Ich muss mir das ernstlich durch den Kopf gehen lassen.«

Ich starrte ihn an. Sein Mund lächelte, doch sein Blick war ernst. Es war tatsächlich kein Scherz.

»Könnte es für dich einen Grund gegeben haben, Kiki umzubringen?«, fragte ich.

»Einen Grund, Kiki umzubringen? Das weiß ich selbst nicht. Habe ich sie umgebracht? Warum?«

»Ich begreife dich nicht«, sagte ich und versuchte zu lächeln. »Hast du sie nun getötet, oder hast du es nicht getan?«

»Ich sagte ja, ich muss darüber nachdenken: Habe ich Kiki umgebracht oder nicht?«

Er trank einen Schluck, stellte das Glas wieder ab und stützte das Kinn auf. »Ich bin mir nicht sicher. Das klingt verrückt, was? Aber so ist es tatsächlich. Ich bin mir nicht sicher. Ich glaube, vielleicht habe ich versucht, sie zu erwürgen. Mir ist so, als hätte ich es getan. Aber warum? Weshalb war ich überhaupt allein mit ihr? Das wollte ich doch immer vermeiden. Es hat keinen Sinn, ich erinnere mich nicht mehr. Auf jeden Fall war ich mit ihr allein im Zimmer. Ich habe ihre Leiche mit dem Wagen weggeschafft und begraben. Irgendwo in den Bergen. Aber ich weiß nicht, ob ich das tatsächlich getan habe. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das wirklich geschehen sein soll. Es ist nur so ein Gefühl. Ich kann es nicht beweisen. Ich versuche schon die ganze Zeit, es herauszufinden, aber ich komme nicht weiter. Der entscheidende Moment ist weg, wie verschluckt. Ich versuche immer wieder, mich darauf zu besinnen, ob es ein konkretes Indiz geben könnte, zum Beispiel eine Schaufel. Ich hätte doch eine Schaufel benutzen müssen. Wenn ich eine Schaufel fände, wüsste ich, dass ich es getan habe. Ich kann mich jedoch nur an Bruchstücke erinnern. Dass ich irgendwo in einem Laden für Gartenbedarf eine Schaufel gekauft habe. Mit der habe ich dann ein Loch gebuddelt und die Leiche darin verscharrt. Anschließend

habe ich das Ding irgendwo fortgeworfen. Das ist allerdings nur ein *Gefühl*. An Einzelheiten kann ich mich nicht erinnern. Wo habe ich die Schaufel besorgt, wo habe ich sie fortgeworfen? Es gibt keine Beweise. Zunächst einmal - wo habe ich Kiki vergraben? Ich weiß nur, dass es in den Bergen war. Ich habe da nur Erinnerungsfetzen, wie im Traum. Es ist so verworren, alles läuft kreuz und quer. Der ganze Ablauf ist mir nicht klar. Ich habe Erinnerungen an irgendetwas, aber ob sie zutreffen? Oder ob ich mir im Nachhinein etwas Passendes zurechtgesponnen habe? Mit mir stimmt etwas nicht. Seit der Scheidung ist es immer schlimmer geworden. Ich bin ausgelaugt. Und verzweifelt. Zutiefst verzweifelt.«

Ich sagte nichts.

Nach einer Weile fuhr Gotanda fort: »Aber wie weit reicht die Realität? Wo fängt der Wahnsinn an? Oder die Schauspielerei? Ich habe versucht, es herauszufinden. Ich dachte, wenn ich mit dir zusammen bin, würde ich es eher verstehen. Das Gefühl habe ich schon, seit du dich das erste Mal nach Kiki erkundigt hast. Ich hatte gehofft, du würdest dieses Chaos beseitigen. So wie man ein Fenster öffnet, um frische Luft hereinzulassen.« Er verschränkte wieder die Hände und richtete den Blick darauf. »Angenommen, ich habe Kiki umgebracht - aus welchem Grund? Ich habe sie gemocht. Ich habe gern mit ihr geschlafen. Wenn ich niedergeschlagen war, waren sie und May meine einzige Rettung. Warum hätte ich sie umbringen sollen?«

»Hast du auch May getötet?«

Gotanda ließ den Blick auf seinen Händen ruhen. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf. »Nein, ich glaube nicht, dass ich sie getötet habe. Gott sei Dank habe ich für jene Nacht ein Alibi. Ich war den ganzen Abend bis Mitternacht im Synchronisationsstudio, und anschließend bin ich mit dem Manager nach Mito gefahren. Ich kann mir also ganz sicher sein. Falls niemand bezeugen könnte, dass ich den ganzen Abend im Studio war, würde ich mich ernsthaft fragen, ob ich May nicht doch getötet habe. Und dennoch fühle ich mich für ihren Tod verantwortlich. Ich habe ein felsenfestes Alibi, aber mir ist, als hätte ich May mit meinen eigenen

Händen umgebracht. Als trüge ich die Schuld an ihrem Tod.«

Wieder verging eine halbe Ewigkeit, in der niemand etwas sagte und Gotanda auf seine Hände starrte.

»Du bist einfach überarbeitet, Gotanda«, sagte ich. »Wahrscheinlich hast du niemanden getötet. Kiki ist nur irgendwohin verschwunden, wie bei mir damals. Das wäre nicht das erste Mal. Du neigst im Moment zu Schuldgefühlen und beziehst alles Mögliche auf dich.«

»Nein, das stimmt nicht. So einfach ist es leider nicht. Wahrscheinlich habe ich Kiki getötet. May wohl nicht, aber Kiki schon, glaube ich. Ich spüre es noch in den Händen, dass ich sie erwürgt habe. Auch das Gewicht der Erde auf der Schaufel. Ich habe sie umgebracht.«

»Aber warum? Das ergibt doch keinen Sinn, oder?«

»Keine Ahnung«, sagte er. »Vielleicht aus einem Selbstzerstörungstrieb heraus - dazu habe ich immer schon geneigt. Es ist eine Art Stress. Es passiert immer dann, wenn die Kluft zwischen mir und der Person, die ich spiele, zu weit aufreißt. Dann stehe ich daneben und sehe diesen Riss tatsächlich vor mir - so wie bei einem Erdbeben der Boden aufreißt und auseinander klafft. Ein tiefer, dunkler Spalt, Schwindel erregend tief. In solchen Momenten überkommt mich der unbewusste Drang, etwas zu zerstören. Ich ertappe mich dabei, dass ich es tue. Ich habe das schon oft erlebt, seit meiner Kindheit. Ich muss etwas kaputtschlagen, zerbrechen, zertrampeln. Bleistifte, Gläser, Plastikmodelle. Warum, weiß ich nicht. Natürlich tue ich es nicht vor anderen, nur wenn ich ganz allein bin. In der Grundschule habe ich sogar einmal einen Mitschüler eine Klippe hinuntergeschubst. Ich weiß nicht, was in solchen Momenten in mir vorgeht. Was ich getan habe, wird mir immer erst hinterher bewusst. Die Klippe war übrigens nicht sehr hoch, der Junge hat sich damals nur leicht verletzt. Er hielt es für einen Unfall. Man rempelt sich ja öfter mal aus Versehen an. Niemand wäre auf die Idee gekommen, dass ich es absichtlich getan habe, aber ich weiß, dass es so war. Ich habe ihn absichtlich mit meinen eigenen Händen hinuntergestoßen. Es gab dann noch eine Menge anderer Vorfälle dieser Art. Als ich aufs Gymnasium ging, habe ich mehr-

mals Briefkästen angezündet, brennende Lumpen durch den Schlitz geworfen. Aus purer Niedertracht. Völlig unsinnig, aber ich habe es getan. Und erst hinterher gemerkt, was ich da getan hatte. Ich kann nicht anders. Mir ist, als würde ich zu mir zurückfinden, indem ich solche gemeinen, sinnlosen Dinge tue. Ich handle völlig unbewusst. Aber ich kann mich noch genau daran erinnern, wie es sich angefühlt hat. Jede einzelne Empfindung ist tief in meine Hände eingedrungen, ich kann sie nicht reinwaschen. Das werde ich niemals los, bis ich sterbe. Was für ein schreckliches Leben! Es ist kaum mehr zu ertragen.«

Ich seufzte. Gotanda schüttelte den Kopf.

»Ich kann mir nicht einmal Gewissheit verschaffen«, fuhr er fort. »Es gibt keine Beweise dafür, dass ich Kiki getötet habe. Keine Leiche. Keine Schaufel. Keine verschmutzte Hose. Keine Blasen an den Händen. Vielleicht bekommt man auch keine, wenn man jemanden vergräbt. Ich weiß nicht einmal mehr, wo ich sie vergraben habe. Nehmen wir an, ich ginge zur Polizei, um ein Geständnis abzulegen, wer würde mir glauben? Ohne Leiche kein Mörder. Ich kann für meine Tat nicht einmal büßen. Kiki ist verschwunden, nur das weiß ich mit Sicherheit. Ich wollte es dir schon oft anvertrauen, aber ich konnte nicht. Ich fürchtete, es würde die Vertrautheit zwischen uns kaputtmachen. Ich fühle mich so wohl, wenn ich mit dir zusammen bin. Dann lässt das Gefühl von Zerrissenheit nach, die Kluft schließt sich. Du weißt nicht, wie viel mir das bedeutet. Ich wollte unsere Freundschaft nicht aufs Spiel setzen. Also habe ich es jedes Mal aufgeschoben ... beim nächsten Mal ... später vielleicht ... Immer wieder, bis zu diesem Augenblick. Ich hätte es dir längst gestehen müssen.«

»Was heißt, gestehen? Es gibt doch keine Beweise, wie du sagst«, antwortete ich.

»Es geht dabei nicht um Beweise. Ich hätte es dir von mir aus sagen sollen, aber ich habe es *verschwiegen.* Das ist das Problem.« »Aber selbst wenn sich herausstellt, dass du Kiki tatsächlich getötet hast, wäre es kein vorsätzlicher Mord.«

Er schaute auf' seine Handflächen. »Nein. Ich hatte keinen Grund dazu.

Ich habe sie gemocht. Und in gewissem Sinne waren wir ein wenig befreundet. Wir haben viel miteinander geredet. Ich habe ihr von meiner Frau erzählt, und sie hat mir immer aufmerksam zugehört. Was hat mich dazu gebracht, sie umzubringen? Aber ich habe es getan, mit diesen Händen. Ohne Vorsatz. Ich hatte dabei das Gefühl, ich würde meinen eigenen Schatten töten. Während ich sie würgte, kam es mir vor, als würde ich meinen Schatten erwürgen. Ich glaubte, wenn ich meinen Schatten getötet hätte, würde es mir besser gehen. Aber es war nicht mein Schatten. Es war Kiki. Doch das ist alles in der Welt der Finsternis geschehen - *in einer anderen Welt,* verstehst du? Nicht in dieser Welt hier. Es war Kiki, die mich dort hingelockt hat. Würge mich, hat sie gesagt. Nur zu, erwürge mich. Sie hat mich dazu aufgefordert, es mir gestattet. So war es, das schwöre ich. Ich begreife es selbst nicht. Wie kann so etwas geschehen? Das Ganze ist wie ein Traum. Je mehr ich darüber nachdenke, desto unwirklicher erscheint es mir. Warum hat sie mich verführt? Weshalb hat sie mich aufgefordert, sie umzubringen?«

Ich trank mein lauwarmes Bier aus. Der Zigarettenqualm war zu einer dichten Schicht geworden, die wie eine spiritistische Erscheinung über uns durch den Raum waberte. Jemand stieß mir in den Rücken und sagte: »Entschuldigung!« Über den Lautsprecher wurden die Nummern der fertigen Pizzas ausgerufen.

»Trinken wir noch ein Bier?«, fragte ich Gotanda.

»Gern«, sagte er.

Ich ging zum Tresen und holte zwei weitere Biere, die wir schweigend tranken. Es herrschte ein Betrieb wie an der Station Akihabara im Berufsverkehr. Ständig gingen Leute an unserem Tisch vorbei, aber keiner beachtete uns. Niemand bekam etwas mit von unserem Gespräch. Und niemand beachtete Gotanda.

»Was habe ich dir gesagt?«, Gotandas Mund umspielte ein sympathisches Lächeln. »Der Laden ist ein Geheimtipp. Keine Prominenz in Sicht.«

Er schwenkte sein Glas, das noch zu einem Drittel gefüllt war, wie ein Teströhrchen. »Lass es uns vergessen«, sagte ich ruhig. »Ich kann es, also tu

du es auch.«

»Du meinst, ich könnte es vergessen? Das sagt sich so leicht. Aber du hast sie ja auch nicht mit deinen eigenen Händen erwürgt.«

»Jetzt hör mir mal zu. Es gibt kein einziges Indiz dafür, dass du Kiki getötet hast. Hör auf, dir etwas vorzuwerfen, was sich überhaupt nicht beweisen lässt. Dein Unterbewusstsein spielt dir vielleicht einen Streich, indem es Kikis Verschwinden mit deinem Schuldkomplex verbindet. Das wäre doch möglich, oder?«

»Gut, reden wir über Möglichkeiten«, sagte Gotanda und legte seine Hände flach auf den Tisch. »In letzter Zeit habe ich immer nur darüber nachgedacht, was alles möglich wäre. Es gibt eine Menge Szenarien. Zum Beispiel könnte ich ja auch meine Frau umbringen, nicht wahr? Ich könnte sie ebenfalls erwürgen, wenn sie es zuließe, wie Kiki. Ich denke nur noch an solche Dinge. Je mehr ich diesen Phantasien freien Lauf lasse, desto stärker wuchern sie in mir. Sie lassen sich nicht abstellen. Ich habe sie nicht unter Kontrolle. Ich habe nicht nur Briefkästen abgefackelt, ich habe auch vier Katzen getötet, auf ganz verschiedene Weise. Ich kann es nicht steuern. Nachts habe ich einmal bei den Nachbarn mit einer Steinschleuder ein Fenster kaputt geschossen und bin dann mit dem Fahrrad abgehauen. Es kommt einfach so über mich. Ich habe es noch nie jemandem anvertraut. Du bist der Erste, dem ich das erzähle. Jetzt fühle ich mich erleichtert. Aber ich kann nicht damit aufhören. Es wird immer so weitergehen, solange sich die Kluft zwischen dem Schauspieler und meinem eigentlichen Ich nicht schließt. Das ist mir klar. Dadurch, dass ich Schauspieler geworden bin, ist die Diskrepanz noch größer geworden. Je intensiver ich spiele, umso schlimmer sind die Auswirkungen. Ich kann nichts dagegen tun. Vielleicht werde ich als Nächstes meine Frau umbringen. Ich habe keine Kontrolle darüber. *Weil es nämlich nicht in dieser Welt geschieht.* Ich sehe keinen Ausweg. Es steckt in meinen Genen.«

»Du nimmst das viel zu ernst«, sagte ich und zwang mich zu einem Lächeln. »Es führt doch zu nichts, wenn du jetzt auch noch deine Gene dafür verantwortlich machst. Gönn dir mal eine Pause, nach Urlaub. Auch

von deiner Frau. Ihr solltet euch eine Zeit lang nicht treffen. Anders geht es nicht. Lass einfach alles stehen und liegen, komm mit mir nach Hawaii. Das ist eine angenehme Gegend. Am Strand faulenzen und Piña Colada trinken. An nichts denken. Von morgens an Cocktails süffeln, schwimmen, Mädchen aufs Zimmer bestellen. Wir mieten uns einen Mustang und flitzen durch die Gegend. Mit hundertfünfzig Sachen. Während der Fahrt hören wir Musik: Doors, Sly & The Family Stone, Beach Boys oder was weiß ich. Einfach mal die Seele baumeln lassen. Grübeln kannst du danach immer noch.«

»Hört sich gut an«, sagte er. An seinen Augen bildeten sich Lachfältchen. »Holen wir uns zwei Mädchen, dann können wir uns zu viert bis zum Morgen vergnügen. Das hat damals Spaß gemacht.«

Kuckuck, dachte ich. Sinnliches Schneeschaufeln.

»Ich kann jederzeit los. Und wie ist es bei dir? Wie lange brauchst du, um deine Dinge zu erledigen?«, fragte ich.

Gotanda lächelte mich ungläubig an. »Du hast keine Ahnung. In meiner Branche hat man nie alles erledigt. Es ginge nur, wenn ich alles hinschmeiße, aber dann bin ich garantiert raus aus dem Geschäft. Und zwar *für immer und ewig.* Und meine Frau werde ich damit auch verlieren. *Für immer und ewig.«* Er trank den letzten Schluck Bier.

»Aber meinetwegen - mir ist inzwischen alles egal. Ich gebe auf. Du hast Recht. Ich bin ausgelaugt. Zeit, nach Hawaii zu gehen und abzuschalten. Okay, ich schmeiße alles hin. Auf nach Hawaii. Was danach kommt, kann ich mir später überlegen. Wenn ich den Kopf erst einmal frei habe. Ich ... ich möchte ein anständiger Mensch werden. Vielleicht ist es ja schon zu spät dazu, aber einen weiteren Versuch ist es wert. Ich verlasse mich auf dich. Mein Vertrauen hast du. Ehrlich, von Anfang an, seit wir das erste Mal telefoniert haben. Du bist einfach ein grundanständiger Kerl. Das, was ich immer sein wollte.«

»So anständig bin ich gar nicht«, wandte ich ein. »Ich achte nur auf meine Schritte. Einfach Tanzen, das ist alles. Einen Sinn gibt es da nicht.«

Gotanda legte die Hände weit auseinander auf den Tisch. »Was, bitte

schön, hat denn schon einen Sinn in unserem Leben?« Er lachte. »Aber lass nur. Darauf kommt es nicht mehr an. Ich hab's aufgegeben. Ich werde deinem Beispiel folgen - von einem Fahrstuhl zum anderen hopsen. Das ist keineswegs unmöglich. Wenn man will, geht alles. Ich bin immerhin Gotanda: intelligent, gut aussehend, sympathisch. Also, auf nach Hawaii. Besorgen wir morgen die Tickets. Zweimal First Class, versteht sich, das muss sein, das ist Vorschrift. Du weißt ja, Auto: Mercedes, Uhr: Rolex, Wohnung: Minatoku, Flug: Erste Klasse. Übermorgen packen wir und fliegen los. Und sind noch am selben Tag in Honolulu. Hawaiihemden stehen mir übrigens gut.«

»Dir steht doch alles.«

»Oh, danke, das kitzelt den kleinen Rest, der von meinem Ego übrig geblieben ist.«

»Zuerst gehen wir in eine Strandbar und trinken Piña Colada. Und zwar eisgekühlt.«

»Nicht schlecht.«

»Nicht schlecht.«

Gotanda sah mir fest in die Augen. »Sag mal, kannst du wirklich vergessen, dass ich Kiki getötet habe?«

Ich nickte. »Ich glaube schon.«

»Es gibt noch etwas, was du wissen solltest. Ich habe dir doch erzählt, dass ich mal für zwei Wochen in Haft war, ohne was auszuplaudern, nicht wahr?«

»Ja.«

»Das war gelogen. Ich habe alles verraten, damit sie mich wieder freilassen. Nicht, weil ich Angst hatte, sondern um mich zu erniedrigen. Das war gemein. Deshalb habe ich mich auch ehrlich gefreut, dass du mir zuliebe die ganze Zeit dichtgehalten hast. Als hättest du mich damit von meiner Gemeinheit erlöst. Hört sich vielleicht komisch an, aber so habe ich es empfunden. Du hast mich reingewaschen - den hässlichen Teil von mir. Aber heute habe ich den ganzen Abend Geständnisse geliefert. Mein Herz restlos ausgeschüttet. Ich bin froh darüber, richtig erleichtert. Für dich war

es bestimmt kein Vergnügen.«

»Ach, mach dir deswegen keine Sorgen«, beruhigte ich ihn. *Jetzt fühle ich mich dir noch näher,* wollte ich sagen. Vielleicht hätte ich es tun sollen, aber ich wollte es mir für einen späteren Zeitpunkt aufbewahren. In jenem Moment hatte ich das Gefühl, dass es so besser sei, dass sich bald eine Gelegenheit bieten würde, bei der diese Worte mehr Gewicht besäßen, wirkungsvoller wären. »Mach dir keine Sorgen«, wiederholte ich deshalb nur.

Gotanda nahm seinen Regenhut von der Stuhllehne, um zu prüfen, wie feucht er noch war, und hängte ihn dann wieder zurück.

»Würdest du mir als Freund einen Gefallen tun?«, fragte er. »Ich würde gern noch ein Bier trinken, aber ich bringe es nicht fertig, aufzustehen und es mir zu holen.«

»Kein Problem«, sagte ich und ging zum Tresen, um zwei Bier zu bestellen. Dort herrschte ziemlicher Andrang, und es dauerte eine Weile, bis ich dran war. Als ich mit den beiden Gläsern zu unserem Tisch zurückkam, war Gotanda verschwunden. Sein Regenhut ebenfalls. Und der Maserati stand auch nicht mehr auf dem Parkplatz. Na großartig! Ich schüttelte den Kopf. Es war nicht zu ändern. Er war verschwunden.

40

Am folgenden Nachmittag zogen sie den Maserati aus der Tokyo-Bucht. Es erstaunte mich nicht, ich hatte es geahnt. Nachdem Gotanda verschwunden war, hatte ich es kommen sehen.

Ein weiterer Toter. Ratte, Kiki, May, Dick North und nun Gotanda. Insgesamt fünf. Blieb noch einer. Ich schüttelte den Kopf. Eine schreckliche Aussicht. Was würde als Nächstes geschehen? Wer würde als Nächster sterben? Yumiyoshi, dachte ich unwillkürlich. Nein, das durfte nicht sein. Das wäre zu schlimm. Yumiyoshi durfte weder sterben noch verschwinden. Aber wer dann? Yuki? Ich schüttelte den Kopf. Das Mädchen war erst dreizehn. Man durfte es nicht zulassen, dass sie starb. Ich listete in Gedanken alle Personen auf, die in Frage kommen konnten. Als wäre ich der Gott des Todes.

Ich begab mich zum Polizeirevier in Akasaka, um Schöngeist mitzuteilen, dass ich am Abend zuvor mit Gotanda zusammen gewesen war. Ich hielt es für richtig, mit ihm darüber zu sprechen. Natürlich erwähnte ich nicht, dass Gotanda möglicherweise Kiki umgebracht hatte. Dieses Kapitel war abgeschlossen. Zumal es keine Leiche gab. Stattdessen erwähnte ich nur, wie erschöpft Gotanda bei unserer Begegnung unmittelbar vor seinem Tod ausgesehen hätte, dass er psychisch am Ende gewesen sei. Die Schulden seien ihm über den Kopf gewachsen, die berufliche Belastung und die Scheidung hätten ihm arg zugesetzt.

Schöngeist nahm meine Aussage zu Protokoll. Im Gegensatz zu damals war es ein einfacher Vorgang, und ich musste bloß unterzeichnen. Es hatte nicht mal eine Stunde gedauert. Als er mit dem Protokoll fertig war, sah er mich an und schnippte gegen den Kugelschreiber. »In Ihrer Umgebung sterben auffällig oft Leute, was?«, sagte er. »Wenn Sie so weitermachen, haben Sie bald keine Freunde mehr. Alle werden Sie hassen. Das macht den Blick finster und die Haut welk. Gar nicht gut.«

Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus.

»Na ja, diesmal war es Selbstmord. Todsicher. Augenzeugen gibt's auch. Nur schade um den Maserati. Filmstar hin, Filmstar her, wenigstens sein Auto hätte er verschonen können. Ein Civic oder ein Toyota Corolla hätten es auch getan.«

»Keine Sorge, der Wagen war versichert«, entgegnete ich.

»Nein, bei Selbstmord zahlen die nichts«, klärte mich Schöngeist auf. »Trotzdem blöd. Ich habe so wenig Geld, dass ich mir den Kopf darüber zerbreche, wie ich meinen Kindern Fahrräder kaufen soll. Drei Kinder kosten eine Stange Geld. Jedes will sein eigenes Rad haben.«

Ich sagte nichts dazu.

»Gut, Sie können dann gehen. Tut mir Leid, das mit Ihrem Freund. Danke, dass Sie sich hierherbemüht haben.«

Er brachte mich zum Ausgang. »Der Fall May ist immer noch nicht aufgeklärt. Aber die Ermittlungen laufen weiter. Irgendwann ist das auch erledigt«, sagte er.

Noch lange danach bildete ich mir ein, ich hätte Gotandas Tod verursacht. Ich wurde dieses bedrückende Gefühl nicht los. Immer wieder rief ich mir die Einzelheiten unseres Gesprächs jener Nacht bei Shaky's in Erinnerung. Hätte ich doch bloß geschickter auf seine Worte reagiert. Dann hätte ich ihn vielleicht vor dieser Tat bewahren können, und wir würden jetzt am Strand von Maui liegen und Bier trinken.

Aber wahrscheinlich hätte auch das nichts geholfen. Gotanda hatte es von Anfang an vorgehabt. Er hatte lediglich auf eine Gelegenheit gewartet. Die ganze Zeit hatte er mit dem Gedanken gespielt, seinen Maserati im Meer zu versenken. Schon lange lag seine Hand auf der Türklinke der Ausgangspforte. Wie oft mochte er sich ausgemalt haben, wie der Maserati auf den Meeresboden sinkt, das Wasser durch die Fenster ins Wageninnere dringt und ihn ertränkt. Dieses Spiel mit der Möglichkeit seiner Selbstzerstörung stellte für ihn eine Verbindung zur realen Welt dar. Aber so konnte es nicht ewig weitergehen. Irgendwann musste er die Tür aufstoßen. Das war ihm durchaus bewusst. *Er hat nur auf eine Gelegenheit*

gewartet.

Mays Tod brachte den Tod eines alten Traums und Verlustgefühle mit sich. Dicks Tod weckte in mir Resignation. Gotandas Tod aber raubte mir jede Hoffnung. Die Verzweiflung glich einer Bleikapsel, aus der man nicht entkam. Sein Tod hatte nichts Erlösendes an sich. Gotanda war nicht imstande gewesen, sich seinen inneren Impulsen zu stellen. Sein Trieb hat ihn bis zum Äußersten gedrängt. An den äußersten Rand seines Bewusstseins. Über die Grenze hinaus ins dunkle Jenseits.

Eine Zeit lang weideten sich das Fernsehen, die Illustrierten und die Sportzeitungen an seinem Tod. Wie Käfer, die an einem Kadaver nagen. Schon von den Überschriften wurde mir übel. Ich konnte mir den Inhalt dieser Artikel ausmalen, ohne eine Zeile lesen zu müssen. Am liebsten hätte ich jeden dieser Klatschjournalisten eigenhändig erwürgt. Mit einer Eisenstange erschlagen, hatte Gotanda gesagt. Eine einfache, fixe Methode. Nein, so nicht. Einen derart schnellen Tod hatten sie nicht verdient. Dann schon eher ihnen langsam die Gurgel zudrücken.

Ich schlüpfte ins Bett und schloss die Augen. *»Kuckuck«,* rief May aus tiefster Dunkelheit.

Ich lag da und hasste die Welt. Aus innerster Seele, heftig, von Grund auf. Die Welt war voller absurder Todesfälle, die einen üblen Nachgeschmack hinterließen. Ich fühlte mich ohnmächtig, besudelt von der Obszönität der Welt der Lebenden. Menschen kamen und gingen. Und jene, die gegangen waren, kamen nie wieder zurück. Ich betrachtete meine Hände. Auch sie rochen nach Tod. *Ich kann sie nicht reinwaschen,* hatte Gotanda gesagt. He, Schafsmann, ist das etwa deine Art, mich mit der Welt zu verknüpfen? Über den Tod, der nie ein Ende nimmt? Was werde ich noch verlieren? Du hast gesagt, ich müsste damit rechnen, nie mehr glücklich zu werden. Meinetwegen. Aber das hier ist zu viel für mich.

Plötzlich kam mir ein naturwissenschaftliches Buch in den Sinn, das ich als Kind gelesen hatte. Darin hatte gestanden: »Was würde mit der Welt geschehen, wenn es keine Reibung gäbe?« Die Antwort lautete: »Wenn es keine Reibung gäbe, würde durch die Fliehkraft der Eigenrotation alles auf

der Erdoberfläche ins All geschleudert werden.« Genauso fühlte ich mich jetzt. *»Kuckuck«,* rief May.

41

Drei Tage nachdem Gotanda den Maserati im Meer versenkt hatte, rief ich Yuki an. Eigentlich wollte ich mit niemandem sprechen, aber mit ihr musste ich reden. Sie war schutzlos und allein. Noch ein Kind. Und vielleicht war ich der Einzige, der sie beschützen konnte. *Aber noch weitaus wichtiger ist, dass sie lebt.* Und ich hatte die Pflicht, sie am Leben zu erhalten. Zumindest empfand ich es so.

In Hakone war sie nicht. Ame war am Apparat und sagte mit schlaftrunkener Stimme, ihre Tochter sei vor zwei Tagen nach Akasaka ins Apartment zurückgekehrt. Sie schien nicht zum Reden aufgelegt zu sein, was mir nur recht war. Ich rief in Akasaka an. Yuki musste direkt neben dem Telefon gesessen haben. Sie nahm sofort ab.

»Brauchst du deiner Mutter nicht mehr Gesellschaft zu leisten'?«, erkundigte ich mich.

»Keine Ahnung. Ich wollte einfach mal allein sein. Mama ist schließlich erwachsen, sie wird auch ohne mich zurechtkommen. Ich muss über mein Leben nachdenken. Über das, was ich in Zukunft tun soll. Es wird allmählich Zeit, dass ich mir darüber Gedanken mache.«

»Da magst du Recht haben«, stimmte ich ihr zu.

»Ich hab's in der Zeitung gelesen. Dein Freund ist tot, nicht wahr?«

»Ja, der Fluch des Maserati. Du hattest Recht.«

Yuki schwieg. Ihr Schweigen drang wie Wasser in meine Ohren. Ich wechselte den Hörer vom rechten zum linken Ohr.

»Wollen wir was essen gehen?«, fragte ich. »Du ernährst dich doch bestimmt nicht richtig. Lass uns was Anständiges essen gehen. Ich habe in der letzten Zeit auch kaum etwas zu mir genommen. Allein schmeckt nichts.«

»Ich habe um zwei eine Verabredung, aber davor ist es okay.« Ich schaute auf die Uhr. Es war kurz nach elf.

»Gut, ich mache mich gleich fertig und hole dich ab. In dreißig Minuten

bin ich bei dir«, sagte ich.

Ich zog mich um, nahm einen Schluck gekühlten Orangensaft und steckte Autoschlüssel und Geldbörse ein. Na, dann los. Halt, irgendetwas hatte ich noch vergessen. Ach ja, mich zu rasieren. Ich ging ins Bad und holte es nach. Dann musterte ich mich im Spiegel. Ging ich noch als Zwanziger durch? Eventuell. Aber wen würde es schon interessieren, ob ich jünger aussah oder nicht? War ja auch nicht wichtig. Ich putzte mir noch einmal die Zähne.

Draußen war schönes Wetter. Der Sommer hatte bereits Einzug gehalten. Eine herrliche Jahreszeit, wenn bloß die Regenzeit nicht käme. Ich trug ein kurzärmliges Hemd, eine dünne Baumwollhose und Sonnenbrille. Als ich zu Yuki fuhr, pfiff ich sogar vor mich hin.

Kuckuck!

Unterwegs musste ich ans Ferienlager denken. Dort wurde um drei Uhr Mittagsschlaf gehalten. Ich war jedoch immer hellwach gewesen. Nun schlaf endlich, hieß es dann, aber ich konnte einfach nicht. Während die meisten tief und fest schlummerten, starrte ich eine Stunde lang die Decke an. Durch das lange Hinsehen verselbstständigte sie sich, wurde zu einem eigenen Reich. Sobald ich mich *dort* hinbegäbe, bildete ich mir ein, würde ich in eine andere Welt eindringen, ganz anders als diese *hier.* Eine Welt, in der alle Werte umgekehrt und in der oben und unten vertauscht waren. Wie in *Alice im Wunderland.* Dieser Gedanke ließ mich damals nicht mehr los. Deshalb fällt mir immer nur die Decke ein, wenn ich mich ans Ferienlager erinnere. *Kuckuck.*

Der Cederick hinter mir hupte dreimal. Die Ampel zeigte längst grün. Immer mit der Ruhe, sagte ich mir. Wenn ich rasend schnell fuhr, käme ich bestimmt an kein großartiges Ziel. Gemütlich setzte ich meine Fahrt fort.

Der Sommer war jedenfalls da.

Als ich bei Yuki klingelte, kam sie sofort herunter. Sie trug ein hübsch gemustertes Kleid, Sandalen und dazu eine Schultertasche aus dunkelblauem Leder.

»Heute siehst du aber chic aus«, sagte ich.

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich um zwei eine Verabredung habe«, erwiderte sie.

»Steht dir ausgezeichnet. Sehr edel«, sagte ich. »Macht dich gleich erwachsener.«

Yuki lächelte nur.

Wir gingen in ein Restaurant in der Nähe und bestellten Suppe, Spaghetti mit Lachssauce, Barsch und Salat. Kurz vor Mittag war es glücklicherweise noch leer, und das Essen schmeckte. Als kurz nach zwölf Horden von Angestellten zur Mittagspause aus den Büros strömten, verließen wir das Restaurant und fuhren los.

»Wohin soll's denn gehen?«, fragte ich.

»Nirgendwohin. Fahr einfach ein bisschen durch die Gegend«, sagte Yuki.

»Wie asozial. Reine Benzinverschwendung«, sagte ich, aber sie sprang darauf nicht an, sondern tat so, als hätte sie es nicht gehört. Na meinetwegen, dachte ich. Es ist ohnehin eine schreckliche Gegend. Wen kümmert es schon, ob die Luft noch ein bisschen mehr verschmutzt wird, die Straßen noch ein bisschen mehr verstopft werden?

Yuki drückte auf die Play-Taste des Rekorders, in dem eine Kassette von den Talking Heads steckte. Vermutlich *Fear of Music*. Wann hatte ich die denn hineingeschoben? Es gab so einige Gedächtnislücken.

»Ich will mir eine Hauslehrerin nehmen«, sagte sie. »Deshalb die Verabredung heute. Papa hat das arrangiert. Als ich sagte, ich würde gern etwas lernen, hat er sie gleich am nächsten Tag ausfindig gemacht, sie soll nett und zuverlässig sein. Es ist komisch, aber nach dem Film habe ich irgendwie Lust bekommen zu lernen.«

»Nach welchem Film denn?«, fragte ich. »Etwa *Unerwiderte Liebe?*«

»Ja, der.« Yuki wurde ein bisschen rot. »Na ja, ich finde es ja selbst komisch. Jedenfalls wollte ich danach plötzlich wieder lernen. Wahrscheinlich hängt es damit zusammen, dass dein Freund einen Lehrer gespielt hat. Als ich ihn im Film sah, fand ich ihn zwar idiotisch, aber er hatte etwas Ansprechendes. Vielleicht war er doch talentiert.«

»Ganz meine Meinung. Er war schon begabt. Das steht fest.« »Hm.«

»Aber das war natürlich nur gespielt, reine Fiktion. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Darüber bist du dir doch wohl im Klaren?«

»Das weiß ich doch.«

»Du hättest ihn als Zahnarzt erleben sollen. Richtig routiniert. Aber das ist nur eine Rolle, der äußere Schein, ein Image. Im wirklichen Leben geht oft alles heillos drunter und drüber, und man muss sich abstrampeln. Zu viel Sinnloses. Aber es ist schön, dass du Lust hast, etwas zu tun. Sonst kommt man mit dem Leben auch nicht zurecht. Gotanda hätte sich bestimmt darüber gefreut.«

»Hast du ihn getroffen?«

»Ja«, sagte ich. »Und mit ihm geredet. Es war ein sehr ausführliches Gespräch. Und sehr aufrichtig. Und dann war er tot, einfach so. Er redete mit mir und ertränkte sich daraufhin mit seinem Maserati im Meer.«

»Ich bin schuld, nicht wahr?«

Ich schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Nein, du kannst nichts dafür. Niemand hat Schuld. Wenn jemand in den Tod geht, hat er einen Grund. So einfach, wie es von außen scheint, ist das nicht. Denk an eine Wurzel. Es schaut zwar nur ein kleiner Teil heraus, aber wenn man daran zieht, kommt noch einiges zum Vorschein. Das menschliche Bewusstsein ragt genauso tief ins Dunkle. Alles ist überaus verzwickt, komplex, unauflösbar. Den wahren Grund kennt nur derjenige selbst, wenn überhaupt.«

Schon lange lag seine Hand auf der Türklinke der Ausgangspfor-te. Er hat nur noch auf die richtige Gelegenheit gewartet. Niemand war schuld.

»Bestimmt hasst du mich dafür«, sagte Yuki. »Ich hasse dich nicht«, erwiderte ich.

»Vielleicht nicht jetzt, aber später wirst du mich dafür hassen.« »Nicht jetzt und nicht später. Das ist nicht meine Art.«

»Na, vielleicht nicht hassen, aber etwas geht gewiss dadurch verloren«, sagte sie mit leiser Stimme. »Ganz bestimmt.«

Ich schaute kurz zu ihr hinüber. »Komisch, Gotanda hat genau das Gleiche gesagt.«

»Echt?«

»Ja. Auch er hatte die ganze Zeit das Gefühl, dass ihm etwas verloren geht. Ich frage mich, was dich so beunruhigt. Alles ist irgendwann einmal vorbei. Unser Leben wandelt sich ständig. Und dementsprechend sind auch die meisten Dinge um uns herum vergänglich. Dagegen kann man nichts tun. Wenn für etwas die Zeit gekommen ist, verschwindet es, aber bis dahin ist es da. Du wirst bald erwachsen sein. In zwei Jahren wird dir dein hübsches Kleid nicht mehr passen. Du wirst dich an den Talking Heads wahrscheinlich satt gehört haben. Und du wirst auch keine Lust mehr haben, mit mir durch die Gegend zu fahren. Da kann man nichts machen. Überlass dich dem Fluss. Es hat keinen Sinn, darüber nachzugrübeln.«

»Aber ich werde dich immer gern haben. Das hat nichts mit Zeit zu tun.«

»Freut mich zu hören, denn ich würde auch gern so denken«, sagte ich. »Aber um es fair auszudrücken, bist du in Sachen Zeit noch sehr unerfahren. Man beschließt besser nicht so viele Dinge im Voraus. Die Zeit gleicht der Verwesung. Die Menschen verändern sich auf eine Art und Weise, wie man es nie erwartet hätte.« Yuki schwieg eine Weile. Der Rekorder wechselte automatisch zu Seite B.

Sommer. Wo man auch hinschaute, sprang einem der Sommer in die Augen. Polizisten, Schüler, Busfahrer, alle in kurzärmeligen Hemden. Manche Mädchen trugen sogar schon ärmellose Sachen. Dabei hatte es vor kurzem noch geschneit. Mitten im Schneegestöber hatte ich mit Yuki im Duett *Help me Rhonda* gesungen. Das war erst zweieinhalb Monate her.

»Und du hasst mich wirklich nicht?«

»Wo denkst du hin«, sagte ich. »Natürlich nicht. Dazu gibt es keinen Grund. In dieser unabsehbaren Welt kann ich wenigstens das mit Bestimmtheit sagen.«

»Absolut?«

»Absolut. Zweitausendfünfhundertprozentig.« Sie lächelte. »Das wollte ich hören.«

Ich nickte.

»Du hast Gotanda sehr gern gehabt, nicht wahr?«, sagte Yuki.

»Ja.« Meine Kehle war plötzlich wie zugeschnürt. Tränen stiegen mir in

die Augen. Ich konnte sie gerade noch zurückdrängen und holte tief Luft. »Bei jedem Treffen mochte ich ihn mehr. Das passiert einem nicht so oft, besonders nicht in meinem Alter.«

»Hat er sie denn umgebracht?«

Ich schaute durch meine Sonnenbrille auf die frühsommerliche Straßenszene. »Das weiß niemand. Es ist aber auch egal.«

Er hat nur auf eine Gelegenheit gewartet.

Yuki lehnte sich aus dem Fenster. Die Talking-Heads-Kassette lief immer noch. Yuki kam mir ein wenig erwachsener vor als damals bei unserer ersten Begegnung. Aber vielleicht täuschte ich mich auch. Es war erst zweieinhalb Monate her. Sommer.

»Was hast *du* denn so vor?«, fragte Yuki.

»Gute Frage«, sagte ich. »Ich habe noch nichts beschlossen. Auf jeden Fall muss ich erst noch einmal nach Sapporo. Morgen oder übermorgen. Ich muss dort unbedingt noch etwas erledigen.«

Ich musste Yumiyoshi treffen. Und den Schafsmann. Im Hotel Delfin gab es einen Ort, der für mich bestimmt war. Ich war ein Teil davon. Und jemand weinte um mich. Ich musste noch mal dorthin zurück und den offenen Kreis schließen.

An der Yoyogi-Hachiman-Station wollte Yuki aussteigen. »Ich nehme die Odakyu-Linie«, sagte sie.

»Ich kann dich doch hinfahren«, bot ich ihr an. »Ich habe heute nachmittag ohnehin nichts vor.«

Sie lächelte. »Danke, aber es ist ziemlich weit weg, mit dem Zug geht es schneller.«

»Merkwürdig«, sagte ich und nahm die Sonnenbrille ab. »Du hast Danke gesagt.«

»Darf ich doch sagen, oder?«

»Na klar.«

Sie sah mich ziemlich lange an. Ihr Gesicht veränderte sich kaum. Ein Mädchen, das so gut wie keine Miene verzog. Nur eine kleine Nuance im Glanz ihrer Augen, in der Mundhaltung. Kaum merklich straffte sich ihr

Mund, ihr Blick wurde schärfer und wacher. Wie ein sengender sommerlicher Lichtstrahl, der sich funkelnd auf dem Wasser brach.

»Ich bin einfach nur beeindruckt«, sagte ich.

»Spinner«, sagte Yuki und stieg aus. Sie warf die Tür zu und ging davon, ohne sich noch einmal umzuschauen. Ich sah ihr nach, bis ihre schlanke Gestalt in der Menge untertauchte. Als sie außer Sicht war, überkam mich Traurigkeit. Als hätte ich eine Liebe verloren. *Summer in the City* von Loving Spoonful vor mich hin pfeifend, fuhr ich den Omotesandô-Boulevard hinunter nach Aoyama, um bei Kinokuniya einzukaufen. Als ich dort parkte, fiel mir jedoch ein, dass ich ja eventuell am nächsten oder übernächsten Tag nach Sapporo wollte. Ich brauchte also nicht zu kochen und konnte mir den Einkauf sparen. Was sollte ich mit der ersparten Zeit anfangen? Ich hatte mal wieder nichts zu tun. Jedenfalls vorläufig nicht.

Ich fuhr noch ein wenig durch die Gegend, dann kehrte ich in mein Apartment zurück. Eine gähnende Leere schlug mir engegen. Oh Mann, dachte ich. Ich verkroch mich ins Bett und starrte an die Decke.

Dafür gibt es eine Bezeichnung- Verlustgefühl, sagte ich hörbar. Kein angenehm klingendes Wort.

Kuckuck, rief May. Ihr Ruf hallte laut durch mein leeres Apartment.

42

Ich habe von Kiki geträumt. Zumindest glaube ich, dass es ein Traum war. Wenn nicht, dann war es ein traumähnlicher Akt. Was soll das sein - *ein traumähnlicher Akt?* Ich weiß es selbst nicht.

Aber so etwas scheint es zu geben. Wie so viele Dinge am Rande unseres Bewusstseins, für die wir keine Namen haben.

Der Einfachheit halber nenne ich es einen Traum. Ich denke, diese Bezeichnung kommt dem Wesen der Sache noch am nächsten.

Es war kurz vor Tagesanbruch, als ich von ihr träumte. Die Zeit im Traum war die gleiche - Morgendämmerung.

Ich telefonierte. Ein Auslandsgespräch. Ich wählte die Nummer, die mir die Frau, die ich für Kiki gehalten hatte, auf dem Fensterbrett in dem Zimmer in Honolulu Downtown hinterlassen hatte. Ich hörte das Knacken der geschalteten Leitungen. Mir war, als würde ich verbunden. Ziffer für Ziffer wurde geschaltet. Nach einer kurzen Pause ertönte das Rufzeichen. Ich presste den Hörer ans Ohr und zählte die gedämpften Klingeltöne - fünf, sechs, sieben, acht. Beim zwölften Mal nahm jemand ab. Im selben Moment befand ich mich in dem Zimmer. In dem großen, leeren Raum - dem »Tortenkabinett« in Honolulu Downtown. Nach den Sonnenstrahlen zu urteilen, die durch die Oberlichter ins Zimmer fielen, schien es Mittag zu sein. Feine Staubpartikel flirrten in den lotrechten, messerscharf konturierten Lichtsäulen, die das Zimmer mit Helligkeit erfüllten. Wo kein Licht hinfiel, war es dunkel und kalt. Der Kontrast war markant. Wie auf dem Meeresgrund, dachte ich.

Ich setzte mich aufs Sofa, den Hörer am Ohr. Die Telefonschnur zog sich endlos lang durch den Raum, durch die dunkle Zone, durch die Lichtzone, bis sie hinten in einem düsteren Winkel verschwand. Es war eine extrem lange Schnur. Solch eine lange Schnur hatte ich noch nie gesehen. Ich hatte das Telefon auf dem Schoß und schaute mich im Zimmer um.

Die Anordnung der Möbel hatte sich seit dem vorigen Mal nicht verändert. Bett, Tisch, Sofa, Stühle, Fernseher, Stehlampe - alles stand unnatürlich weit voneinander im Raum. Es roch auch so wie damals. Der Geruch eines Zimmers, das lange nicht gelüftet worden war. Abgestanden und *muffig.* Doch die sechs Skelette waren nicht mehr da. Weder im Bett noch auf dem Sofa noch im Sessel vor dem Fernseher oder am Esstisch. Allesamt verschwunden. Das benutzte Geschirr auf dem Esstisch ebenfalls. Ich stellte das Telefon neben mich aufs Sofa und stand auf. Der Kopf tat mir etwas weh. Ein stechender Schmerz, wie wenn man einen schrillen Pfeifton vernimmt. Ich setzte mich wieder hin.

Ganz hinten im Halbdunkel konnte ich erkennen, dass sich etwas auf dem Stuhl regte. Ich strengte meine Augen an. Dieses Etwas erhob sich und kam mit klackernden Schritten auf mich zu. Es war Kiki. Sie tauchte langsam aus dem Dunkel auf, durchquerte den lichten Bereich und setzte sich an den Esstisch. Sie trug das Gleiche wie damals: dunkelblaues Kleid und weiße Schultertasche.

Von ihrem Stuhl aus sah sie mich an. Mit ganz ruhiger Miene. Sie befand sich weder im Dunkeln noch im Hellen, sondern genau in der Zone dazwischen. Ich wollte aufstehen und zu ihr gehen, fühlte mich jedoch gehemmt. Außerdem pochten meine Schläfen immer noch ein wenig.

»Wo sind die Skelette abgeblieben?«, fragte ich. »Tja«, sagte Kiki lächelnd, »sie sind weg.« »Hast du sie verschwinden lassen?«

»Nein, sie sind einfach weg. Hast du sie nicht verschwinden lassen?«

Ich blickte auf das Telefon neben mir und presste die Zeigefinger gegen die Schläfen.

»Was hatten sie zu bedeuten? Die sechs Skelette?«

»Sie sind dein Ich«, erwiderte Kiki. »Dies hier ist dein Zimmer. Alles hier drinnen bist du. Alles.«

»Mein Zimmer«, wiederholte ich. »Und das Delfin? Was ist da*mit?«*

»Das ist ebenfalls dein Ort. Selbstverständlich. Der Schafsmann ist dort. Und hier bin ich.«

Die Lichtsäulen blieben bestehen, kristallhart und homogen. Nur die Luft

darin vibrierte leicht. Geistesabwesend starrte ich auf diese Vibration. »Ich scheine ja überall ein Zimmer zu haben«, sagte ich. »Weißt du, ich habe oft davon geträumt, vom Hotel Delfin. Es gibt dort jemanden, der um mich weint. Ich habe diesen Traum fast jeden Tag. Das Hotel hat die Form eines langen, schmalen Schlauchs, und jemand weint dort um mich. Ich dachte, das wärst du. Deshalb musste ich dich unbedingt treffen.«

»Jeder weint um dich«, erwiderte Kiki in einem tröstenden, ruhigen Ton. »Ich sagte doch, es ist dein Ort. Jeder weint dort um dich.«

»Aber du hast mich doch gerufen. Nur wegen dir bin ich zum Hotel Delfin gekommen, um dich wiederzusehen. Von da an ... es ist inzwischen viel geschehen. Genau wie damals. Ich bin verschiedenen Leuten begegnet. Und einige davon sind bereits tot. Du hast mich doch gerufen, oder? Du hast mich doch geführt?«

»Das war nicht ich, das warst du selbst. Ich bin nur eine Projektion von dir. Du hast dich selbst gerufen und geführt - durch mich. Du tanzt mit einem Phantom. Ich bin nichts als dein Schatten.«

Während ich sie würgte, kam es mir vor, als wäre sie mein eigener Schatten. Ich glaubte, wenn ich meinen Schatten tötete, würde es mir besser gehen. Das waren Gotandas Worte.

»Aber weshalb weinen alle um mich?«

Sie gab mir keine Antwort. Stattdessen erhob sie sich und kam mit klackernden Schritten auf mich zu. Sie kniete sich vor mir nieder und berührte mit ihren Fingerspitzen meine Lippen. Es waren schlanke, glatte Finger. Dann berührte sie meine Schläfen.

»Wir weinen um all die Dinge, um die du nicht weinen kannst«, sagte sie ganz ruhig und leise, als wolle sie mich überzeugen. »Wir vergießen unsere Tränen um das, wofür du keine Tränen hast. Wir schluchzen laut, wo deine Stimme versagt.«

»Sind deine Ohren immer noch so wie früher?«, fragte ich.

»Meine Ohren?«, sagte sie mit einem strahlenden Lächeln. »Ja, sie sind immer noch so. Genau wie früher.«

»Würdest du sie mir noch einmal zeigen?«, bat ich sie. »Ich möchte dieses

Gefühl noch einmal auskosten. Damals, als du sie mir in dem Restaurant gezeigt hast, war es, als würde die Welt neu erschaffen. Ich habe es nie vergessen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ein anderes Mal«, sagte sie. »Jetzt geht es nicht. Das lässt sich nämlich nicht jederzeit demonstrieren. Es muss im richtigen Moment geschehen. Damals war es der richtige Augenblick. Aber nicht jetzt. Irgendwann zeige ich sie dir noch einmal. Wenn du es wirklich brauchst.«

Sie erhob sich wieder und trat in die von oben einfallende Lichtsäule ein. Dort blieb sie stehen. Es sah fast aus, als würde sich ihr Körper im gleißenden Lichtstaub auflösen und verschwinden. »Sag mir, Kiki, bist du tot?«, fragte ich sie. Sie drehte sich in der Lichtsäule zu mir um. »Du meinst, wegen Gotanda?«

»Ja«, erwiderte ich.

»Gotanda glaubt, er hätte mich umgebracht«, sagte Kiki.

Ich nickte. »Stimmt, er war davon überzeugt.«

»Vielleicht hat er es getan. Für ihn sieht es so aus. Aus seiner Sicht hat er mich umgebracht. Es war notwendig. Dadurch konnte er sich befreien. Er musste mich umbringen. Sonst hätte er nirgendwo hingehen können, der Ärmste«, sagte Kiki. »Aber ich bin nicht tot. Nur verschwunden. Unsichtbar. Übergewechselt in eine andere Welt. Als würde man in einen parallel fahrenden Zug umsteigen. Das meine ich mit Verschwinden. Verstehst du?«

»Nein«, sagte ich.

»Es ist ganz einfach. Sieh nur.«

Mit diesen Worten lief sie durchs Zimmer, geradewegs auf die Wand zu. Sie verlangsamte ihre Schritte auch nicht, als sie dicht davor war. Im nächsten Moment wurde sie von der Wand verschluckt. Auch die Schritte waren verklungen.

Ich starrte auf die Stelle, wo sie verschwunden war. Eine ganz normale Wand. Im Zimmer herrschte Totenstille. Nur der Lichtstaub flimmerte unverändert im Raum. Meine Schläfen fingen wieder leise an zu pochen. Ich

presste meine Finger dagegen und starrte gebannt auf die Wand. Damals in Honolulu war sie genauso von einer Wand verschluckt worden, erinnerte ich mich.

»Und'? Ist doch ganz einfach, oder?«, meldete sich Kiki wieder. Du solltest es mal probieren.«

»Du meinst, ich kann das?«

»Ich sag dir doch, es ist ganz einfach. Probier's! Du brauchst nur geradewegs darauf zuzugehen. Dann gelangst du auf die andere Seite. Keine Angst. Es gibt nichts zu befürchten.«

Ich nahm das Telefon, ließ das Kabel hinter mir herschleifen und lief auf die Stelle der Wand zu, wo Kiki aufgesogen worden war. Als sich die Wand vor mir auftürmte, schreckte ich innerlich ein wenig zurück, ging aber trotzdem ohne zu stocken weiter. Ich traf auf die Fläche, ohne dass es einen Aufprall gab, mein Körper glitt hindurch wie durch eine undurchsichtige Luftschicht. Nur die Konsistenz der Luft fühlte sich leicht verändert an. Ich hatte das Telefon noch immer in der Hand, als ich die Schicht durchdrungen hatte - ich war wieder in meiner Wohnung. Dort setzte ich mich aufs Bett und stellte mir den Apparat auf den Schoß. »Ganz einfach«, sagte ich. »Wirklich ganz einfach.«

Ich hielt den Hörer an mein Ohr, aber die Leitung war tot. War das ein Traum?

Vermutlich. Nur ein Traum.

Aber wer weiß das schon?

43

Als ich im Dolphin Hotel eintraf, begrüßten mich an der Rezeption drei freundlich lächelnde junge Damen. Sie trugen die gewohnten knitterfreien Blazer und makellose, weiße Blusen. Yumiyoshi war nicht darunter. Ich war maßlos enttäuscht, geradezu verzweifelt. Ich hatte natürlich fest damit gerechnet, sie gleich bei meiner Ankunft anzutreffen, und brachte nun kaum ein Wort heraus. Ich konnte nicht einmal meinen Namen richtig aussprechen, sodass bei der Rezeptionistin, die mich bediente, das geölte Lächeln leicht gefror. Sie beäugte meine Kreditkarte misstrauisch und gab die Nummer zur Prüfung in den Computer ein.

Ich erhielt ein Zimmer im siebzehnten Stock. Dort stellte ich mein Gepäck ab, machte mich frisch und fuhr wieder in die Lobby hinunter. Ich ließ mich in ein weiches Luxussofa fallen, tat so, als wäre ich in ein Magazin vertieft und warf ab und zu einen Blick zur Rezeption. Vielleicht hatte Yumiyoshi ja gerade Pause. Doch nach einer Dreiviertelstunde war sie immer noch nicht da. Nur die drei geklonten Frauen mit ihren identischen Frisuren verrichteten unermüdlich ihren Dienst. Nach einer Stunde gab ich auf. Yumiyoshi hatte eindeutig keine Pause.

Ich verließ das Hotel und besorgte mir eine Abendzeitung. Dann setzte ich mich in ein Café und forstete bei einer Tasse Kaffee jede Seite durch, in der Hoffnung, einen für mich interessanten Artikel zu finden.

Doch nichts dergleichen. Es stand weder etwas über Gotanda noch über May darin, lediglich Berichte über andere Verbrechen und Selbstmorde. Während ich las, hoffte ich erneut, Yumiyoshi anzutreffen, wenn ich ins Hotel zurückkäme. Es musste einfach klappen.

Aber auch eine Stunde später war sie noch nicht aufgetaucht.

Plötzlich überkam mich der Gedanke, sie könnte aus irgendeinem Grund aus dieser Welt verschwunden sein. Vielleicht ebenfalls von einer Wand verschluckt? Bei dieser Vorstellung wurde mir bang. Ich rief bei ihr zu

Hause an, aber niemand hob ab. Dann erkundigte ich mich an der Rezeption, ob Yumiyoshi da sei. »Frau Yumiyoshi hat sich seit gestern ein paar Tage frei genommen«, teilte mir ihre Kollegin mit, übermorgen sei sie wieder im Dienst. Na großartig! Wieso hatte ich sie nicht vorher angerufen? Warum war mir das nicht eingefallen?

Stattdessen hatte ich nur im Sinn gehabt, sofort ins nächste Flugzeug zu steigen und nach Sapporo zu fliegen. Ich war überzeugt, ich würde sie bei meiner Ankunft vorfinden. Was für eine törichte Vorstellung. Wann hatte ich sie überhaupt das letzte Mal angerufen? Seit Gotandas Tod und wer weiß wie lange davor nicht mehr. Seit Yuki sich am Strand übergeben hatte und Gotanda mir dann erzählte, er habe Kiki umgebracht, hatte ich nicht mehr mit ihr telefoniert. Ziemlich lange her. Ich hatte Yumiyoshi einfach links liegen lassen. Ich konnte gar nicht wissen, ob inzwischen irgendetwas vorgefallen war. Schließlich kann alles Mögliche passieren, einfach so.

Aber was hätte ich ihr eigentlich sagen sollen? Es ging wirklich nicht. -Yuki hatte Gotanda verdächtigt, Kiki umgebracht zu haben. Gotanda hatte sich mit seinem Maserati im Meer ertränkt. Ich hatte Yuki versichert: »Sei unbesorgt, es ist nicht deine Schuld.« Kiki hatte mir erklärt, sie sei nichts als ein Schatten von mir. -Was also hätte ich Yumiyoshi sagen sollen? Es war einfach unmöglich. Zuerst wollte ich ihr Gesicht sehen und dann entscheiden, was davon ich ihr erzählen konnte. Am Telefon wäre das ebenfalls nicht gegangen.

Ich war beunruhigt. Vielleicht war Yumiyoshi bereits von der Wand verschluckt worden, und ich würde sie nie mehr wiedersehen. Es waren immerhin sechs Skelette. Bei fünf von ihnen wusste ich, um wen es sich handelte. Aber eins war noch übrig. Wer konnte das sein? Sobald ich darüber zu grübeln anfing, wurde ich so unruhig, dass ich es kaum mehr ertrug. Ich bekam kaum noch Luft, und mir raste das Herz, als würde es immer mehr anschwellen und am Ende meinen Brustkorb sprengen. Ein derartiges Gefühl hatte ich noch nie gehabt. War das etwa Liebe? Liebte ich Yumiyoshi? Ich wusste es nicht. Bevor ich einen weiteren Gedanken fassen konnte, musste ich sie sehen. Immer wieder rief ich bei ihr zu Hause an. Ich

wählte mir die Finger wund, aber es meldete sich niemand.

Unruhig wälzte ich mich im Bett. Heftige Panikattacken rissen mich immer wieder aus dem Schlaf. Schweißgebadet und hellwach lag ich da. Zwischendurch knipste ich das Licht an, um zu schauen, wie spät es war. Zwei Uhr. Viertel nach drei. Zwanzig nach vier. Danach konnte ich überhaupt nicht mehr schlafen. Ich setzte mich ans Fenster, lauschte meinem Herzschlag und schaute auf die Stadt herunter, die in der Dämmerung erwachte.

Bitte, Yumiyoshi, lass mich nicht im Stich. Ich brauche dich. Ich will nicht mehr allein sein. Ohne dich wird mich die Fliehkraft an den Rand des Universums schleudern. Ich bitte dich, zeig dich und binde mich irgendwo fest. Binde mich an die reale Welt. Ich will nicht zum Club der Geister gehören. Ich bin ein ganz normaler, durchschnittlicher Mann von vierunddreißig fahren. *Ich brauche dich!*

Von halb sieben an wählte ich jede halbe Stunde ihre Nummer. Ohne Erfolg.

Der Juni in Sapporo war eine wundervolle Jahreszeit. Der vor wenigen Monaten hart gefrorene Boden war nach der Schneeschmelze tiefschwarz und locker. Er strotzte vor Lebenskraft und Fruchtbarkeit. Die Bäume trugen üppiges Laub, das in der frischen, sanften Brise raschelte. Am hohen, klaren Himmel zeichneten sich scharf Wölkchen ab. Diese Landschaft berührte mich zutiefst. Und dennoch hockte ich hier im Hotelzimmer, wählte ununterbrochen Yumiyoshis Nummer und versuchte mich alle zehn Minuten damit zu beschwichtigen, dass sie ja am nächsten Tag wieder da wäre. Wozu also die Aufregung?

Das Warten war unerträglich. Wer garantierte mir denn, dass der nächste Tag wirklich kam? Ich saß vor dem Telefon und wählte und wählte. Und wenn ich nicht wählte, legte ich mich aufs Bett, wo ich entweder döste oder stumpfsinnig zur Decke starrte.

Früher stand hier das Hotel Delfin. Eine schreckliche Bruchbude. Dennoch sind dort unzählige Dinge haften geblieben. Gedanken und andere Spuren der Zeit haben sich in den Fußbodenritzen und Flecken an der Wand

verewigt. Ich ließ mich in den Sessel zurücksinken, legte die Beine auf den Tisch und schloss die Augen, um mir die Szenen ins Gedächtnis zu rufen. Die Form des Eingangsportals, die zerschlissenen Läufer, die angelaufenen Messingschlösser, die Fensterrahmen, in deren Ecken sich dicke Staubflocken angesammelt hatten. Ich war durch die Korridore gegangen, hatte die Türen geöffnet, die Zimmer betreten.

Das alte Delfin war verschwunden, doch sein Schatten, seine Atmosphäre lebte fort. Ich konnte seine Existenz deutlich spüren. Das alte Delfin war in das neue Dolphin-Megahotel eingebettet. Mit geschlossenen Augen verschaffte ich mir Zugang; ich konnte den Fahrstuhl hören, der wie ein schwindsüchtiger, altersschwacher Köter bebte und zitterte. All das existierte noch, es wusste nur niemand. Aber es war da. Hier war mein Knotenpunkt. Keine Sorge, sagte ich zu mir. Dieser Ort ist für mich bestimmt. Sie muss einfach zurückkommen. Ich brauche nur zu warten.

Ich ließ mir vom Zimmerservice ein Abendessen bringen und holte mir ein Bier aus dem Kühlschrank. Um acht wählte ich noch einmal Yumiyoshis Nummer. Wieder meldete sich niemand.

Ich schaltete den Fernseher ein und schaute mir eine Baseballübertragung an. Ohne Ton, nur die Bilder. Es war ein langweiliges Spiel, und ich hatte ohnehin keine Lust auf Baseball. Aber ich wollte lebendige Menschen in Aktion sehen. Es hätte auch Badminton sein können oder Wasserball. Ohne den Spielverlauf zu verfolgen, sah ich einfach nur zu, wie Bälle geworfen und geschlagen wurden, wie Spieler rannten. Ganz entfernte Lebensfragmente von Personen, die mit mir nichts zu tun hatten. Als würde ich dahinziehende Wolken am Himmel betrachten.

Um neun versuchte ich es noch einmal. Gleich nach dem ersten Klingelzeichen hob sie ab. Ich konnte es überhaupt nicht fassen. Mir war, als sei der Faden, der mich mit der Welt verknüpfte, mit einem plötzlichen, gewaltigen Ruck zerrissen. Mir schwanden die Kräfte, und geballte Luft stieg mir die Kehle hoch.

Yumiyoshi war tatsächlich da.

»Ich bin eben von der Reise zurückgekommen«, sagte sie ganz cool. »Ich

hatte mir ein paar Tage frei genommen und bin nach Tokyo gefahren. Zu Verwandten. Ich habe übrigens zweimal bei dir angerufen, aber du warst nicht da.«

»Ich bin in Sapporo und habe die ganze Zeit versucht, dich zu erreichen.«

»Dann hätten wir uns beinah verpasst.«

»Beinah verpasst«, wiederholte ich. Den Hörer fest umklammernd, schaute ich auf den tonlosen Bildschirm. Mir fehlten die Worte. Ich war völlig durcheinander. Wie sollte ich das nur ausdrücken?

»He, hallo ... bist du noch dran?«, fragte sie. »Ja, ich bin da.«

»Du klingst so merkwürdig.«

»Ich bin nervös«, erklärte ich. »Ich muss dich sehen, so kann ich nicht reden. Ich stehe schon die ganze Zeit unter Hochspannung. Telefonieren genügt nicht.«

»Morgen Abend können wir uns treffen«, sagte sie nach kurzem Überlegen. Ich stellte mir vor, dass sie gerade einen Finger an den Brillensteg legte.

Den Hörer am Ohr, setzte ich mich auf den Boden und lehnte mich an die Wand. »Hör mal, morgen könnte es zu spät sein. Ich will dich noch heute Abend sehen.« Ablehnung drang durch die Leitung. Obwohl Yumiyoshi noch gar nichts gesagt hatte, spürte ich genau, dass sie absagen wollte.

»Ich bin völlig erledigt. Hundemüde. Ich sagte doch, dass ich eben erst nach Hause gekommen bin. Das würde jetzt nichts bringen. Außerdem muss ich morgen früh arbeiten. Ich will nur noch ins Bett. Morgen können wir uns nach meinem Dienst treffen. Was hältst du davon? Oder bist du morgen gar nicht mehr da?«

»Doch, doch, ich bleibe eine Weile. Ich verstehe ja, dass du kaputt bist, aber offen gesagt, mache ich mir Sorgen. Bis morgen könntest du längst verschwunden sein.«

»Verschwunden?«

»Aus dieser Welt verschwunden. Spurlos.«

Yumiyoshi lachte. »Man verschwindet doch nicht so mir nichts, dir nichts. Da mach dir mal keine Sorgen.«

»Nein, nein, du verstehst mich nicht. Wir befinden uns doch ständig in Bewegung. Und dabei verschwinden alle möglichen Dinge, die uns umgeben - das lässt sich nicht verhindern. Nichts bleibt bestehen, nur im Bewusstsein. Aber aus der realen Welt verschwindet alles - darüber mache ich mir Sorgen. Hörst du, Yumiyoshi, ich brauche dich. Ich brauche dich *ganz real*. Es kommt höchst selten vor, dass ich nach etwas ein so starkes Verlangen habe, darum darfst du nicht verschwinden.«

Sie dachte über meine Worte nach. »Du bist ja vielleicht seltsam«, sagte sie dann. »Aber ich verspreche dir, ich werde nicht verschwinden. Morgen sehen wir uns, bis dahin musst du dich gedulden.«

»Na gut.« Ich gab mich geschlagen. Es blieb mir nichts anderes übrig. Zum Glück wusste ich jetzt, dass es sie noch gab.

»Also dann, gute Nacht«, sagte sie und legte auf.

Eine Weile ging ich im Zimmer auf und ab, dann fuhr ich zur Bar im sechsundzwanzigsten Stock hinauf und bestellte mir einen Wodka-Soda. Hier war ich Yuki zum ersten Mal begegnet. Es herrschte Betrieb. Zwei junge Frauen saßen an der Bar und tranken, beide sehr modisch gekleidet; die eine hatte sehr schöne Beine. Ich setzte mich mit meinem Drink an einen Tisch und beobachtete sie ohne besonderes Interesse; dann blickte ich hinaus auf das Lichtermeer der Stadt. Ich presste die Finger gegen die Schläfen, obwohl sie gar nicht mehr schmerzten. Und ich begann meine Kopfform zu ertasten, meinen Schädel. Während ich behutsam die Knochen unter der Haut erforschte, stellte ich mir die Skelette der beiden Frauen auf den Barhockern vor - Schädel, Wirbelsäule, Rippen, Becken, Extremitäten, Gelenke. Schöne weiße Knochen in diesen wundervollen Beinen. Weiß wie Wolken, makellos, ohne Ausdruck. Die mit den tollen Beinen schaute zu mir herüber; sie hatte wohl bemerkt, dass ich sie anstarrte. Ich hätte ihr gern erklärt, dass ich nicht auf ihren Körper schaute, sondern mir nur ihr Skelett vorzustellen versuchte. Natürlich tat ich nichts dergleichen.

Nach drei Wodka-Soda kehrte ich in mein Zimmer zurück. In der Gewissheit, dass Yumiyoshi existierte, schlief ich wunderbar.

Es war drei Uhr morgens, als Yumiyoshi zu mir kam. Es klingelte an der Tür. Ich knipste die Nachttischlampe an und sah auf die Uhr. Ich warf mir den Bademantel über und ging arglos an die Tür. Völlig verschlafen, war ich nicht in der Lage, einen vernünftigen Gedanken zu fassen. Und da stand Yumiyoshi in ihrer hellblauen Hoteluniform vor mir. Wie immer huschte sie durch den Spalt ins Zimmer. Ich schloss die Tür. Mitten im Raum blieb sie stehen und atmete tief durch. Dann schlüpfte sie aus ihrem Blazer und legte ihn sorgsam über die Stuhllehne. Wie immer.

»Siehst du, ich bin nicht verschwunden«, sagte sie.

»Nein, du bist nicht verschwunden«, wiederholte ich schlaftrunken. Die Grenze zwischen Wirklichem und Unwirklichem war für mich noch so verschwommen, dass ich nicht einmal erstaunt war.

»So einfach verschwindet man nicht«, sagte Yumiyoshi bedächtig, als wolle sie mich belehren.

»Das weiß man eben nie. In dieser Welt kann alles passieren. Einfach alles.«

»Mag sein, aber hier bin ich. Nicht verschwunden. Das musst du doch zugeben, oder?«

Ich blickte mich im Zimmer um, holte tief Luft und schaute Yumiyoshi in die Augen.

»Stimmt, offensichtlich bist du nicht verschwunden. Aber was führt dich um drei Uhr nachts zu mir?«

»Ich konnte nicht schlafen«, sagte sie. »Ich bin zwar gleich nach deinem Anruf eingeschlafen, aber kurz nach eins war ich auf einmal hellwach. Mir ging nicht mehr aus dem Kopf, was du gesagt hast - dass ich einfach so verschwinden könnte. Da habe ich mir ein Taxi bestellt und bin hergekommen.«

»Aber finden die anderen es denn nicht seltsam, dass du mitten in der Nacht zum Dienst erscheinst?«

»Keine Sorge, es ist keinem aufgefallen. Zu dieser Zeit schlafen alle. Es heißt zwar Vierundzwanzig-Stunden-Service, aber um drei Uhr nachts sind eigentlich nur die Mitarbeiter vom Zimmerservice und vom Empfang wach.

Wenn man vom Parkdeck unten über den Personaleingang hereinkommt, kriegt das niemand mit. Und selbst wenn mich jemand sähe, weiß bei dem vielen Personal keiner genau, wer Dienst hat und wer nicht. Notfalls kann ich dann immer noch sagen, ich sei hergekommen, um mich im Aufenthaltsraum schlafen zu legen. Das habe ich schon öfter gemacht.«

»Das hast du schon öfter gemacht?«

»Ja, wenn ich mal nicht schlafen kann, stehle ich mich ins Hotel und treibe mich hier allein herum. Das beruhigt mich. Klingt komisch, aber mir gefällt das. Ich fühle mich richtig entspannt, wenn ich im Hotel bin. Ich bin deswegen noch nie aufgefallen. Keine Sorge, niemand sieht mich, und falls doch, rede ich mich schon heraus. Wenn sie wüssten, dass ich hier in deinem Zimmer bin, gäbe es natürlich Ärger. Aber sonst nicht. Ich bleibe bis zum Morgen hier, und wenn mein Dienst beginnt, schleiche ich mich hinaus. Okay?«

»Für mich schon. Wann musst du denn anfangen?«

»Um acht«, sagte sie. Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. »Noch fünf Stunden.«

Sie wirkte nervös, als sie die Uhr vom Handgelenk löste und mit einem leisen Klacken auf den Tisch legte. Dann setzte sie sich aufs Sofa, strich ihren Rock glatt, hob den Kopf und sah mich an. Ich saß auf der Bettkante und kam langsam wieder zu mir.

»Hast du nicht gesagt, du brauchst mich?«, fragte sie.

»Ganz wahnsinnig«, erwiderte ich. »Alles Mögliche hat eine ganze Umdrehung vollzogen. Sich einmal im Kreis gedreht. Und jetzt brauche ich dich.«

»Wahnsinnig«, fügte sie hinzu. Und zupfte an ihrem Rock. »Ja, ganz wahnsinnig.«

»Und wo bist du nach der Umdrehung angelangt?«

»In der Wirklichkeit«, sagte ich. »Es hat ziemlich lange gedauert, aber ich bin in der Wirklichkeit angekommen. Ich musste allerhand absurde Dinge durchstehen. Menschen sind gestorben. Ich habe so manches verloren. Alles ist mir völlig durcheinander geraten, und dieses Chaos ist auch noch nicht

behoben-vermutlich bleibt es bestehen. Und trotzdem fühle ich, dass ich eine Umdrehung vollzogen habe. Und jetzt bin ich in der Wirklichkeit. Zwischendurch, während ich die Runde drehte, war ich ganz müde und kaputt. Aber ich habe weitergetanzt, nicht einen einzigen Schritt ausgelassen. Nur deshalb habe ich es geschafft, hierher zurückzukehren.«

Sie sah mich fragend an.

»Ich kann es dir jetzt nicht im Einzelnen erklären, du musst mir einfach vertrauen. Ich brauche dich. Das ist sehr wichtig, jedenfalls für mich. Und möglicherweise auch für dich!«

»Und was erwartest du von mir?«, fragte Yumiyoshi, ohne die Miene zu verziehen. »Dass ich dir jetzt tief gerührt in die Arme falle und mit dir schlafe? Soll ich sagen: Toll! Es ist wundervoll, gebraucht zu werden?«

»Nein, nein, so habe ich das nicht gemeint«, sagte ich. Ich suchte nach den passenden Worten, als gäbe es die. »Wie soll ich es dir sagen ... Es ist eine beschlossene Tatsache. Ich habe nie daran gezweifelt, dass ich mit dir schlafen würde. Von Anfang an. Aber beim ersten Mal war es nicht möglich, es wäre der falsche Moment gewesen. Ich musste warten, bis ich mich einmal im Kreis gedreht hatte. Das ist inzwischen geschehen. Und nun ist es nicht mehr unpassend.«

»Heißt das, dass ich jetzt mit dir schlafen soll, ja?«

»Ich weiß, ich mute dir da einen Zirkelschluss zu. Ich habe sicher die schlechteste Methode gewählt, dich davon zu überzeugen, das gebe ich zu. Aber wenn ich aufrichtig sein will, kann ich es nicht anders ausdrücken. Unter normalen Umständen würde ich dir jetzt alles der Reihe nach erklären. Es ist nicht so, dass ich das nicht könnte. Ob es dann klappen würde, sei dahingestellt, aber ich könnte es dir ganz leicht verständlich machen. In Wirklichkeit ist aber alles viel simpler. Ich weiß es genau, und darum kann ich es nur auf diese Weise ausdrücken. Es geht nicht darum, ob es klappt oder nicht. Wir beide werden miteinander schlafen. *Das steht fest.* Wir sollten es auch gar nicht weiter ergründen, das würde alles Kostbare daran nur zerstören. Wirklich. Du kannst mir vertrauen.«

Yumiyoshi linste auf ihre Uhr, die auf dem Tisch lag. »Sehr einleuchtend

klingt das alles nicht«, sagte sie. Dann seufzte sie und begann ihre Bluse aufzuknöpfen.

»Nicht gucken«, sagte sie.

Ich legte mich flach hin und starrte in einen Winkel der Decke. Dort irgendwo existiert eine andere Welt, dachte ich, aber jetzt bin ich hier. Yumiyoshi zog sich langsam aus. Ich hörte es rascheln. Offenbar faltete sie jedes Kleidungsstück, das sie ausgezogen hatte, ordentlich zusammen. Ich hörte auch das Klacken, als sie ihre Brille auf dem Tisch ablegte. Ausgesprochen sexy, dieses Geräusch. Dann kam sie zu mir. Sie schaltete die Nachttischlampe aus und schlüpfte zu mir ins Bett. Genauso geschmeidig und lautlos, wie sie ins Zimmer geschlüpft war.

Ich streckte die Hände nach ihr aus, um sie zu umarmen. Ihre Haut berührte meine Haut. Wie weich sie ist, dachte ich. Und zugleich war da eine gewisse Schwere. Das hier war die Wirklichkeit. Mit May war es anders gewesen; ihr Körper war ein Traum, sie lebte in einer imaginären Welt, in einer zweifachen Illusion: in ihrer eigenen, ersponnenen Welt und in der Welt der anderen, mit denen sie die Illusionen teilte. *Kuckuck.* Yumiyoshis Körper dagegen existierte in der Wirklichkeit. Die Wärme, die Schwere, das Zittern - alles war real. So empfand ich es, als ich ihren Körper streichelte. Gotandas Hände, die Kiki liebkosten, existierten nur als Fiktion. Es war gespielt, ein Flackern auf der Leinwand. Ein Schatten, der von einer Welt in eine andere gleitet. Das hier hat damit nichts zu tun. Es ist die Wirklichkeit. *Kuckuck.* Meine realen Finger streicheln Yumiyoshis reale Haut.

»Die Wirklichkeit«, sagte ich.

Yumiyoshi verbarg ihr Gesicht an meinem Hals. Ich spürte ihre Nasenspitze. Im Dunkeln erforschte ich jede Zone ihres Körpers, Schultern, Ellbogen, Handgelenke, Handflächen, alle zehn Finger. Nicht die kleinste Stelle ließ ich aus. Ich tastete mich voran und setzte Küsse als Siegel auf jede Stelle, auf ihre Brüste, ihren Bauch, ihre Lenden, ihren Rücken, ihre Füße. Jede einzelne Form wurde erforscht und mit Siegeln versehen. Es war notwendig. Ich musste es tun. Ich strich sanft über ihr flaumiges Schamhaar

und küsste es. *Kuckuck.* Und dann ihr Geschlecht.

Es ist die Wirklichkeit, dachte ich.

Ich sagte nichts, sie sagte nichts. Ich hörte sie nur leise atmen. Auch sie begehrte mich, das spürte ich. Sie wusste genau, was ich suchte, und änderte entsprechend kaum merklich ihre Lage. Als ich ihren Körper ganz erforscht hatte, nahm ich sie noch einmal fest in die Arme. Auch sie schlang die Arme um mich. Ihr Atem war warm und feucht und hauchte Worte, die keine waren. Ich drang in sie ein. Mein Penis war hart und heiß. Ich begehrte sie wahnsinnig. Ich lechzte nach ihr.

Kurz vor dem Höhepunkt biss mich Yumiyoshi in den Arm, so heftig, dass es beinahe blutete. Aber das machte mir nichts aus, das ist die Wirklichkeit - Schmerz und Blut. Ich hielt ihre Hüften und ejakulierte. Ganz langsam. Um genau wahrzunehmen, was da geschah.

»Unglaublich«, sagte Yumiyoshi ein wenig später.

»Kein Wunder, es war ja vorherbestimmt«, sagte ich.

Sie schlief in meinen Armen ein. Ein sanfter Schlummer, ich konnte nicht einschlafen, sondern lag hellwach da. Es war einfach zu herrlich, sie schlafend in meinen Armen zu halten. Bald fing es an zu dämmern, und das Morgenlicht sickerte ins Zimmer. Auf dem Tisch lagen Yumiyoshis Armbanduhr und Brille. Ich betrachtete ihr Gesicht. Auch ohne Brille sah sie toll aus. Ich küsste zärtlich ihre Stirn und hatte erneut eine heftige Erektion. Ich wäre gern noch einmal in sie eingedrungen, aber sie schlief so selig, dass ich sie nicht stören wollte. Ich hielt sie in den Armen und sah zu, wie das Licht sich im Zimmer mehr und mehr ausbreitete und die Dunkelheit verdrängte.

Auf dem Stuhl lagen zusammengefaltet ihre Sachen - Rock, Bluse. Strümpfe und Wäsche. Die schwarzen Schuhe standen ordentlich daneben auf dem Fußboden. Die Wirklichkeit. Reale Kleidung war auf reale Weise knitterfrei zusammengefaltet.

Um sieben weckte ich sie.

»Yumiyoshi, Zeit zum Aufstehen«, sagte ich.

Sie schlug die Augen auf und sah mich an. Dann grub sie wieder ihre Nase in meinen Hals. »Es war unglaublich«, sagte sie.

Wie ein Fisch glitt sie aus dem Bett und stand nackt im Morgenlicht, als wäre sie neu aufgeladen. Ich richtete mich auf dem Kissen auf und betrachtete ihren Körper. Den Körper, den ich vor ein paar Stunden erforscht und besiegelt hatte.

Yumiyoshi duschte, frisierte sich mit meiner Haarbürste und putzte sich ordentlich die Zähne. Dann kleidete sie sich sorgfältig an. Ich schaute ihr dabei zu. Wie sie gewissenhaft ihre Bluse zuknöpfte, den Blazer überzog und dann vor den Spiegel trat und prüfte, ob alles tadellos saß. Yumiyoshi nahm diese Dinge sehr ernst. Es war wundervoll, ihr dabei zuzusehen. Sie vermittelte einem das Gefühl: Es ist Morgen.

»Meine Schminksachen liegen im Aufenthaltsraum«, erklärte sie.

»Du bist auch so hübsch«, sagte ich.

»Danke, aber Make-up ist Vorschrift. Schminken gehört zum Dienst.«

Ich stand auf und drückte sie nochmals an mich. Es war ebenso phantastisch, die hellblau uniformierte Yumiyoshi mit der Brille auf der Nase in die Arme zu schließen.

»Begehrst du mich auch noch nach dieser Nacht?«, fragte sie mich.

»Aber ja«, sagte ich. »Noch mehr als gestern.«

»Weißt du, es ist das erste Mal, dass mich jemand so leidenschaftlich begehrt«, sagte Yumiyoshi. »Ich spüre deutlich, *ich werde begehrt.* Das habe ich noch nie erlebt.«

»Dich hat noch nie jemand begehrt?«

»Nicht so wie du.«

»Wie ist es denn für dich?«

»Entspannend«, sagte Yumiyoshi. »Ich war schon ewig nicht mehr so gelöst. Es ist, als wäre ich in einem warmen, behaglichen Zimmer.«

»Du kannst immer dort bleiben«, sagte ich. »Niemand kommt, niemand geht. *Es gibt nur dich und mich.«*

»Ich soll bleiben?«

»Ja, bleib.«

Yumiyoshi rückte mit dem Gesicht ein wenig ab, um mich anzuschauen. »Kann ich heute Nacht wieder zu dir kommen?«

»Meinetwegen gern. Aber ist das nicht zu riskant für dich? Wenn du erwischt wirst, verlierst du vielleicht deine Stellung. Wäre es nicht besser, wir treffen uns bei dir oder in einem anderen Hotel?«

Yumiyoshi schüttelte den Kopf. »Nein. Hier ist es prima. Ich mag den Ort hier. Er ist deiner, und meiner auch. Ich möchte hier mit dir schlafen. Wenn es dir recht ist.«

»Mir ist es überall recht. Ich richte mich ganz nach dir.«

»Also, dann bis heute Abend. Hier«, sagte sie. Dann öffnete sie vorsichtig die Tür, lugte durch den Spalt und huschte schlangengleich hinaus.

Nachdem ich mich rasiert und geduscht hatte, machte ich einen Morgenspaziergang und nahm bei Dunkin' Donuts mein gewohntes Frühstück ein.

In den Straßen drängten sich Menschen, die zur Arbeit unterwegs waren. Bei diesem Anblick überkam mich das Gefühl, auch wieder etwas tun zu müssen. Ich sollte Yuki, die mit dein Lernen anfing, nacheifern und mir eine Arbeit suchen. Um realistisch zu werden. Wie wär's, wenn ich mich hier in Sapporo nach einem Job umsähe? Das wäre doch nicht übel. Dann könnte ich mit Yumiyoshi zusammenleben. Sie würde im Hotel arbeiten, und ich würde meinen lob verrichten. Aber was sollte ich tun? Ach, irgendetwas würde sich schon finden. Und wenn es nicht gleich klappte, konnte ich mich immer noch ein paar Monate auch so über Wasser halten.

Ich könnte etwas schreiben, überlegte ich mir. Schreiben ist mir nie lästig gewesen. Nachdem ich drei Jahre lang ununterbrochen Schnee geschaufelt hatte, bekam ich auf einmal Lust, etwas für mich zu schreiben.

Ja, das brauche ich.

Einfach nur einen Text. Weder ein Gedicht noch einen Roman, keine Autobiographie und auch keinen Brief. *Einfach nur einen Text* - ohne Auftrag und Abgabetermin.

Das wäre nicht schlecht.

Ich dachte an Yumiyoshi. Ich konnte mich an jeden Zoll ihres Körpers erinnern, hatte jeden Winkel erforscht und besiegelt. Euphorisch lief ich durch die frühsommerlichen Straßen, nahm ein köstliches Mittagsmahl zu mir, trank ein Bier und setzte mich dann in die Lobby, wo ich, hinter den Pflanzen verborgen, Yumiyoshi ein wenig bei der Arbeit zuschaute.

44

Yumiyoshi kam am Abend um halb sieben. Sie trug zwar noch die Hoteluniform, aber eine andere Bluse. Diesmal hatte sie eine kleine Plastiktasche bei sich, die Kleidung zum Wechseln, Waschzeug und Kosmetika enthielt.

»Irgendwann erwischen sie dich«, sagte ich.

»Keine Sorge, ich bin clever«, sagte Yumiyoshi und lächelte verschmitzt. Sie zog ihren Blazer aus und legte ihn über die Stuhllehne. Wir setzten uns aufs Sofa und kuschelten uns aneinander.

»Heute habe ich den ganzen Tag an dich gedacht«, sagte sie. »Und da habe ich mir ausgemalt, wie toll es doch wäre, wenn ich tagsüber hier arbeiten und mich abends in dein Zimmer stehlen könnte, um die Nacht mit dir zu verbringen, und morgens wieder aufstehen und meinen Dienst antreten würde.«

»Die Job-Wohn-Kombination«, sagte ich lachend. »Ich kann es mir nur leider nicht ewig leisten, hier zu wohnen, und außerdem würden sie dich irgendwann erwischen, wenn wir das jeden Tag so weitertrieben.«

Yumiyoshi schnippte ungehalten mit den Fingern. »Alles nicht so einfach.«

»Stimmt«, sagte ich.

»Aber einige Tage wirst du doch noch bleiben, oder?« »Ja, ich denke schon.«

»Na gut. Dann wohnen wir eben die paar Tage zusammen hier im Hotel.«

Daraufhin zog sie sich aus und faltete wieder jedes einzelne Kleidungsstück ordentlich zusammen. Reine Gewohnheit. Uhr und Brille legte sie auf den Tisch. Dann hatten wir ausgiebig Sex, ungefähr eine Stunde lang, bis wir erschöpft waren. Wohlig erschöpft.

»Unglaublich«, sagte sie und schlief ganz entspannt in meinen Armen ein. Ich duschte, holte mir ein Bier aus dem Kühlschrank und setzte mich auf einen Stuhl, um Yumiyoshis schlafendes Gesicht zu betrachten. Sie

schlummerte ganz selig.

Gegen acht wachte sie auf und sagte, sie sei hungrig. Wir inspizierten die Speisekarte des Zimmerservice und bestellten überbackene Makkaroni und Sandwiches. Sie versteckte ihre Uniform und Schuhe im Schrank und schlüpfte ins Bad, als der Etagenkellner anklopfte. Nachdem er die Speisen auf dem Tisch arrangiert hatte und gegangen war, klopfte ich an die Badezimmertür.

Wir teilten uns die Mahlzeit und tranken Bier dazu. Dann sprachen wir über die Zukunft. Ich teilte ihr mit, ich wolle nach Sapporo ziehen.

»Tokyo hat ausgedient. Es hat keine Bedeutung mehr für mich«, sagte ich. »Ich habe heute den ganzen Tag darüber nachgedacht. Ich werde mich hier in Sapporo niederlassen. Mir eine annehmbare Arbeit suchen. Dann können wir uns immer sehen.«

»Heißt das, du willst *bleiben?«*

»Ja. Bleiben«, sagte ich. Der Umzug würde kein großer Akt sein.

Ich besaß nicht viel - Platten, Bücher, Kochgeschirr, mehr nicht. Das konnte ich in den Subaru laden und dann mit der Fähre übersetzen. Sperrige Sachen würde ich verkaufen oder wegwerfen und dann hier neu anschaffen. Bett und Kühlschrank hätte ich ohnehin bald ersetzen müssen. Ich behalte die Dinge einfach zu lange und pflege sie zu liebevoll.

»In Sapporo miete ich mir ein Apartment und fange ein neues Leben an. Du kannst jederzeit kommen, wenn du Lust hast, und bei mir übernachten. Vorläufig werden wir erst mal auf diese Weise zusammenleben. Ich glaube, es könnte mit uns klappen. Ich bin in die Wirklichkeit zurückgekehrt, und du bist entspannt. Also bleiben wir beide da.«

Yumiyoshi lächelte und gab mir einen Kuss. »Toll«, sagte sie. »Wie es dann weitergeht, weiß ich auch noch nicht. Aber ich bin zuversichtlich.«

»Niemand weiß, was kommen wird«, sagte sie. »Aber jetzt ist es einfach toll. Supersupertoll.«

Ich rief erneut den Zimmerservice an und bestellte einen Kübel Eiswürfel. Sie versteckte sich wieder im Bad. Als das Eis da war, holte ich die Miniflasche Wodka und die Flasche Tomatensaft hervor, die ich tagsüber

besorgt hatte, und mixte uns zwei Bloody Mary. Es gab zwar keine Zitronenscheiben und keine Worcester-Sauce, aber es kam immerhin eine Bloody Mary dabei heraus. Wir stießen damit an - auf uns. Dazu brauchten wir Hintergrundmusik. Ich schaltete das Radio am Bett ein und wählte den Popmusik-Kanal. Das Mantovani Orchestra spielte die schmeichelnde Melodie von *Enchanting Evening*. Besser geht's nicht, dachte ich.

»Du bist sehr aufmerksam«, sagte Yumiyoshi gerührt. »Ich hatte die ganze Zeit schon Lust auf eine Bloody Mary. Wie konntest du das ahnen?«

»Wenn ich die Ohren spitze, kann ich sehnsüchtige Stimmen vernehmen, und wenn ich die Augen aufsperre, kann ich Gestalten sehen, die nach etwas verlangen.«

»Klingt wie ein Motto«, sagte sie.

»Kein Motto. Nur der Ausdruck meiner Lebenseinstellung«, erwiderte ich.

»Du würdest einen guten Werbetexter abgeben«, neckte sie mich kichernd.

Nachdem wir drei Bloody Mary intus hatten, zogen wir uns aus und schliefen miteinander, zärtlich vereint. Einmal, während ich sie in den Armen hielt, meinte ich, das Rumpeln und Rattern des altersschwachen Aufzugs aus dem Delfin zu vernehmen. Ja, hier ist mein Knotenpunkt, dachte ich. Ich bin ein Teil davon. Und vor allem, das hier ist die Wirklichkeit. Alles in Ordnung, ich brauche nirgendwo mehr hin. Ich bin ganz fest verbunden. Habe den Knoten erneuert und mit der Wirklichkeit verknüpft. So habe ich es gewollt, und der Schafsmann hat mich verbunden. Um Mitternacht schliefen wir ein.

Yumiyoshi rüttelte mich wach. »Steh auf«, flüsterte sie mir ins Ohr. Sie trug ihre Hoteluniform. Draußen war es noch dunkel, und mein Geist befand sich zur Hälfte im warmen Schlamm der Bewusstlosigkeit. Die Nachttischlampe brannte. Der Wecker am Bett zeigte kurz nach drei. Yumiyoshi wirkte todernst, als sie mich an der Schulter wachrüttelte. Zuerst glaubte ich, es sei etwas Unangenehmes passiert. Dass ihr Vorgesetzter sie vielleicht dabei ertappt hatte, wie sie zu mir aufs Zimmer kam. Nachts um drei Uhr in Uniform, was sonst sollte das bedeuten? Und nun? Meine Gedanken bewegten sich keinen Schritt weiter, waren wie blockiert.

»Steh auf, ich bitte dich. Steh auf«, wisperte sie.

»Ich stehe ja auf«, sagte ich. »Was ist denn passiert?«

»Steh einfach auf und zieh dich an.«

Ohne weitere Fragen zu stellen, stieg ich ganz fix in meine Klamotten: T-Shirt, Bluejeans, Turnschuhe und Windjacke, den Reißverschluss bis oben hin zugezogen. Es dauerte nicht mal eine Minute. Als ich fertig angezogen war, zog Yumiyoshi mich an der Hand zur Tür und öffnete sie einen fingerbreiten Spalt.

»Schau«, sagte sie. Ich spähte durch die Ritze nach draußen. Der Korridor war stockdunkel, man konnte nichts erkennen. Nur Dunkelheit, dick und kalt wie Gelee. Eine so tiefe Finsternis, dass man befürchten musste, aufgesogen zu werden, wenn man die Hand ausstreckte. Es roch wie damals. Muffig, nach altem Papier. Der Geruch eines Windes, der aus den Tiefen alter Zeiten heraufwehte.

»Es ist wieder diese Dunkelheit«, flüsterte Yumiyoshi mir ins Ohr.

Ich fasste sie um die Taille und zog sie an mich. »Alles in Ordnung. Du brauchst dich nicht zu fürchten. Diese Welt ist für mich bestimmt. Es passiert nichts Schlimmes. Du warst es, die mir zuerst von dieser Dunkelheit erzählt hat. So haben wir uns kennen gelernt.«

Doch ich war mir selbst nicht sehr sicher. Ich verspürte unweigerlich Angst. Eine irrationale, archaische Angst. Genetisch bedingt, seit Urzeiten vererbt. Dunkelheit mag zwar ihre Daseinsberechtigung haben, löst aber gleichwohl Angst und Widerwillen aus. Sie droht einen zu verschlucken, zu annullieren, zu zerreißen, auszulöschen. Wer hat in totaler Finsternis schon Selbstvertrauen? Die Daseinsberechtigung der Dunkelheit - wer glaubt denn an so was? Im Dunkeln werden Dinge verzerrt, verdreht und ausgelöscht. Das Wesen der Dunkelheit - das Nichts - legt sich über alles.

»Keine Angst. Es gibt nichts zu befürchten«, beruhigte ich Yumiyoshi erneut, aber ich versuchte mich damit eher selbst zu beschwichtigen.

»Was nun?«, fragte Yumiyoshi.

»Wir müssen da durch«, sagte ich. »Ich bin in dieses Hotel zurückgekehrt, um zwei Personen zu treffen. Die eine bist du, die andere ist jenes Wesen.

Es haust da hinten in der Dunkelheit und wartet auf mich.«

»Du meinst den aus dem Zimmer?«

»Ja.«

»Aber ich fürchte mich. Ich fürchte mich schrecklich«, sagte Yumiyoshi zitternd. Kein Wunder. Mir ging es ebenso.

Ich küsste sie sanft aufs Augenlid. »Keine Angst. Diesmal bin ich bei dir. Gib mir deine Hand. Es ist alles in Ordnung, solange du nicht loslässt. Was auch geschehen mag, halt mich einfach fest. Wir bleiben dicht beieinander.«

Ich ging ins Zimmer zurück und holte die vorsorglich eingepackte Taschenlampe und das Bic-Feuerzeug aus meiner Reisetasche und steckte sie ein. Dann öffnete ich leise die Tür und trat, Yumiyoshi fest an der Hand haltend, auf den Korridor.

An welche Richtung gehen wir?«, fragte sie.

»Nach rechts«, sagte ich. »Immer nach rechts. Das ist so festgelegt.«

Ich leuchtete uns mit der Taschenlampe den Weg. Genau wie bei den vorigen Malen war das nicht der Korridor des neuen Dolphin Hotel, sondern der eines uralten Gebäudes. Der rote Läufer war zerschlissen, der Boden an einigen Stellen uneben. Die gekalkten Wände trugen schicksalhafte Male, die wie Altersflecken aussahen. Das Hotel Delfin, dachte ich unwillkürlich. Und zugleich war es gewiss nicht das Hotel Delfin, glich diesem jedoch in der Atmosphäre. Ein bisschen weiter vorn machte der Korridor wie damals eine Biegung nach rechts. Wir bogen um die Ecke, aber diesmal war etwas anders. Es gab kein Licht. Der Kerzenschimmer aus dem Türspalt weit hinten war nicht zu erkennen. Ich schaltete die Taschenlampe aus, um sicherzugehen. Aber es blieb dabei, kein Licht. Vollkommene Finsternis hüllte uns ein, lautlos wie tückisches Wasser.

Yumiyoshi umklammerte meine Hand. »Kein Licht zu sehen«, sagte ich. Meine Stimme klang ganz trocken. So als wäre es gar nicht meine Stimme. »Beim vorigen Mal kam da hinten Licht aus einer Tür.«

»Bei mir auch. Da ganz hinten.«

Wir blieben in der Biegung stehen. Ich überlegte. War dem Schafsmann

vielleicht etwas zugestoßen? Oder schlief er? Nein, bestimmt nicht. Er sollte eigentlich immer da sein und das Licht hüten. Das war seine Aufgabe. Selbst wenn er schliefe, müsste wenigstens das Licht brennen. Unbedingt. Mich überkam eine dunkle Ahnung.

»Lass uns lieber umkehren«, sagte Yumiyoshi. »Es ist einfach zu dunkel. Warten wir das nächste Mal ab. Das ist besser. Nur nichts erzwingen.«

Sie hatte Recht. Es war wirklich zu dunkel. Außerdem hatte ich das Gefühl, dass etwas Schlimmes im Gange war. Doch etwas hielt mich zurück.

»Nein, ich mache mir Sorgen. Ich will zu ihm und mich vergewissern, dass nicht etwas geschehen ist. Vielleicht braucht er aus irgendeinem Grund meine Hilfe. Deshalb sind wir beide mit dieser Welt verbunden.« Ich knipste erneut die Taschenlampe an, und der schmale gelbe Lichtstrahl huschte durch die Dunkelheit. »Gehen wir weiter. Halt mich ganz fest bei der Hand. Ich brauche dich, und du brauchst mich. Wir haben nichts zu befürchten. *Wir bleiben da.* Und gehen nirgendwo mehr hin. Wir kommen schon zurück. Keine Angst.«

Schritt für Schritt tasteten wir uns behutsam vorwärts. Ich konnte im Dunkeln den Duft von Yumiyoshis Shampoo riechen. Der Geruch betörte meine zum Zerreißen gespannten Nerven. Ihre Hand war klein und warm und hielt mich fest. Wir waren in der Dunkelheit verbunden.

Ich erkannte das Zimmer des Schafsmannes sofort. Die Tür stand als Einzige einen Spaltbreit offen, und es drang ein modriger Geruch heraus. Ich klopfte sacht an. Und wie beim ersten Mal hallte es unnatürlich laut, als würde in einem überdimensionalen Ohr eine überdimensionale Membran in Schwingung versetzt. Ich klopfte drei Mal und wartete ab. Zwanzig, dreißig Sekunden. Doch es kam keine Reaktion. Was war mit dem Schafsmann? War er etwa tot? Schon wahr, beim letzten Mal hatte er unglaublich eschöpft und alt ausgesehen. Also war es durchaus denkbar, dass er inzwischen gestorben war. Immerhin hat er ein langes Leben hinter sich. Auch er wird alt und muss irgendwann sterben. Wie wir alle. Bei diesem Gedanken wurde mir plötzlich bange. Denn falls er wirklich tot war, wer

würde mich dann mit dieser Welt verknüpfen? Wer konnte mich verbinden?

Ich öffnete die Tür und trat mit Yumiyoshi an der Hand ins Zimmer. Als Erstes leuchtete ich den Boden ab. Er sah haargenau so aus wie beim letzten Mal. Überall türmten sich Stapel alter Bücher, und auf dem kleinen Tisch stand als Kerzenuntersatz ein Tellerchen mit einem heruntergebrannten Stummel von etwa fünf Zentimetern. Ich holte mein Feuerzeug hervor und zündete ihn an, dann knipste ich die Taschenlampe aus und steckte sie in die Jackentasche.

Vom Schafsmann keine Spur.

Wo mochte er sein?

»Wer wohnt hier eigentlich?«, fragte mich Yumiyoshi.

»Der Schafsmann«, erwiderte ich. »Er verwaltet diese Welt. Hier ist der Knotenpunkt. Er verknüpft für mich alle möglichen Dinge miteinander. Wie an einer Fernmeldeschalttafel. Er trägt ein Schaffell und ist uralt. Das hier ist seine Behausung, in der er sich versteckt.«

»Wovor versteckt er sich denn?«

»Tja, wenn ich das wüsste. Vor dem Krieg vielleicht. Vor der Zivilisation, vor dem Gesetz, vor dem System ... Vor allem Möglichen, was nicht schafsmännisch ist.«

»Und jetzt ist er fort, nicht wahr?«

Ich nickte, wobei der überdimensionale Schatten an der Wand gewaltig bebte. »Ja, er ist fort. Obwohl er eigentlich hier sein müsste.« Ich hatte das Gefühl, am Rande der Welt zu sein, so wie ihn sich die Menschen im Altertum vorgestellt hatten. Wo alles in einen Wasserfall mündet und in den Hades hinabstürzt. Wir standen direkt auf der Kippe. Nur wir beide ganz allein. Vor uns gähnte das Nichts. Ein tiefschwarzes ausgedehntes Vakuum. Die Eiseskälte im Zimmer drang bis ins Mark. Über unsere Hände tauschten wir gerade noch die lebensnotwendige Wärme aus.

»Vielleicht ist er tot«, sagte ich.

»Hör auf, hier im Dunkeln schwarz zu malen. Du solltest die Dinge etwas heiterer sehen«, erwiderte Yumiyoshi. »Er ist wahrscheinlich nur einkaufen gegangen. Vielleicht ist sein Kerzenvorrat erschöpft.«

»Oder er holt seine Steuerrückzahlung ab«, setzte ich hinzu. Ich leuchtete ihr Gesicht an und sah, dass ein kleines Lächeln ihren Mund umspielte. Dann knipste ich die Taschenlampe aus und zog Yumiyoshi im schwachen Schein der Kerze an mich. »Hör mal, an deinen freien Tagen fahren wir irgendwo hin, ja?«

»Klar«, sagte sie.

»Ich komme mit meinem Subaru. Ist zwar gebraucht und hat schon etliche Jahre auf dem Buckel, ist aber ein prima Wagen. Ich mag ihn. Ich bin mal einen Maserati gefahren, aber der Subaru ist viel besser. Ich schwör's dir.«

»Natürlich.«

»Er hat sogar Klimaanlage und Stereo.«

»Mehr kann man sich nicht wünschen.«

»Mehr kann man sich nicht wünschen«, sagte ich. »Mit dem können wir überall herumkutschieren. Und uns was angucken.« »Klingt gut.«

Wir standen noch eine Weile eng umschlungen, bevor wir uns voneinander lösten. Ich knipste die Taschenlampe an. Yumiyoshi bückte sich und hob ein schmales Heftchen auf - eine Broschüre mit dem Titel *Studie über die Artenzüchtung von Yorkshire-Schafen.* Der Einband war vergilbt und mit einer Staubschicht bedeckt, die aussah wie Haut auf erhitzter Milch.

»Alle Bücher, die hier rumliegen, handeln von Schafen«, erklärte ich. »Ein Teil des alten Delfin diente nämlich als Archiv über Schafzucht. Der Vater des früheren Besitzers war ein Schafforscher. Hier findet man die ganze Sammlung. Sie ist dem Schafsmann offenbar vererbt worden, damit er sie verwaltet. Aber das Zeug ist inzwischen wertlos. Keiner würde das heutzutage noch lesen. Der Schafsmann bewahrt es trotzdem auf. Vielleicht ist es für diesen Ort ein besonderer Schatz.«

Yumiyoshi nahm mir die Lampe aus der Hand, öffnete das Heftchen und lehnte sich an die Wand, um darin zu lesen. Geistesabwesend stierte ich auf meinen eigenen Schatten und dachte an den Schafsmann. Wohin mochte er verschwunden sein? Und plötzlich befiel mich eine schreckliche Ahnung. Mein Herz schlug mir bis zur Kehle. Etwas ist verkehrt. Gleich wird etwas

Entsetzliches geschehen. Aber was? Ich versuchte mich auf dieses *Etwas zu* konzentrieren. Und mit einem Mal begriff ich. *Nein, das darf nicht sein!* Yumiyoshi und ich haben uns losgelassen. Wir müssen uns festhalten, unbedingt. Im nächsten Moment brach mir der Schweiß aus allen Poren. Ich streckte hastig die Hand aus, um Yumiyoshi am Handgelenk zu packen. Zu spät. In dem Moment, als ich nach ihr greifen wollte, wurde sie von der Wand verschluckt. Genauso wie Kiki damals in dem Totenkabinett. Yumiyoshis Körper war im Nu verschwunden, wie von Treibsand verschluckt. Sie war fort, und ebenso das Licht der Taschenlampe.

»Yumiyoshi!«, rief ich gellend.

Keine Antwort. Schweigen und Kälte herrschten im Zimmer, zu einer Einheit verschmolzen. Die Finsternis hatte sich noch verstärkt.

»Yumiyoshi!«, rief ich erneut.

»Siehst du, ganz einfach«, hörte ich Yumiyoshis dumpfe Stimme hinter der Wand sagen.

»Wirklich. Du brauchst die Wand nur zu durchdringen, dann bist du gleich drüben.«

»Das ist nicht wahr«, schrie ich aufgebracht. »Es sieht nur so aus. Aber wenn du einmal drüben bist, kommst du nicht mehr zurück. Du hast keine Ahnung! Drüben ist es anders. Dort ist nicht die Wirklichkeit. Es ist das *Jenseits.* Und das ist ganz anders als *die Welt auf dieser Seite.«*

Keine Antwort. Erneut herrschte ein tiefes Schweigen im Raum. So drückend, als wäre ich tief unten am Meeresboden. Yumiyoshi ist verschwunden. Meine Hand greift ins Leere. Die Wand trennt uns. Es ist zu grausam. Ein Gefühl von Ohnmacht. Zu grausam. Sie und ich, wir müssen uns hier im *Diesseits* befinden. Dafür habe ich mich doch so angestrengt. Dafür habe ich all die komplizierten Schritte vollzogen.

Zum Nachdenken war keine Zeit. Nur nicht trödeln. Ich schritt auf die Wand zu, um Yumiyoshi zu folgen. Mir blieb keine andere Wahl. Denn ich liebte Yumiyoshi. Ich durchdrang die Wand. Es war genauso wie damals mit Kiki. Eine undurchsichtige Luftschicht. Sie fühlte sich hart und rau an. Kalt wie Wasser. Die Zeit schwankte, die Kontinuität war verdreht, die

Schwerkraft erschüttert. Mir war, als waberten uralte Erinnerungen wie Dampf aus dem Abgrund der Zeit herauf. Mein genetisches Erbe. In meinen Zellen spürte ich die extreme Spannung der Evolution. Ich durchlief die komplexe Struktur meiner eigenen überdimensionalen DNA. Die Erde expandierte, erkaltete und zog sich zusammen. Das Schaf lauerte in der Höhle. Der Ozean war eine gigantische Idee. Auf seine Oberfläche tropfte lautlos Regen. Gesichtslose Menschen standen am Strand und schauten aufs Meer. Die endlose Zeit wurde zu einem riesigen Knäuel, das sichtbar in der Luft schwebte. Das Nichts verschluckte die Menschen, und ein noch größeres Nichts verschluckte das Nichts. Das Fleisch schmolz von den Körpern und legte die blanken Knochen frei, wurde zu Staub, vom Wind verweht. *Absolut tot,* sagte jemand. *Kuckuck,* sagte ein anderer. Mein Körper löste sich auf, zerbarst und setze sich neu zusammen. Als ich die Luftschicht dieses chaotischen Tohuwabohus durchdrungen hatte, lag ich im Bett - nackt. Es war stockdunkel. Keine rabenschwarze Finsternis, aber ich konnte nichts sehen. Ich war allein. Ich griff neben mich, aber es war niemand da. Mutterseelenallein. Ausgesetzt am Rande der Welt. Ich war wieder ganz allein zurückgeblieben.

»Yumiyoshi!«, schrie ich aus Leibeskräften. Doch tatsächlich brachte ich keinen Ton hervor, nur meinen rasselnden Atem. Ich wollte erneut schreien, doch da hörte ich ein Knipsen.

Die Stehlampe brannte. Im Zimmer war es hell.

Yumiyoshi war da. Sie saß angezogen - Rock, weiße Bluse, schwarze Schuhe - auf dem Sofa und lächelte mich zärtlich an. Ihr hellblauer Blazer hing wie ein Doppelgänger von ihr über der Stuhllehne. Ich spürte, wie die Starre langsam aus meinem Körper wich, als lockere sich eine Schraube. Meine rechte Hand krallte sich immer noch krampfhaft in das Laken. Ich ließ los und wischte mir den Schweiß vom Gesicht. Bin ich tatsächlich im Diesseits, fragte ich mich. Ist dieses Licht echt?

»He, Yumiyoshi«, sagte ich heiser.

»Was denn?«

»Bist du wirklich da?«

»Aber sicher«, sagte sie.

»Bist du nirgendwohin verschwunden?«

»Nein, ich bin nicht verschwunden. So einfach verschwinden Menschen nicht.«

»Ich habe wohl geträumt«, sagte ich.

»Ich weiß. Ich habe dich die ganze Zeit beobachtet. Wie du im Schlaf meinen Namen gerufen hast. Im Dunkeln. Wenn man wirklich versucht, etwas zu sehen, kann man auch im Dunkeln etwas erkennen, nicht wahr?«

Ich schaute auf die Uhr. Es war kurz vor vier. Noch ein Stündchen bis zur Morgendämmerung. Die Zeitspanne, in der Gedanken sich vertiefen und verzerren. Mein Körper fühlte sich noch immer kalt und starr an. War das wirklich nur ein Traum gewesen? In jener Dunkelheit gab es keinen Schafsmann mehr, und Yumiyoshi war ebenfalls verschwunden. Ich konnte mich genau an die verzweifelte, ausweglose Einsamkeit erinnern. An die Berührung von Yumiyoshis Hand. Ein bleibender Eindruck. Noch realer als diese Wirklichkeit. Meine Realität hatte noch nicht ausreichend Substanz zurückgewonnen.

»Sag, Yumiyoshi ...«

»Was denn?«

»Wieso bist du angezogen?«

»Ich wollte bekleidet sein, wenn ich dich anschaue«, sagte sie. »Nichts weiter.«

»Kannst du dich nicht wieder ausziehen?«, bat ich sie. Ich brauchte Gewissheit. Dass sie wirklich hier war. Dass wir uns in dieser Welt befanden.

»Klar«, sagte sie. Sie band ihre Armbanduhr ab und legte sie auf den Tisch. Zog die Schuhe aus und stellte sie nebeneinander. Knöpfte sich die Bluse auf, zog sich die Strümpfe aus, schlüpfte aus dem Rock und faltete alles ordentlich zusammen. Sie nahm die Brille ab und legte sie ebenfalls mit dem gewohnten Klacken auf den Tisch. Lautlos schritt sie durchs Zimmer, schlüpfte ins Bett und kuschelte sich nackt an meine Seite. Ich drückte sie fest an mich. Sie fühlte sich warm und weich an, mit dem

Gewicht von etwas Realem.

»Du bist nicht verschwunden«, sagte ich.

»Natürlich nicht«, erwiderte sie. »Ich habe dir doch gesagt, so einfach verschwinden Menschen nicht.« *Wirklich nicht?* dachte ich, während ich sie fest in meinen Armen hielt. Es konnte praktisch alles passieren. Diese Welt ist zerbrechlich und riskant. Es konnte alles Mögliche geschehen, ganz leicht. Im Totenkabinett war immer noch ein Skelett übrig. War es der Schafsmann? Oder eine andere Person, deren Tod für mich vorbereitet wurde? Oder etwa ich selbst? Vielleicht wartete es dort in dem fernen schummrigen Zimmer auf meinen eigenen Tod. Entfernte Geräusche aus dem alten Hotel Delfin drangen zu mir heran. Wie ein bereits hörbarer Nachtzug, der aus weiter Ferne mit dem Wind heranbrauste.

Der Fahrstuhl ratterte quietschend nach oben und hielt. Jemand lief durch den Korridor. Jemand öffnete eine Tür, jemand schloss eine Tür. Im Hotel Delfin. Dessen bin ich mir sicher. Überall quietscht und rappelt es vor Altersschwäche. Ich bin ein Teil davon. Jemand vergießt Tränen um mich. Vergießt Tränen über etwas, das ich nicht beweinen kann.

Ich küsste Yumiyoshi aufs Augenlid.

Sie war in meinen Armen eingeschlummert. Ich konnte nicht schlafen. In meinem Körper war nicht ein Quäntchen Müdigkeit. Hellwach lag ich da, wie ein versiegter Brunnen. Ich hielt Yumiyoshi eng umschlungen, als wollte ich sie einwickeln. Ab und zu weinte ich, lautlos. Weinte um alles, was ich verloren hatte. Und um das, was noch nicht verloren gegangen war. Tatsächlich weinte ich nur ein ganz kleines bisschen. Yumiyoshis Körper lag weich in meinen Armen - warm verstreichende Zeit. Die Zeit tickte die Wirklichkeit.

Schließlich brach leise der Tag an. Ich hob den Kopf und beobachtete den Zeiger des Weckers, der sich langsam, synchron mit der realen Zeit, bewegte. Unaufhaltsam, Schritt für Schritt. Yumiyoshis Atemhauch hinterließ einen warmen, feuchten Fleck auf der Innenseite meines Arms.

Die Wirklichkeit. Hier bleibe ich.

Der Zeiger der Uhr stand inzwischen auf sieben. Sommerliches

Morgenlicht drang ins Zimmer und zeichnete ein leicht verzogenes Quadrat auf den Boden. Yumiyoshi schlief noch. Ich strich ihr Haar zurück und küsste sie zärtlich aufs Ohr. Wie soll ich sie wecken? überlegte ich etwa drei, vier Minuten. Man kann es auf ganz verschiedene Weise sagen. Es gibt viele Möglichkeiten, viele Redewendungen. Würde meine Stimme gut klingen? Würde meine Botschaft sich durch die wirkliche Luft schwingen können? Ich probierte im Stillen einige Wendungen aus. Und entschied mich dann für die schlichteste.

»Yumiyoshi, es ist Morgen«, flüsterte ich ihr ins Ohr.